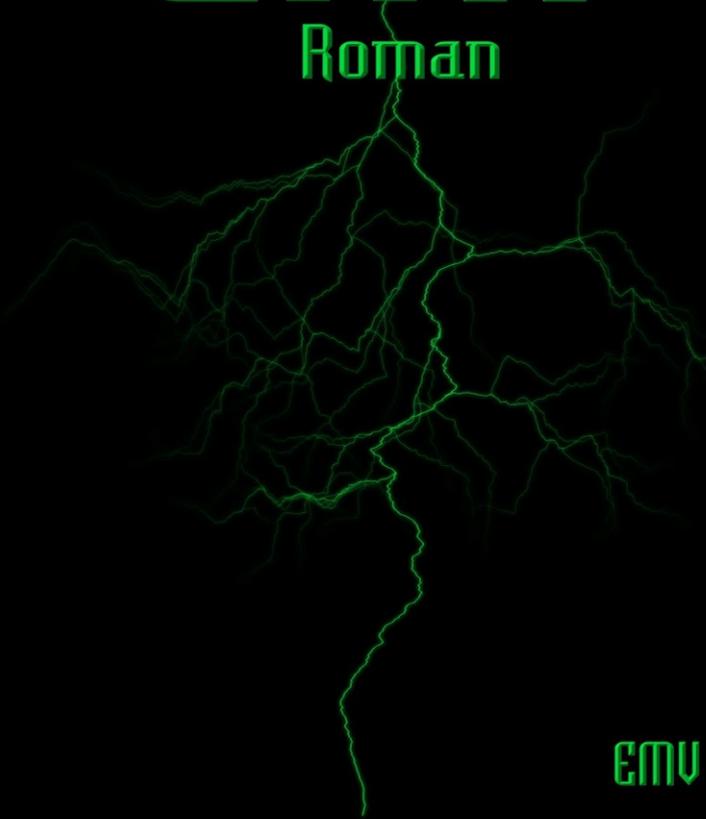


Eva Marbach

EMP

Roman



EMU

Ein EMP-Schlag zerstört schlagartig alle Elektrogeräte in den Industrieländern.

Eva und ihre erwachsenen Kinder, die in Berlin, München und einer Kleinstadt leben, müssen sich durchschlagen und viele Gefahren überwinden.

Für alle, die gerne ein Buch aus Papier in den Händen halten wollen, gibt es diesen Roman auch als gedrucktes Buch zu kaufen (19,80 Euro).

www.eva-marbach.com/buchverlag/romane/

Über die Autorin:

Eva Marbach, Jahrgang 1962, schrieb mit 13 Jahren ihren ersten Roman über eine Marsexpedition. Anschließend widmete sie sich den Herausforderungen des Lebens und etwas später ihren zwei Söhnen, die inzwischen aus dem Haus sind. 2003 beschloss sie, dass es Zeit wurde, endlich Schriftstellerin zu werden und begann mit dem Roman "EMP".

Internet: <http://autorin.eva-marbach.net>

Eva Marbach

EMP

Ein Survival-Roman

Eva Marbach Verlag

PDF-Version der Originalausgabe

Eva Marbach Verlag, Breisach
Copyright © 2009: Eva Marbach Verlag, Breisach
www.eva-marbach.com

1 Eva

Zuerst sah es aus wie ein ganz normaler Stromausfall. Das Radio brach ab und all die kleinen Gerätelämpchen erloschen. War da nicht eben ein Blitz gewesen? Merkwürdiges Gewitter, das bei strahlendem Sonnenschein stattfindet, dachte ich mir.

Da saß ich nun beim Morgentee und wollte mich eigentlich gleich an die Arbeit machen, aber bei Stromausfall konnte ich mir etwas mehr Zeit lassen. Bestimmt würde der Strom in spätestens einer Viertelstunde wieder laufen, und dann wäre immer noch genug Zeit, den Computer anzuwerfen. So las ich noch ein bisschen in meinem Science-Fiction-Roman und genoss den ruhigen Morgen.

Mein Blick wandte sich zum Fenster, durch das ich einen wunderbaren Blick über unseren großen Garten und die Gewächshäuser hatte. Erst letztes Jahr hatten wir diesen Hof mit ausreichend Land für eine kleine Selbstversorgung gekauft. Jetzt waren wir kräftig dabei, das Haus nach unseren Wünschen umzugestalten und den Garten Schritt für Schritt in Betrieb zu nehmen. Mit einem Selbstversorger-Hof wurden wir von Außenstehenden natürlich für Spinner gehalten. Vielleicht traf diese Bezeichnung sogar auf mich und meinen geliebten Felix zu, denn das Survival-Hobby galt allgemein als Spinnerei.

Von einem Gewitter war weder etwas zu sehen, noch zu hören. Ob es vielleicht doch kein Gewitter gewesen war?

Aber warum war dann der Strom ausgefallen? Normalerweise fiel der Strom hier nämlich nur bei Gewitter aus und das mit schöner Regelmäßigkeit.

Eine Viertelstunde später wunderte ich mich allmählich über die lange Dauer des Stromausfalls. Also ging ich zum Sicherungskasten und überprüfte, ob da alles in Ordnung war. Der Zähler lief nicht, und die Sicherungen zeigten ganz brav alle in eine Richtung. "Hm, also wird das Problem eher beim Stromwerk liegen", war meine Schlussfolgerung.

Um das Ganze abzuklären, ging ich ins Büro und holte das Batterie-Radio hervor. Tot. Dabei hatte ich die Batterien erst vor zwei Wochen überprüft.

Ein fürchterlicher Verdacht stieg in mir auf. Meine Finger fingen plötzlich an zu zittern und ich versuchte sie zu beruhigen, um mir das in Metall eingepackte Radio zu greifen, das in einer Schublade lag.

Felix war inzwischen auch ins Büro gekommen, denn auch ihm schien der lange Stromausfall bedenklich. Zitterig packte ich das metallgeschützte Radio aus, schaute Felix, der das Geschehen mit wachsendem Interesse verfolgte, mit

ängstlichem Blick an, und schaltete das Radio ein.

Es piepste und rauschte. Nun ja, eigentlich war das kein so gutes Zeichen, denn eigentlich sollte aus dem Radio bei dieser Sendereinstellung Musik oder eine Moderatoren-Stimme erklingen. Aber immerhin funktionierte dieses Radio, anders als das Radio, das nicht in Metall eingepackt gewesen war - dennoch ein schlechtes Zeichen für die Gesamtsituation.

Trotz geduldigem Drehen am Senderrädchen bekam ich einfach keinen Sender rein - nur hier und da ein paar Hintergrundgeräusche, die entfernt an Sprache erinnerten.

Also musste der Weltempfänger her. Felix hatte ihn schon ausgepackt, denn wie mir, schwante ihm Übles. Große Bereiche der Frequenzen waren tot. Da, wo unendlich viele Radiosprecher durcheinander plappern sollten, war Totenstille. Wir schauten uns an. Es war kaum nötig oder möglich irgend etwas zu sagen.

Ich schluckte, was aber nicht gegen die aufsteigende Panik half.

"EMP?", fragte ich und wagte dabei kaum, Felix anzuschauen.

"Sieht ganz danach aus", antwortete Felix.

Ein EMP-Schlag (Electro Magnetic Pulse) hätte die Macht, nicht nur die Stromversorgung lahmzulegen, sondern auch alle ungeschützten elektronischen Geräte dauerhaft zu zerstören. Solch ein EMP-Schlag könnte beispielsweise durch eine kleine oder mittlere Atombombe ausgelöst werden, die in 50 km Höhe in der Stratosphäre gezündet wird. Da dazu eine große Menge teurer Technik nötig war, hatten wir so einen EMP-Schlag nicht als allerwahrscheinlichste Katastrophe befürchtet. Dennoch hatten wir auch für dieses unwahrscheinliche Ereignis einige Vorbereitungen getroffen.

Wir versuchten weiter, dem Radio sinnvolle Töne zu entlocken.

Da, endlich, auf Langwelle, eine französische Stimme. ". . . Kontakt zu den Vereinigten Staaten verloren. Das gleiche gilt für Berlin, Tokyo und Hongkong. . . . Internet-Verbindungen sind auch nicht in Funktion. . . ." dann ging die Stimme im Rauschen unter. Geduldiges Weiterdrehen brachte den Sender besser rein, aber wir hörten nur noch die Worte ". . . später. Bleiben Sie in Ihren Häusern und bewahren Sie Ruhe. Jetzt hören Sie zur Aufmunterung den letzten Sommerhit." und irgendein Hit wurde abgespielt, dessen fröhliche Melodie angesichts der Situation ziemlich fehl am Platz wirkte.

Während der Song munter weitertönte, gewannen wir unsere Sprache wieder.

"Und jetzt?" fragte ich Felix.

"Immer mit der Ruhe. Wir haben keine Eile", sagte er, "wir warten jetzt erstmal ab, was das Radio noch zu sagen hat."

Also warteten wir ab, bis sich der Nachrichtensprecher wieder meldete.

"Großes oder kleines EMP?" fragte ich.

Felix runzelte die Stirn und sagte dann: "Das werden wir wohl bald genauer wissen. Für mich sieht es zur Zeit so aus, als wären es entweder sehr viele kleine oder mehrere große EMPs, also sozusagen der Worst-Case. Dabei hatte ich kleine Ballungszentren-EMPs eigentlich für wahrscheinlicher gehalten, weil die viel billiger sind. Da hat jemand richtig investiert, um uns in die Steinzeit zurück zu bomben.". Der Sarkasmus in seiner Stimme war kaum zu überhören.

"Dann sind wohl auch die Kinder betroffen." mutmaßte ich, wobei meinem inneren Muttertier ganz bang zumute wurde. "Oh je, und die kleine Anna."

"Die Kinder sind erwachsen und können sehr gut auf sich selbst aufpassen. Ok, die kleine Anna ist tatsächlich noch ein Kind, aber sie hat ja ihre Mutter Ronja bei sich. Als Großeltern hat man heutzutage eben nicht mehr viel Einfluss auf die Enkel, vor allem, wenn sie so weit weg wohnen. Wir haben ihnen ja immer wieder angeboten, in unsere Nähe zu ziehen, aber sie wollte eben lieber in Berlin bleiben. Ulli ist schlau genug, um sich irgendwie durchzuwurschteln und Fritz ist sowieso gut vorbereitet", versuchte Felix, mich zu beruhigen.

Es half nur ein wenig, aber durch übermäßige Sorgen konnte ich die Situation unserer Kinder und Enkeltochter jetzt auch nicht verbessern.

Anscheinend war es im Radio eine dieser Sondersendungen, denn wir mussten nicht lange warten, bis neue Meldungen kamen.

Was wir hörten, war niederschmetternd, und andererseits auch wie erwartet - in den schlimmsten Katastrophen-Szenarios.

Wie gut, dass die Franzosen so ein gut ausgebautes altmodisches Langwellen-Netz hatten, denn dadurch waren sie jetzt noch in der Lage, weiträumig zu senden.

Zurzeit waren in Frankreich wohl fast alle üblichen Verbindungen in Europa, in die USA, Südostasien mit Japan und Hongkong usw. unterbrochen, und auch etliche Satelliten waren ausgefallen. Ein Experte wurde befragt, der als Erster den Begriff "EMP" in den Mund nahm. Er erklärte kurz, dass ein EMP, ohne Zerstörung von Menschen und Gegenständen, beispielsweise durch eine kleine Atombombe ausgelöst werden könnte, die in sehr hoher Höhe gezündet würde. Dann würden alle elektronischen Geräte in einem Umfeld von der Größe Europas kaputtgehen. Man vermutete, dass mehrere dieser Bomben eingesetzt worden seien, um die Ausfälle in nahezu allen westlichen Zentren zu bewirken. Möglicherweise seien Terroristen verantwortlich.

Nun, das wussten wir natürlich schon, aber es so zu hören, war dennoch sehr

erschreckend. Ich blickte zu Felix und er nickte mir zu mit einem Blick, der sagte "jetzt wissen wir, wofür wir das ganze Vorbereitungs-Theater auf uns genommen haben." Wir hatten uns nämlich seit Jahren damit beschäftigt, uns für schwierige Zeiten vorzubereiten. Das war auch einer der Hauptgründe gewesen, die alte Gärtnerei zu kaufen.

Anstatt, wie sonst bei großen Katastrophen, der Fernseher im Dauerbetrieb laufen zu lassen, schaltete Felix das Radio sorgfältig wieder ab, ich vermutete, um die Batterien zu schonen.

Jetzt trat unser Plan EMP in Kraft, der auf dem Papier und in den Köpfen wunderbar aussah, aber ob er sich in der Realität beweisen würde, war völlig unklar, denn einen globalen EMP kann man kaum vorher testen.

Unsere kleine Internet-Firma war ab sofort null und nichtig, denn wenn weltweit 90% aller Computer kaputt sind, benutzt keiner mehr zum Vergnügen das Internet. Mit etwas Glück könnten wir aber das sogenannte Notfall-Netz mit Kommunikationsplattformen unterstützen, denn das war ein wichtiger Teil vom Plan.

Zu Essen hatten wir fürs Erste genug und auch sonst hoffte ich, gut ausgerüstet zu sein.

Trotzdem war mir sehr mulmig zumute und ich musste etwas frische Luft schnappen. Dabei gingen mir tausend Sachen auf einmal durch den Kopf und ich versuchte ein bisschen Ordnung in mein inneres Chaos zu bringen.

Was jetzt wohl in den Dörfern und Städten vor sich ging? Ich konnte mir das Durcheinander lebhaft vorstellen und war froh, hier ganz weit draußen auf dem Land zu leben.

Nach ein paar Minuten ging ich wieder in die Küche. Auch Felix kam in die Küche, mit dem Gaskocher in der Hand, um sich einen Kaffee zu kochen.

"Die Anlage bauen wir erst in ein paar Tagen auf, wenn die Gefahr eines zweiten Schlages und die Turbulenzen in der Ionosphäre geringer geworden sind", sagte er, während er dem Wasser beim köcheln zusah.

Ich nickte und fragte mich, ob der Plan mit dem Notfall-Netz wirklich funktionieren würde. Ob es wohl Satelliten gab, die den Schlag überstanden hatten? Oder ob unsere Funkverbindung andere Leute und deren Rechner erreichen konnte?

Nach einer Weile probierte ich noch mal das UKW-Radio aus, um zu checken, ob es inzwischen Sender gab, die mit einer Notfallausrüstung wieder auf Sendung gegangen waren. Nichts. Vermutlich würde es wohl noch etwas dauern.

Jetzt hieß es erst mal alle ungeschützten Batterie- und Akkugeräte

überprüfen, ob sie noch funktionieren. Felix saß schon im Auto und versuchte, ihm ein Lebenszeichen zu entlocken. Vergebens. Aber das hatten wir eigentlich auch nicht anders erwartet, denn das elektronikfreie Auto war erst für nächstes Jahr geplant gewesen. Immerhin hatten wir für diesen Fall unsere Mountainbikes und Fahrradanhänger.

Das Handy war tot und auch die meisten Uhren waren stehengeblieben. Eine ewige Erinnerung an den Zeitpunkt des EMP-Schlags. Wie bei mir so üblich, zeigten sie alle leicht unterschiedliche Zeiten an, weil die digitalen Atomzeit-Uhren einfach erloschen waren und ich mal wieder vergessen hatte, die Zeiger-Uhren genau zu stellen. Es war aber irgendwann gegen 9:20 MEZ gewesen, soviel stand fest. Die meisten Berufstätigen hatte es wohl schon an ihren Arbeitsplätzen erwischt. Viele andere waren zu dieser Zeit in ihren Autos unterwegs, die plötzlich stehengeblieben waren. Das musste ein schreckliches Verkehrschaos gegeben haben. Und woher sollte das Heer der Arbeitslosen ihr automatisches Frühstück bekommen? Mir schauderte bei dem Gedanken daran.

Erstaunlicherweise fiepte mein altes Kassetten-Radio fröhlich vor sich hin, nachdem ich es mit frischen Batterien aus dem Keller versorgt hatte. Schließlich hatten wir im Haus ja auch eine Art Faradayschen Käfig, weil der Putz mit einem Metallgitter unterlegt war. Da sollten doch einige unserer unverpackten Geräte heile geblieben sein. Und sonst hatten wir ja noch die vielen Elektronik-Teile, die wir in guten Zeiten billig gekauft und in Alu- und MU-Metall-Kisten im Keller gelagert hatten. Das MU-Metall war zwar entsetzlich teuer, aber für die wichtigsten Geräte hatten wir es uns gegönnt, denn es war der einzig wirklich sichere Schutz vor EMP-Schlägen.

Ich drehte eine Weile am Senderknopf und siehe da, plötzlich hörte ich auf UKW einen ganz normal klingenden Radiosender. Da waren wohl welche vorbereitet auf so eine Situation. Nach dem Song klang es aufmunternd aus dem Lautsprecher. "Willkommen in unserem Notfall-Studio - an alle, die jetzt schon zu uns gefunden haben. Wir wissen, dass Sie da draußen sind, auch wenn Sie uns momentan telefonisch nicht erreichen können. Bleiben Sie in ihren Wohnungen und bewahren Sie Ruhe. Hier eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse, so wie es uns bis jetzt bekannt ist. Über Nordamerika, Europa, Südostasien und Südindien sind anscheinend fünf Atombomben in großer Höhe gezündet worden. Dadurch direkt wurden zwar keine Menschenleben gefordert und auch die Gebäude sind davon unbeeinträchtigt. Aber nahezu alle elektronischen Geräte sind irreparabel zerstört. Der Regierungssprecher ist per Funk an uns herangetreten und lässt verlautbaren, dass das Militär für einen solchen Fall vorbereitet ist, und dass genügend geschützte Geräte vorhanden sind, um

mit der Situation fertig zu werden. Weitere Informationen und offizielle Bekanntmachungen erfahren Sie regelmäßig auf dieser Frequenz.

Hier die neuesten Schadensmeldungen, die uns erreicht haben: Bundesweit ist die Strom- und Wasserversorgung zusammengebrochen, weil die steuernden Geräte außer Funktion sind. Die Bevölkerung wird gebeten, sparsam mit den restlichen Wasservorräten in Töpfen, Flaschen usw. umzugehen, denn bis auf weiteres gibt es kein fließend Wasser. Seien Sie vorsichtig bei der Verwendung von Kerzen und anderen offenen Flammen, wenn Sie abends das Licht ersetzen wollen. An der Herstellung einer provisorischen Notstromversorgung für alle wird fieberhaft gearbeitet.

Aufgrund des Ausfalls der Steuerelemente sind alle Nahrungsversorger für die Empfänger von Arbeitslosengeld III ausgefallen. Die Regierung drückt dazu ihr Bedauern aus. Essen Sie in kleinen Portionen, was Sie in Räumen gelagert haben. Das rote Kreuz wird in Kürze für Notrationen sorgen. Hören Sie auf die Lautsprecher-Ansagen in ihrem Bezirk. Diese Regelungen gelten bundesweit, da sie laut Resolution 3035 aus dem Jahre 2005 so festgelegt wurden."

Zum inneren Luftholen wurde mal wieder Musik gespielt und da erst bemerkte ich Felix, der inzwischen auch wieder im Büro war und das meiste des Berichtes mitbekommen hatte.

"Schön, dass das alte Radio noch geht. Vielleicht gibt das einen entscheidenden kleinen Vorsprung, wenn das woanders auch geklappt hat. Lass uns noch die anderen Geräte überprüfen, solange sie Musik spielen. "

Die Digitalkamera hatte, oh Wunder, überlebt. Vielleicht weil sie in ihrer hübschen Blechdose auf dem Küchentisch lag, als ES passierte. Und von oben hatten wir Metallgitter in der Decke.

Die Kühltruhe im Keller war natürlich aus, aber ob sie kaputt war, würde sich erst zeigen, wenn es wieder eine normale Stromversorgung gab. Jetzt konnte sie noch ein paar Tage als Kühlkiste dienen. Um sie leer zu essen, holte ich eine Tüte mit Mischgemüse und Reis hervor. So hatten wir gleich ein leckeres Mittagessen. Da fielen mir die armen Sozialhilfe-Empfänger (ach nein, die heißen heutzutage "Arbeitslosengeld III-Empfänger") ein, die heute noch nichts zu essen bekommen hatten. Und jeder wusste, dass die meisten keinen Bissen in ihren kleinen Kammern lagerten, weil sie ja jede Mahlzeit bequem vom Automaten bekamen. Ob sie schon aufeinander einschlagen würden? Oder die ersten Helfer lynchen?

Was ist mit den Flugzeugen, die gerade in der Luft waren? Wie sieht es in den Krankenhäusern aus, auf den Intensivstationen, im Operationssaal? Ich

konnte es mir vorstellen, aber diese Gedanken wollte ich gar nicht allzu sehr vertiefen, um nicht in Panik auszubrechen.

Mit dem Notstromaggregat und allen gesicherten Geräten wollten wir warten, bis sich alles etwas beruhigt hatte. Daher gab es momentan nicht so viel zu testen und ich kehrte ins Büro zurück, nachdem ich das Essen zum Auftauen in die Küche gelegt hatte.

Ich kam also gerade rechtzeitig zum neuesten Sonderbericht im Büro an und erfuhr die ganze Palette möglicher Schrecknisse.

In mehreren großen Städten waren Aufstände und Plünderungen ausgebrochen; vor allem in den Stadtteilen mit hohen Quoten an Arbeitslosengeld-III-Empfängern. Aus anderen Städten hatte man noch gar keine Nachrichten. Das gesamte Bank- und Geldwesen war zusammengebrochen, allen früheren Sicherheitsversprechungen der Finanzwelt zum Trotz. Supermärkte waren nahezu ausnahmslos Opfer von Plünderungen, schon allein deshalb, weil die automatischen Kassen und die Preisschilder aus E-Papier nicht mehr funktionierten und man deshalb sowieso nichts kaufen konnte. Die Supermarkt-Roboter standen regungslos in ihren Nischen. Auf den Straßen herrschte ein einziges Chaos, weil die meisten Autos ausgefallen waren. Hier wurde auch von vielen Toten berichtet. In allen betroffenen Regionen sah es anscheinend ähnlich aus. Der Notstand wurde ausgerufen und das Militär war einsatzbereit. Reservisten sollten sich bei ihren Einheiten melden. Und immer wieder wurde geraten: Bleiben sie in ihren Häusern - Bewahren Sie Ruhe.

Obwohl ich es in meinem schönen Haus auf dem Land geradezu gemächlich hatte, war die Empfehlung mit der Ruhe auch für mich bitter nötig. Vor allem die Sorge um meine Kinder und Freunde quälte mich. Tausend Bilder des Schreckens zogen durch meinen Kopf.

Das Aufwärmen des Gemüses auf dem Gaskocher war denn auch sehr seltsam und ungewohnt, obwohl es reibungslos funktionierte. Und das Essen schmeckte auch gut, obwohl es mir fast im Hals steckenblieb.

So verging der erste Tag für uns ohne weitere dramatische Ereignisse, aber ich lauschte immer wieder dem Radio und stellte mir vor, wie es wohl anderen erging.

Abends war es richtig romantisch mit dem Campinglicht und den Kerzen, aber ein unbeschwertes Urlaubsfeeling kam natürlich nicht auf. Und so lag ich recht früh im Bett und endlos viele Gedanken gingen mir durch die Kopf. Vor allem war da aber die Frage: Was bringt die nächste Zeit? Schaffen wir es, die Zivilisation wieder aufzubauen, die so plötzlich zusammengebrochen war?

Irgendwann bin ich dann wohl vor lauter Erschöpfung eingeschlafen und

schlief, von wilden Träumen geplagt, bis zum nächsten Morgen.

2 Eva

Am nächsten Morgen schien eine freundliche Herbstsonne und in der unmittelbaren Nähe sah alles so friedlich aus, dass ich kaum glauben konnte, was geschehen war.

Felix half mir bei der Apfelernte, die sowieso fällig gewesen war, jetzt aber eine ganz neue Wichtigkeit bekommen hatte. Im Winter würden wir uns bestimmt über jeden Lagerapfel und jeden Löffel Apfelmus und -kompott freuen.

Während ich das Feuer im Holzherd anschürte, weil ich fürs Einkochen ja keinen Elektroherd zur Verfügung hatte, machte Felix sich auf den Weg ins Nachbardorf, um Milch zu besorgen und zu schauen, ob dort alles in Ordnung war. Dazu schwang er sich auf sein selten benutztes Mountainbike und zog den Fahrradanhänger hinter sich her. Ein ungewohnter Anblick. Sonst war der Heimtrainer sein bevorzugtes Gefährt zum Radeln. Aber jetzt würde sowieso vieles anders werden.

Das Feuer im Herd fing an, gut zu brennen und den Herd anzuwärmen, und ich musste mich mit dem Apfelputzen beeilen, um kein Feuerholz zu verschwenden. Nach kurzer Zeit köchelte die erste Fuhre Apfelmus, und ich bereitete die Einmachgläser für die Sterilisation vor. Wie gut, dass ich solche Tätigkeiten schon seit einigen Jahren regelmäßig geübt hatte, denn sonst wäre mir vor lauter Aufregung bestimmt alles angebrannt.

Nebenher bewachte ich natürlich auch Haus und Hof, aber jetzt in den ersten Tagen rechneten wir soweit draußen noch nicht mit Plünderern. Mit Felix stand ich über Funk in losem Kontakt, er könnte mich also erreichen, wenn etwas schiefgehen würde.

Die einfache Tätigkeit brachte mich etwas zur Ruhe, und ich konnte meine Gedanken ein bisschen ordnen.

Die Morgennachrichten hatten bereits von vielen Toten und größeren Aufständen in den Städten berichtet. Berlin, London und Paris würden teilweise brennen und von New York hätte man seit 12 Stunden nichts mehr gehört. Millionen seien auf der Flucht. Die Frage sei nur, wohin sie sinnvollerweise flüchten sollten, denn die Probleme wären ja nahezu global. Auch in den eigentlich verschonten Industrieländern wie Südafrika und Australien war der Ausnahmezustand ausgerufen worden, weil die indirekten Folgen auf den Zu-

sammenbruch der großen Industrienationen schwerwiegend genug waren.

Angeblich waren Bekennerbriefe aufgetaucht, in denen eine technikfeindliche Sekte sich dazu bekannte, die Welt von dem Dämon der Technik befreit zu haben. Ob dieses Bekenntnis echt war, wurde zur Zeit überprüft.

Tja, da hatten immer alle angstvoll auf Islamisten geschaut, und dann kam die große Katastrophe aus so einer Ecke.

Ich machte mir natürlich große Sorgen um meine Kinder und hoffte, dass sie genügend von meinen Vorbereitungs-Infos akzeptiert hatten, um jetzt halbwegs gut durchzukommen.

Ronja war bestimmt in ihrem Hotel gewesen und ihre kleine Tochter in der Kindertagesstätte. Und jetzt brannten Teile von Berlin. Am liebsten wäre es mir, wenn es ihnen gelingen würde, sich hierher durchzuschlagen, aber der Weg war weit und möglicherweise tödlich gefährlich.

Ulli, der größere der beiden Söhne, war in den letzten Semestern seines Studiums als Versicherungsmathematiker. Damit würde er in den nächsten Jahren wohl nicht viel anfangen können. Da er nicht sehr weit weg wohnte, konnte ich mir gut vorstellen, dass er bald hier aufkreuzen würde, denn auch in seiner Stadt würde das Chaos herrschen. Er war aber ein vernünftiger ruhiger Typ, der wohl nicht so schnell in Panik untergehen würde. Jetzt würde sich zeigen, ob er sich auf eine ganz neue Welt umstellen konnte.

Und der Jüngste, Fritz genannt, war erst 21 und machte gerade ein Praktikum auf dem Bau, weil er das Bauhandwerk vor seinem Studium als Bauingenieur erstmal gründlich von der Pike auf lernen wollte. Ein halbes Jahr als Maurer hatte er schon hinter sich. Zur Zeit war meines Wissens nach Betongießen dran. Durch die harte Arbeit war er ziemlich kräftig geworden. Von dem Hänfling von früher war schon nach seiner Bundeswehrzeit nicht viel übrig geblieben. Außerdem hatte er sich hobbymäßig mit der Geschichte der statischen Bauberechnung beschäftigt und sich dabei all die alten Fähigkeiten angeeignet, die man früher zur Berechnung der Stabilität von Bauten eingesetzt hatte. Mit dem Rechenschieber war er geradezu virtuos. Viel schneller und genauer als ich je gewesen bin, obwohl ich damals in der Schule noch den Rechenschieber gelernt hatte, bevor wir zum Taschenrechner greifen durften. Dadurch hatte Fritz natürlich auch eine sehr gute Beziehung zu seinem Großvater, der sein hochverehrtes Vorbild in Puncto Baukunst war. Von ihm hatte er auch sehr viel gelernt, denn mein Vater hatte in den 60er und 70er Jahren noch alle Bauten mit Rechenschieber und Bleistift gerechnet. Irgendwie machte ich mir nicht soviel Sorgen um Fritz, weil ich mir dachte, dass er sich schon irgendwie durchwurschteln würde. Wahrscheinlich würden sie ihn gar nicht mehr von der

Baustelle lassen, wenn seine altmodischen Fähigkeiten erstmal bekannt werden würden, denn nach Katastrophen gibt es immer viele Bauten zu reparieren und neue Brücken zu bauen und da braucht man dringend jemand, der sich mit der Statik auskennt - auch ohne Computer und Programme.

Während ich so meinen Gedanken nachhing, kamen im Radio ständig weitere Schreckensmeldungen. Wegen der Brisanz der Lage und um mich nicht so abgeschnitten von der Welt zu fühlen, hatte ich das Radio in dieser Zeit doch im Dauerbetrieb laufen. Schließlich hatten wir sehr viele Batterien und Akkus geschützt. Bald würde auch der Notstrom laufen und wir könnten die Akkus wieder aufladen. Wir hätten unser Notstromaggregat natürlich sofort anwerfen können. Das war aber gar nicht nötig, denn es geht auch mal ein paar Tage ohne fließenden Strom (außer Batterie-Radio) und so erhöhten wir die Wahrscheinlichkeit, dass unsere geretteten Geräte nicht eventuellen nachträglichen Zusatzanschlägen zum Opfer fielen.

Kurz nachdem ich über diese beabsichtigte Verzögerung nachdachte, hörte ich eine Meldung im Radio, dass es in einigen Metropolen anscheinend heute am frühen Vormittag weitere kleinere EMP-Anschläge gegeben hatte. Dadurch waren viele Notfallsysteme auch noch zusammengebrochen. Na toll! Eigentlich war doch mit so etwas zu rechnen gewesen. Aber solch eine Gründlichkeit wird wohl im allgemeinen nicht erwartet, wenn es um terroristische Angriffe geht. Und schließlich müssen Notfall-Rundfunksender sofort auf Sendung gehen und können sich keine drei Tage Zeit lassen. Also hoffte ich, dass sie, wie wir, eine zweite Garnitur Notfallausrüstung auf Lager hatten.

Unser geplantes Notfall-Netz war sowieso weniger für die ersten Tage des Chaos gedacht, weil es damit schlicht überfordert wäre, als für die Zeit danach, wenn man zivile Möglichkeiten braucht, um beispielsweise Tauschhandel zu organisieren. Wir hatten auch schon vorab angekündigt, dass wir erst drei Tage nach einem potentiellen Crash anfangen würden, unseren Teil des Netzes aufzubauen.

Meine Einkoch-Aktion war fast beendet und die gefüllten und sterilisierten Gläser waren schon am abkühlen, als ich mir anfangs Sorgen um Felix zu machen. Wie lang er wohl noch wegbleiben würde?

Doch da hörte ich schon das Klappern seines Anhängers und eilte zur Tür, um ihn zu begrüßen. Ich war sehr froh, als ich ihn unverletzt und mit einer Milchkanne in der Hand auf mich zukommen sah.

Wir hatten es wirklich sehr gut hier, im Vergleich zu Milliarden von anderen Leuten.

Ein richtiges Dorf war es eigentlich nicht, wohin Felix unterwegs gewesen

war. Es waren drei Bauernhöfe, von denen nur einer noch als Bauernhof betrieben wurde - von einem ziemlich alten Ehepaar. Da deren Kinder in der nächsten Stadt wohnten, war der größte Teil ihres Hofes leer. Ein anderes Haus war im Besitz von Stadtmenschen, die sich dort eine Art Urlaubsdomizil mit Swimmingpool usw. aufbauen wollten. Dieses Projekt war aber noch nicht sehr weit vorangekommen; nur das Unkraut konnte erhebliche Fortschritte verzeichnen. Und der dritte Hof, der immer noch recht verfallen wirkte, war vor einem halben Jahr von jungen Möchtegern-Biogärtnern gekauft worden und wurde allmählich bewohnbar gemacht.

Die Milch gab es natürlich bei den alten Bauern, die trotz ihres hohen Alters noch ein paar Kühe und Ziegen hielten und den Überschuss gerne an die Nachbarn verkauften, um ein kleines Nebeneinkommen zu haben.

Felix erzählte, dass nur die beiden Alten im Dorf gewesen seien, als er dort war. Sie hatten erst gestern gegen Abend gemerkt, dass da was nicht in Ordnung war. Tagsüber hatten sie sich unbeeindruckt um ihre Tiere und den umfangreichen Garten gekümmert und erst abends, als der Milchlaster ausblieb, der Fernseher die Tagesschau verweigerte und das Licht nicht anging machten sie sich erste Sorgen. Weil sie sowieso immer Kerzen zur Hand hatten und jahrzehntelang ohne Strom ausgekommen waren, waren sie jedoch nicht sehr erschüttert und legten sich in der Hoffnung zu Bett, dass es morgen schon wieder eine Tagesschau geben würde.

Erst als Felix eintraf und ihnen in groben Zügen erklärte, was passiert war, verstanden sie, dass es eine große Katastrophe gegeben hatte. Sie meinten aber, sowas wäre kein Problem für sie, weil sie den Strom sowieso oft für unnötigen Schnickschnack gehalten hatten.

Milch hatten sie im Überfluss. Und als Felix ihnen als Tauschware ein funktionierendes Radio anbot, quasi als Ersatz für die entgangene Tagesschau, da wollten sie ihn am liebsten mit hundert Liter Milch überschütten. Das wäre natürlich viel zu viel gewesen, und so kam Felix mit 20 Liter Milch für die schnelle Verarbeitung und einem Monats-Abo heim.

Der alte Bauer hatte sich letztlich über die neuen Nachrichten sogar ein bisschen gefreut, denn eines erkannte er recht schnell: Seine Milch und sein Gemüse würden bald reißenden Absatz finden und seine Stadt-Kinder würden wahrscheinlich bald heimkehren und ihm endlich beim Ackern helfen, so wie er es sich immer gewünscht hatte.

Felix und ich waren sehr erstaunt, wie unbeeindruckt sich der alte Bauer von den Schreckensnachrichten gezeigt hatte. Da spürte man so richtig, dass so etwas für ihn nichts völlig Neues war. Schließlich war er alt genug, um min-

destens einen Weltkrieg bewusst miterlebt zu haben.

Natürlich äußerte der Bauer große Betroffenheit über die Situation der armen Menschen in den Städten und seine Frau zündete eine große Kerze an und murmelte einige Gebete.

Am Ende seines Besuches vertraute der Bauer Felix noch an, dass ihm die Stadtmenschen, die die anderen Höfe gekauft hätten und die bestimmt kommen würden, ihm doch ein wenig Sorgen machten. Dem konnte Felix nur zustimmen und kräftig die Daumen drücken.

Wahrscheinlich würde der Bauer der Lehrmeister für all die jungen Stadtmenschen werden müssen, die sich bald in der Siedlung einfinden würden. Darum war er nicht unbedingt zu beneiden.

Unterwegs konnte man an einer Stelle sehr gut über den ganzen Oberrheingraben blicken. Dort sah Felix Rauchwolken in Richtung Freiburg, was er mir voller Sorge erzählte. Ansonsten sei die Gegend fast wie ausgestorben. Keine Autos unterwegs, die an einem vorbeibrausen und auch andere Fußgänger oder Radfahrer waren nur mit dem Fernglas zu erspähen.

"Sie werden aber bestimmt bald kommen, die Plünderer." sagte Felix. "Ich geb uns hier draußen maximal eine Woche. Wir sollten anfangen, uns darauf vorzubereiten." Ich dachte an meine Axt und an die Steinschleuder, mit der ich monatelang geübt hatte, bevor ich halbwegs vernünftig mit ihr umgehen konnte. Felix hatte natürlich ein ganz anderes Arsenal auf Lager, unter anderem solche Exoten wie eine Armbrust, mit der er mittlerweile vorzüglich umgehen konnte.

Die Vorbereitung gegen Plünderer bestand jedoch vorwiegend in passivem Schutz, das heißt, wir wollten das Haus unbewohnt und unattraktiv wirken lassen, also ohne Essensvorräte, karg möbliert und so weiter. Um das zu erreichen, mussten wir alles, was Plünderern gefallen könnte, in unseren verborgenen Keller tragen und den Keller dann am Schluss verbergen. So hätten wir von Tag zu Tag weniger Sachen in unserem normalen Umfeld. Im Ernstfall würden wir dann unsere Rucksäcke schnappen, die natürlich schon lange gepackt im Keller lagen, und uns im Wald verstecken, solange die Plünderer bei uns zugange wären. Wie gut, dass die Ernte nicht mehr frei im Garten hing, sondern schon im hinteren Keller als Vorräte lagerte.

Der Gedanke daran, das Haus quasi den Plünderern zu überlassen, und zu hoffen, dass sie es als unattraktiv wieder verlassen würden, war mir äußerst unangenehm. Wir hatten jedoch schon vorher oft und lange über so eine Situation gesprochen und es im Endeffekt für besser befunden als eine große Schießerei, bei der man vielleicht zum Mörder oder auch zum Toten werden

konnte.

Also krepelten wir nach einer stärkenden Mahlzeit die Ärmel hoch und begannen, den hinteren Keller mit allem zu füllen, was uns lieb und teuer war. An diesem Abend waren natürlich nur Sachen dran, die wir sowieso nicht täglich benötigen, denn auch diese Sachen reichten schon, dass uns danach beiden das Kreuz wehtat. Eine kleine Massage mit Franzbranntwein gab uns das Gefühl zurück, dass man es sich auch innerhalb der Katastrophe gut gehen lassen konnte.

Im Radio gab es nicht viel Neues zu hören. Ein paar Sender, die zwischendrin wieder auf Sendung gewesen waren, hatten wieder aufgehört zu senden - ob das wegen der nachträglichen kleinen EMPs war? Auf dem Hauptsender kamen immer wieder die gleichen oder ähnliche Meldungen. Ob uns da wohl das wahre Ausmaß der Katastrophe verschwiegen werden sollte? Das hielten Felix und ich für eine wahrscheinliche Möglichkeit.

Gegen Abend probierte Felix mit einem PDA und diversen funktechnischen Möglichkeiten, von denen ich leider nie viel verstanden habe, ob sich netztechnisch schon etwas getan hätte und ob es sich lohnen würde, schon am nächsten Tag die ersten Versuche mit dem eigenen Notfall-Netz-Server zu starten. Er konnte ein paar eher wirr herumirrende Botschaften erhaschen, die aber nicht viel mehr aussagten, als "Hallo, hier sind wir. Bei uns ist fast alles kaputt." Es gab auch etliche Berichte über nachträglich noch zerstörte Geräte. Am Ende entschied er sich dafür, das wertvolle Equipment nicht voreilig zu riskieren und lieber die Schmalspur-Version noch ein paar Mal an zu testen. Und natürlich hinterließ er auch eine umherirrende Botschaft, die außer dem "Hallo" noch die Info enthielt, dass man ab übermorgen über unseren Server einen dauerhaften Infopool erreichen könne, vorausgesetzt, alles klappt, wie vorgesehen.

Diese Info, wann und wie man unseren Teil des Notfallnetzes erreichen konnte, war natürlich auch schon vorher bekannt gewesen, und wer auch immer unser Buch hatte, oder sich die Infos im Web ausgedruckt hatte, konnte sich schon darauf vorbereiten, wie es im Ernstfall funktioniert. Wir erwarteten also einige alte Bekannte wiederzutreffen, sobald wir richtig online wären. Natürlich nur diejenigen, die irgendetwas an Elektronik hatten retten können.

Sogar ein paar Email-Äquivalente hatten uns erreicht, die wir bei Kerzenschein beantworteten. Sehr schnell wurde klar, dass Fachwissen zu nicht-elektronischen Techniken das Manko Nummer eins war und dass auch eine Art Vermissten-Börse ganz dringend benötigt wurde.

Unsere wichtigste Survival-Datenbank schickten wir anschließend an einen Server, der jetzt schon permanent online war. Von dort konnte jeder mit einem

geretteten Computer die allerwichtigsten Infos runterladen.

Ich musste an die Abermillionen denken, denen diese Möglichkeit fehlte. Die sich nie Gedanken über Vorräte und Vorbereitetsein gemacht hatten. Die jetzt wahrscheinlich vom Hungertod oder Mord im Tumult bedroht waren.

Nun ja, die ganze Welt konnten wir zwei sowieso nicht retten, also war es durchaus sinnvoll, in einem Bereich mitzuwirken, in dem wir uns auskannten.

3 Ronja

Wie jeden Morgen stand Ronja schon seit 8 Uhr elegant gestyled hinter dem Tresen der Hotel-Rezeption. Ihre sechsjährige Tochter Anna war mit ihr zusammen losgefahren und dann bei der Schule ausgestiegen. Seit einem Jahr ging sie zur Schule und nachmittags in die Kindergruppe, weil Ronja den ganzen Tag arbeitete.

Ronja war ehrgeizig und arbeitete sehr fleißig, um möglichst bald eine verantwortungsvollere Stellung zu bekommen. Denn sie brauchte dringend mehr Geld, um sich und vor allem der kleinen Anna einen akzeptablen Lebensstandard bieten zu können. Schon jetzt gab es manchmal Tränen, wenn sie Anna teure Marken-Kleidchen verweigern musste. Daher war eine 50-Stunden-Woche für Ronja der Normalfall und manchmal musste sie auch darüber hinaus im Hotel bleiben.

Der erste große Schwung der Frühaufsteher war schon bewältigt, als plötzlich in der gesamten Lobby der Strom ausfiel. Der Computer stürzte ab und es wurde leicht dämmrig, weil die raffinierte Hallenbeleuchtung plötzlich dunkel blieb. Dann hörte man Rufe und Schreie aus verschiedenen Ecken.

Die lautesten Rufe kamen vom Fahrstuhlbereich. Herr Schneider, der Leiter der Rezeption, versuchte per Telefon einen Techniker zu rufen, aber das Telefon war tot. Also schickte er einen der jüngeren Mitarbeiter, der technisch halbwegs geschickt war, um die offensichtlich steckengebliebenen Gäste zu befreien. Dann fluchte er leise vor sich hin. Man konnte undeutlich ein "bis-schen viel auf einmal" vernehmen.

Eine Dame eilte halbfrisiert und kreischend aus dem Toilettenbereich. Kaum sah sie Ronja an der Rezeption stehen, stürzte sie auf sie zu und begann, sich in den höchsten Tönen zu beschweren, weil ein Stromausfall im Erfrischungsraum ja nun wirklich unzumutbar sei. Ronja versuchte, sie zu beruhigen und entschuldigte sich höflich im Namen der Geschäftsleitung. Dann bot sie der Dame

einen Kaffee an, der für solche Zwecke immer bereitstand und lieh ihr einen kleinen Spiegel aus ihrer eigenen Handtasche.

Der Tumult im Hintergrund wurde immer grösser. Noch konnte man nicht so richtig wahrnehmen, was überhaupt wo los war. Aus dem Küchenflügel tönte lautes Fluchen und das, obwohl der Bereich gut schallisoliert war. Da wurde also sehr laut geflucht. Auch die Geräusche aus den oberen Stockwerken wurden immer lauter und bedrohlicher.

Ronja sagte leise zu Herrn Schneider "Die Gäste, sie sind wahrscheinlich in ihren Zimmern eingesperrt. Jemand muss sie befreien." Eine Antwort konnte sie jedoch nicht abwarten, denn in diesem Moment strömten mehrere aufgebrauchte Gäste aus der Tiefgarage und aus dem Haupteingang in Richtung Rezeption. "Mein Auto wurde beschädigt." "Die Taxifahrer weigern sich zu fahren." "Die Tiefgarage ist stockdunkel. Ich finde mein Auto nicht". So riefen alle durcheinander.

"Bewahren Sie Ruhe! Einer nach dem anderen." versuchte Ronja sich Gehör zu verschaffen. Nachdem jeder sein Problem geschildert hatte, stellte sich die Situation folgendermaßen dar: In der Tiefgarage war es dunkel, nicht mal die Notbeleuchtung ging, und wer sein Auto dennoch gefunden hatte, konnte es nicht öffnen. Auf dem Hotel-Vorplatz standen die Taxis und die Taxifahrer behaupteten, dass sie nicht mehr funktionierten. Die ersten Gäste verlangten schon nach ihrem Anwalt und als sich herausstellte, dass die Handys auch nicht funktionierten, skandierten sie "Wir verklagen Sie! Wir verklagen Sie!".

Inzwischen war der leitende Geschäftsführer des Hotels an der Rezeption eingetroffen und wandte sich kurz an die Protestierenden "Wir werden uns um alles kümmern. Bewahren Sie Ruhe! In Kürze wird alles wieder seinen gewohnten Gang nehmen." Dann sagte er leise zu Ronja: "Beruhigen Sie die Leute und sparen Sie nicht an Kaffee, Erfrischungstüchern und Keksen, wenn Sie die Probleme nicht lösen können. Sagen Sie den Leuten, dass wir alles bald in den Griff kriegen. Den Herrn Schneider entführe ich Ihnen für eine Weile, weil er in den oberen Stockwerken gebraucht wird. Sie müssen hier also die Stellung halten. Die jungen Damen lasse ich Ihnen da." Dann ging er zu Herrn Schneider und sprach ein paar Minuten auf ihn ein. Herr Schneider schnappte sich die männlichen Rezeptionsmitarbeiter und verschwand im Treppenhaus.

Die Gäste aus den Fahrstühlen waren inzwischen offensichtlich befreit worden, denn zwei aufgelöst wirkende Grüppchen von Menschen bewegten sich in Richtung Rezeption. Ronja gab ihren Mitarbeitern ein paar kurze Anweisung, damit sie wussten, was zu tun sei und ging dann freundlich auf die Gäste zu, ein paar Erfrischungstücher schon in der Hand haltend.

In den nächsten Stunden wurde das Chaos nicht etwa besser, sondern immer schlimmer. Der Strom blieb weg und auch das Wasser war anscheinend ausgefallen, denn es kamen auch sehr viele Klagen von halbgeduschten Leuten mit zerzausten feuchten Haaren. Grund zur Klage gab es genug: Kein Fernsehen, kein Licht, kein Telefon, kein Auto, keine Endabrechnung, verstopfte Toiletten im Dunkeln, lauwarmer Kaffee, später dann: Kaltes Mittagessen, ...

Hin und wieder sah Ronja blaugekleidete Techniker durchs Treppenhaus eilen, aber der Strom kam nicht wieder. Gegen Mittag kam Herr Schneider kurz vorbei und berichtete ihr, dass der Strom anscheinend in der ganzen Stadt ausgefallen sei und dass er in den Gäste-Stockwerken eine Art Bewachertruppe für die manuell geöffneten Zimmertüren eingesetzt hätte. Dann eilte er wieder davon.

Die Gespräche der verunsicherten Gäste in der Lobby drehten sich zuerst um die Unfähigkeit der Hotelleitung und wandelten sich allmählich in eine brodelnde Gerüchteküche, als sich die Info verbreitete, dass ganz Berlin Stromausfall hatte. Die meisten glaubten, Berlin sei jetzt endgültig pleite und die Geldgeber vom Cross-Border-Leasing hätten den Strom abgestellt. Andere beharrten darauf, dass wohl die Russen kommen würden, das waren aber nur wenige.

Keinem fiel in dem ganzen Chaos auf, dass das Versagen von Autos und Handys normalerweise nicht Bestandteil eines gewöhnlichen Stromausfalls ist. Und warum lief der Notstrom nicht schon längst? Ronja machte sich so ihre Gedanken.

Im Laufe des Nachmittags kam ein Techniker und meldete, dass in den Toilettenräumen wieder Licht sei. Auch eine Not-Wasserversorgung war aktiviert worden. An normale Zustände sei aber erstmal nicht zu denken, denn das wichtigste Notstromaggregat war leider auch kaputt.

Den ganzen Tag über gab es keine ruhige Minute, sodass Ronja sehr froh war, als Herr Schneider gegen 17 Uhr zur Rezeption kam und sie nach Hause schickte. "Retten Sie ihr Kind." sagte er, als wäre dies der einzige Grund, warum sie Feierabend machen durfte. Wahrscheinlich war das sogar der Fall. Die Leute von der nächsten Schicht waren nämlich noch nicht erschienen und die meisten anderen mussten an ihren Arbeits-Plätzen ausharren.

Ihre Füße schmerzten jetzt schon von dem anstrengenden Tag, obwohl sie spezielle Pumps hatte, die normalerweise auch langes Stehen erlaubten. Dennoch musste sie sich wohl zu Fuß auf den Weg machen, denn sie hatte inzwischen von mehreren Gästen gehört, dass alle öffentlichen Verkehrsmittel außer Betrieb waren und dass sich in der U-Bahn schreckliche Szenen zugetra-

gen hätten. Sie zog sich noch schnell ihre normalen Freizeitklamotten an, um in der Menge nicht so aufzufallen und machte sich auf den Weg. Wie gut, dass die Kindergruppe von Anna nur drei U-Bahnstationen entfernt lag.

Auf der Straße angekommen, stockte ihr jedoch der Atem. Alles wirkte so anders als sonst. Manche Leute irrten mit verstörtem Blick ziellos umher, andere strömten schwer bepackt aus den Geschäften und eilten im Laufschrift davon. "Plünderer?" fragte sich Ronja. Eine Gruppe Jugendlicher mit Messern in den Händen pöbelte sie frech an und machte sich dann, als Ronja nicht reagierte über einen der Plünderer her und entwand ihm sein frischerbeutetes Hifi-Gerät. Ronja beschleunigte ihre Schritte ein wenig, aber nur nicht zu sehr, um nicht aufzufallen. Sie bemerkte dann auch viele andere, die wie sie, mit starrem Blick zügig voranschritten. Insgesamt waren die Wege völlig überfüllt. Wahrscheinlich weil so viele zu Fuß unterwegs waren, die sonst die U-Bahn oder Busse genommen hätten.

Die Straße stand voll mit stehengebliebenen Autos, die teilweise ineinander verkeilt waren. Von den Besitzern war nichts mehr zu sehen. Ein Durchkommen wäre selbst mit einem funktionierenden Auto unmöglich gewesen.

Nach einer guten halben Stunde kam sie endlich bei der Kindertagesstätte an, wo sie schon sehnsüchtig von ihrer unruhig vor der Tür auf und ab hüpfenden Tochter erwartet wurde. Der Betreuerin schien es ähnlich zu gehen, denn sie atmete erleichtert auf, als sie Ronja erblickte. Anna sprang Ronja förmlich auf den Arm und kuschelte sich an sie und die Betreuerin sagte: "Es war schrecklich mit dem Strom- und Wasserausfall. Das reinste Chaos. Wenn morgen immer noch der Strom fehlt, bleibt die Kindergruppe geschlossen. Das gleiche gilt wohl auch für die Schule."

Das war gar keine gute Nachricht, denn wo sollte Anna dann am nächsten Tag hin? Ronja beschloss, sich erst Sorgen darüber zu machen, wenn sie heil zuhause angekommen war.

Zuerst stand der Marsch nachhause auf dem Plan und Anna war jetzt schon quengelig. Also verabschiedete sich Ronja von der Betreuerin, die froh war, einen ihrer verbliebenen Schützlinge untergebracht zu haben und sich gleich den anderen Kindern zuwandte.

Dann setzte sich Ronja erst einmal auf den Bordstein und nahm Anna auf den Schoß. Zur Aufmunterung gab es einen der heißbegehrten Notfallbonbons aus Ronjas Handtasche. Und dann erklärte Ronja Anna, dass sie zu Fuß nachhause gehen müssten, was auf sehr wenig Gegenliebe stieß.

Um zügig voranzukommen, nahm Ronja die kleine Hand von Anna fest in die ihre und zog sie gleichsam die Straße entlang. Anna musste sich natürlich

immer wieder umdrehen und die ungewohnten Szenen anschauen. Ein paar Straßen weiter, in einem kleinen Wohn- und Geschäftsviertel sahen sie den ersten Toten auf dem Gehweg liegen. Er hatte ein Messer im Bauch stecken und in weitem Umkreis war das Pflaster blutgetränkt.

"Mama, was hat der Mann? Mama, ich will da hingehen! Mama, wir müssen ihm helfen!" drängelte Anna, ständig lauter werdend und an der Hand zerrend. Ronja beugte sich runter und raunte Anna leise ins Ohr "Wir können dem armen Mann nicht helfen. Bitte bleib ruhig und lauf tapfer weiter. Bitte! Das ist diesmal sehr wichtig!". Mit angstgeweiteten Augen schaute Anna ihre Mutter an und schluckte tapfer. So sprach Ronja sonst nie zu ihr.

Ronja hoffte, dass Anna nicht die ganze Tragweite verstanden hatte, die der Anblick des toten Mannes bedeutete. Wahrscheinlich hatte sie nicht mal begriffen, dass der Mann tot war. Sie hatte aber mit Sicherheit begriffen, dass die ihr bekannte Welt zerbrochen war. Das konnte man dem kleinen Gesicht auch ansehen.

Als sie an einer wild aussehenden Gruppe junger Männer vorbeigehen mussten, stieß Ronja ein Stoßgebet aus und sie hatten Glück. Keiner tat ihnen was. Ein paar dumme Sprüche und schräge Pfiffe war sie schließlich gewohnt.

An einigen Stellen machte sie lieber einen Umweg, als sich durch die Menschenmengen zu drängen, die sie zunehmend als Gefahr sah. Der Weg wurde also deutlich länger, als die fünf U-Bahnstationen-Entfernung vermuten ließ. Als sie sich ihrem Wohnviertel näherten, wurde es schon langsam dunkel. Anna wollte getragen werden und setzte sich weinend auf die Straße, als Ronja sie zum Weiterlaufen ermuntern wollte. Also nahm Ronja die Kleine auf den Arm und schleppte sich weiter in Richtung zuhause.

Nach einer weiteren endlos erscheinenden Ewigkeit erreichten sie endlich im letzten Tageslicht ihren Wohnblock. Die Straßenbeleuchtung war natürlich nicht an und auch ihr Wohnblock startete sie aus dunklen Fensterhöhlen an. Noch zu Fuß in den 5. Stock. Anna wurde immer schwerer und war beim besten Willen nicht dazu zu bewegen, die Treppen selbst hochzusteigen. Stattdessen quengelte sie, dass sie lieber den Aufzug benutzen würde. Ronja hoffte, dass Anna sich wieder ein bisschen fangen würde, wenn sie erstmal zuhause wären.

Als Ronja die Wohnungstür öffnete, was im Dunkeln gar nicht so einfach war, fiel ihr Blick zuerst auf mehrere leere Jogurtbecher, die vergessen auf dem Tisch standen und im Licht der Abenddämmerung leuchteten. Sie fragte sich, wie Nanni wohl den Tag erlebt hatte. Auf die Antwort brauchte sie nicht lange warten, denn kaum waren Ronja und Anna im Wohnzimmer angekommen kam

Nanni verschlafen aus ihrem Zimmer und fragte: "Was ist denn hier los? Warum steht ihr hier im Dunkeln? Heute früh bin ich aufgestanden, da war alles ausgefallen: Fernseher, Radio, Kaffeemaschine. Da hab ich ein paar Joghurts gegessen und hab mich wieder hingelegt, weil die Uhr erst auf kurz vor halb zehn stand. Ist jetzt immer noch alles ausgefallen?". Ronja sagte: "Lass uns erstmal ankommen. Wir sind durch die Hölle gegangen. Zünd doch mal eine Kerze an, ich mach Anna erstmal was zu essen." Anna hatte sich inzwischen aus Ronja Armen geschält und hatte es sich am Küchentisch bequem gemacht. Zufrieden nahm sie ihr Müsli in Empfang und fing an, es in sich reinzumümmeln.

Während Ronja die erstaunte Nanni über die Katastrophen-Situation informierte, blickte Anna plötzlich wie alarmiert auf und platzte raus: "Und da war ein Mann, der war voller Blut und der lag ganz komisch auf dem Boden. Aber Ronja wollte ihm nicht helfen." Ronja sagte "ja, das war schrecklich", um das Thema nicht weiter zu vertiefen und Anna nicht noch mehr zu erschrecken. Nanni begriff allmählich, dass der kleine empörende Ausfall des Fernsehers nur Teil eines viel größeren Ausfalls war und griff sich an die Stirn. "Und ich Esel hab nix davon mitgekriegt. Da ist einmal die große Action im Gange und ich verschlaf den ganzen Tag, weil ich denke es ist immer noch halb zehn." "Was meinst du mit Action?" fragte Ronja. "Nun, da ist doch wirklich was losgewesen, wie du gesagt hast. Wie im Fernsehen. Das muss man sich doch angucken. Ich werd gleich mal auf die Piste gehen. Um zehn ist auch noch ein Konzert im Hang-Out. Da wollte ich sowieso hin."

Bevor Ronja Einwände erheben konnte, sprang Nanni auf und hastete ins Bad. "Warum geht denn hier das blöde Licht nicht?" tönte ihre Stimme aus dem Badezimmer. Sie hatte wohl kaum was davon kapiert, worum es eigentlich ging. Ronja ging zu ihr ins Bad, bevor Nanni im Dunkeln was zerschlagen konnte und versuchte nochmal, ihr die Situation zu erklären und ihr das Abenteuer auf der Piste auszureden. Im Endeffekt wirkte ihre Predigt erst, als sie nachdrücklich darauf beharrte, dass Nanni ermordet werden würde, wenn sie sich auf die Straße wagen würde. Nanni starrte sie entsetzt an "Das meinst du ernst, nicht wahr? Das Ganze ist kein Spaß?" Ronja nickte "Ja, genau so ist es."

Nanni ließ sich nicht lange betrüben, eilte zurück ins Wohnzimmer und schnappte sich die volle Gießkanne und sagte "Dann werd ich mich mal ein bisschen nützlich machen.". "Stop!" rief Ronja gerade noch rechtzeitig "Das Wasser brauchen wir noch für andere Zwecke. Stell die Gießkanne wieder hin." Nanni blickte die Gießkanne in ihrer Hand nachdenklich an und stellte sie dann

wieder aufs Regal.

Man musste Nanni zugute halten, dass sie eigentlich ein wirklich lieber Kerl war. Eine gute Freundin für ein Schwätzchen, die immer Zeit für einen hatte, die die Wohnung lebendig hielt, während Ronja im Hotel war, obwohl Nannis Lebendigkeit von bösen Zungen auch "Chaos" oder "Unordnung" genannt wurde. Außerdem kümmerte sie sich Samstags um Anna, wenn die Kindergruppe geschlossen hatte und Ronja den ganzen Tag arbeiten musste. An diesen Tagen war Anna zwar nicht unbedingt sicher und pädagogisch wertvoll untergebracht, aber die beiden hatten meistens viel Spaß miteinander. Da die schöne Dreizimmer-Wohnung für Ronja alleine zu teuer gewesen war und sie außerdem jemand brauchte, der sie bei ihrer Alleinerziehenden-Aufgabe unterstützte (vor allem eben Samstags), war sie auf die Idee gekommen, ihrer alten Freundin Nanni ein Zimmer zur Untermiete anzubieten. Nanni war irgendwie durchs Raster gefallen und hatte es nie geschafft, einen Job zu bekommen, was ihre Chancen immer weiter verschlechtert hatte.

Mit der Zusammen-Wohn-Lösung waren alle zufrieden. Das Bürger-Amt, weil es einen hoffnungslosen Fall gut untergebracht hatte und die Zimmermiete billiger als ein ganzes Apartment war. Nanni, weil sie den sozialen Brennpunkten entkam, Ronja, weil Nanni ihr trotz allem irgendwie zur Seite stand und Anna, weil sie eine unbeschwerte alberne Zweitmutter hatte, die nicht so oft sorgenvoll oder gestresst in die Welt blickte.

Nach dem Essen wollte Anna unbedingt "Singen mit Kiki" im Fernsehen schauen. Schließlich sollte hier zuhause die Welt in Ordnung sein, wenn es tagsüber schon so schräg gelaufen war. Trotz aller Erklärungen glaubte sie nicht, dass der Fernseher kaputt sei; erst als sie es selbst versucht hatte (fünf Mal), gab sie auf. Sie schrie dann ein paar Minuten sehr weinerlich "Ich will aber Kiki, ich will aber Kiki, ich will aber Kiki." Dabei schlug sie auf Ronja ein, ohne zu merken, was sie da eigentlich tat.

Nanni griff sich die Fernbedienung, drapierte sich ein Stück Küchentuch auf den Kopf und fing an zu singen. Anna war sofort still und riss die Augen auf. Nanni hielt ihr die Fernbedienung des Videorekorders und ein zweites Küchentuch hin und forderte sie hüftschwingend auf mitzumachen. Da standen sie dann mit ihren Fernbedienungen in der Hand und sangen aus voller Kehle die neuesten Hits. Nanni sang gar nicht mal schlecht. Um nicht zu sagen, sie sang eigentlich richtig gut, vor allem im Vergleich zu manchem Sangesstar. Und es kam Stimmung auf. Beim zweiten Hit stand auch Ronja auf und schloss sich den beiden Sängerinnen an. Zehn Minuten später waren alle erschöpft und gut gelaunt.

Diese gute Laune nutzte Ronja, um Anna bei Kerzenschein ins Bad zu bugisieren und ihr mit einem Rest Mineralwasser eine Katzenwäsche samt Zähneputzen angedeihen zu lassen. Anschließend wollte Anna aber auf keinen Fall alleine ins Bett und so durfte sie ausnahmsweise auf dem Sofa einschlafen, angekuschelt an ihre Mutter. Nach wenigen Minuten waren tiefe ruhige Atemzüge zu hören.

"Danke" sagte Ronja, "damit hast du den Abend gerettet. Woher kannst du denn so gut singen?". "In meiner Jugend wollte ich mal Superstar werden und da habe ich mich bei Castings schon ziemlich hochgearbeitet. Aber außer hartem Training und aufregenden Zeiten ist davon nichts geblieben. Und Superstar wurden immer Andere." Nanni zuckte mit den Achseln.

Bei Kerzenschein und einem Gläschen Wein ließen sie den Abend ausklingen und unterhielten sich noch über den ereignisreichen Tag. Nanni erwartete fest, dass am nächsten Tag wieder alles normal sei und Ronja hoffte das auch von ganzem Herzen. Aber einige Details der Katastrophe ließen sie befürchten, dass dies erst der Anfang gewesen war.

4 Ulli

Ulli hatte es eilig mit seinem Diplom als Versicherungs-Mathematiker, denn er wollte bald seinen Doktor in Angriff nehmen. Daher legte er seine Fachbücher selbst in der U-Bahn nicht zur Seite und lernte fleißig auf seinem Weg zur Uni.

Plötzlich ging das Licht aus und die U-Bahn blieb stehen. "Mist!", dachte Ulli, während er das Buch blind in seine Tasche steckte. "womöglich komme ich zu spät zur Vorlesung." Zuspätkommen mochte Ulli gar nicht gern.

Die Mitfahrer in der U-Bahn wurden unruhig. Mehrere riefen nach dem Schaffner, obwohl eigentlich jeder wusste, dass es keine Schaffner mehr gab. Eine kräftige Stimme rief energisch "Ruhe bewahren! Es nützt überhaupt nichts, wenn Sie jetzt unruhig werden. Warten Sie ab, bis die Fahrt weitergeht."

Ulli war froh, dass es anscheinend überall jemand gab, der für Ordnung sorgte, wenn Chaos ausbrach. Leider konnte er selbst sich nicht so gut durchsetzen, dafür war er ein begabter Mathematiker und als solcher auch in schwierigen Zeiten sehr gefragt. Die Wartezeit nutzend ging er noch ein paar Primzahlen durch, um sein Gedächtnis zu trainieren.

Als sich nach fünf Minuten nichts rührte, wurden die Leute wieder unruhig.

Einer schlug vor, die Tür zu öffnen und zu Fuß zur nächsten Station zu laufen. Andere wandten ein, dass dies gefährlich sei, wegen der stromführenden Schienen. Erstmal tat sich nichts wesentliches, einige Leute fingen an miteinander zu plaudern und in mehren Ecken hörte man es knutschen und leise kichern. Eine Mutter schimpfte mit ihrem quengelnden Kind.

Nach weiteren zehn Minuten hörte man, wie im Nebenwaggon die Tür eingeschlagen wurde und da ließen sich auch die Fahrgäste in Ullis Waggon nicht mehr halten und brachen die Tür gewaltsam auf.

Draußen erwartete sie Dunkelheit. Pechschwarze Dunkelheit. Ein Kind fing an zu schreien und eine Frau kreischte hysterisch.

Da plötzlich ein Licht! Ein winzig kleines Licht, aber immerhin. Im Schein des Lichtes sah man das Gesicht der Mutter, die vorhin mit ihrem Kind geschimpft hatte. Sie hatte die kleine Taschenlampe wohl in ihrer Handtasche gehabt und gab damit jetzt allen Mitfahrern neue Hoffnung.

Der Mann mit der Kommandostimme rief "Allesamt eine Kette bilden! Sie da mit der Lampe, kommen Sie zu mir nach vorne, damit wir den Weg ausleuchten können."

Und so zogen sie in einer langen Kette durch die Dunkelheit. Aus den anderen Waggons schlossen sich ihnen noch viele andere Fahrgäste an. Einige hatten Feuerzeuge oder Streichhölzer am brennen und noch ein paar andere hatten kleine Taschenlampen. Dennoch blieb die Szenerie mehr als finster.

Ein paar Frauen hatten Probleme mit ihren Schuhen, deren Absätze auf der unebenen Strecke hängenblieben. Eine verstauchte sich ziemlich bald den Knöchel und musste in Gemeinschaftsarbeit mitgeschleppt werden.

Ulli fühlte sich sehr heldenhaft, als er dran war, die Frau beim Weitergehen zu stützen. Bisher hatte er nur selten die Gelegenheit gehabt, den edlen Retter zu geben.

Er musste an manche Filme denken, die er sich so angeschaut hatte, und wo der edle Retter sich durch Erdbebenhäuser und Vulkangebiete gekämpft hatte, um leicht zerzauste Damen in Not zu retten. Diesmal war er selber Held des Filmes, den er grad erlebte. Ob er sich wohl ebenso gut machte, wie Pierce Brosnan? Nun ja, so eine stehengebliebene U-Bahn war ja was anderes, als ein schweres Erdbeben. Die wirklich dramatischen Katastrophen kommen schließlich immer nur im Fernsehen oder Kino vor.

Während er der ziemlich schwer werdenden Dame unverdrossen weiterhalf, dachte er bedauernd, dass heldenhafte Mathematik leider kaum vom weiblichen Geschlecht verstanden und geschätzt wurde. Da war sein kleiner Bruder besser dran. Durch seine Abenteuer beim Bund und auf dem Bau, war dieser ein wah-

res Prachtexemplar von Held geworden und zwar in einer Form, die auch von den Frauen geachtet wurde. Leider waren solch kraftzehrende Sportarten wie Bauarbeit nicht gerade Ullis Stärken und daher vermied er sie auch nach Möglichkeit.

Nun ja, wenn er erst eine gutbezahlte Stelle hätte, würde sein Sexappeal schon steigen. Dessen war er sich sicher. Wenn nur diese Schuhe nicht so drücken würden.

Schließlich erblickte der Trupp der U-Bahn-Wanderer eine Öffnung in der Röhre, aber Licht gab es dort auch nicht. Auf dem Bahnsteig waren mehrere Raufereien im Gange, zumindest hörte es sich so an.

Als sie den Bahnsteig erreichten und sich gegenseitig dabei halfen hinaufzuklettern, kamen mehrere Leute auf sie zu, anscheinend in angriffslustiger Stimmung. Der Mann mit der durchsetzungsfähigen Stimme rief kurz und zackig "Zur Seite, wir evakuieren Frauen und Kinder." Das klang wohl sehr offiziell, denn die potentiellen Angreifer zogen sich leise murrend wieder zurück.

Auf diese Weise erreichten sie nach längeren verwinkelten Wegen durch die dunkle U-Bahnstation ungeschoren das Tageslicht. Es blendete richtig, das Sonnenlicht wiederzusehen. Endlich waren sie gerettet.

Doch was sie erblickten, sah gar nicht nach Rettung aus. Auf der Straße waren alle Autos ineinander gefahren und sahen größtenteils sehr verbeult aus. Mitten im stehengebliebenen Verkehrsstrom stand ein lädiertes Krankenwagen und auf dem Gehsteig war eine Art Open-Air-Lazarett aufgebaut worden. Dort standen und saßen etliche Menschen, die an der einen oder anderen Stelle bluteten.

Aber auch die unverletzten Fußgänger verhielten sich nicht wie sonst. Mal abgesehen von den Schaulustigen beim Lazarett, eilten die Meisten noch hektischer als sonst den Weg entlang, einige liefen jedoch auch ziellos hin- und her.

Ulli war erleichtert, dass seine Aufgabe als Held sich dem Ende näherte und begleitete seine verletzte Dame zu dem Krankenwagen-Lazarett. Dort durfte sie sich auf einen Hocker setzen und warten. Sie bedankte sich überschwänglich bei ihrem Retter, was Ulli für einen besonders erfreulichen Teil des Heldentums hielt. Zugleich wand er sich verlegen und versuchte außerdem noch möglichst cool auszusehen, so als würde er täglich verletzte Frauen aus der dunklen U-Bahn retten.

Nun konnte er sich wieder seinem Studium zuwenden. Hoffentlich war er nicht allzu spät dran. Noch zwei Stationen zu Fuß von hier aus. Das gefiel ihm

gar nicht, denn seine Füße schmerzten jetzt schon. Aber es blieb ihm wohl nichts anderes übrig. Also machte er sich auf den Weg.

Unterwegs stellte er fest, dass anscheinend überall das Chaos ausgebrochen war. Sämtliche Autos standen mehr oder weniger verbeult und herrenlos auf der Straße. Die Menschen liefen teilweise völlig wirr durcheinander, noch erheblich verwirrter als sonst. Ein Mann schlug wütend mit den Fäusten auf den Rollladen eines geschlossenen Geschäftes ein, bei einem anderen Geschäft rannten viele Leute förmlich raus, teilweise schwer bepackt.

An einer Straßen-Ecke stand ein bärtiger Mann auf einem kleinen Hocker und rief gestenreich "Das ist die Strafe Gottes. Bereut und bekehrt euch. Dann wird euch vergeben." Im Gegensatz zu den üblichen Besucherströmen bei solchen Straßen-Predigern hatte dieser wahre Zuhörer-Scharen.

Immer wieder schnappte Ulli im Vorbeigehen das Wort "Stromausfall" auf und einige schüttelten auch verzweifelt ihre Handys. Um das mit den Handys zu überprüfen, holte Ulli sein eigenes Handy aus der Jackentasche und schaltete es an. Nichts rührte sich - rein gar nichts. Ob er wohl wieder vergessen hatte, es aufzuladen. Oder war es kaputt, wie die der anderen Leute auf der Straße?

Aber warum gehen Handys kaputt, wenn der Strom ausfällt? Ulli wollte normalerweise zwar die schöne Mathematik nicht mit physikalischen Profanitäten verunreinigen, aber so ganz spurlos war die Physik und vor allem die Elektrizität doch nicht an ihm vorbeigegangen. Und üblicherweise sind bei Stromausfall nun mal die Batterie- und Akkugeräte im Betrieb. Selbst wenn die Sendestationen der Umgebung ausgefallen waren, hätte das Handy wenigstens leuchten und piepsen müssen. Und auch Autos hängen schließlich noch nicht am Stromnetz. Warum waren die Autos alle stehengeblieben? Anscheinend sehr plötzlich, denn sonst wären sie nicht wahllos ineinander gefahren. Das alles gefiel Ulli überhaupt nicht und ein sehr ungutes vages Gefühl machte sich in ihm breit. Wo hatte er von sowas denn mal gehört? Es wollte ihm einfach nicht einfallen.

Nach einer Weile kam er an der Mensa vorbei, wo sich ganze Menschenmassen drängten und durcheinander redeten. Zufällig wurde er von einem Kommilitonen entdeckt, der ihn herbeiwinkte. "Alle Vorlesungen fallen aus." rief er schon von weitem. "Wieso denn das?" fragte Ulli, als er näher herangekommen war. "Natürlich weil in der ganzen Stadt der Strom ausgefallen ist." antwortete der Freund. "Oh, der ist in der ganzen Stadt ausgefallen?! Und ich dachte, nur unsere U-Bahn sei kaputt. Ich habe schon die reinste Odyssee hinter mir und die Haxen tun mir weh." "Das ist wohl erst der Anfang der Party."

meinte ein weiterer Mitstudent. "Du meinst das dauert länger?" "Klar, wenn's was einfaches wäre, dann wär der Strom schon längst wieder da." "Und was sagt ihr dazu, dass auch Handys und Autos ausgefallen sind?" äußerte Ulli seine zuvor gehegten Gedanken.

Zuerst waren alle für einige Sekunden sprachlos. Dann redeten alle durcheinander. "Sag ich doch, das dauert länger", "Und was hat das zu bedeuten?", "Ist mir ja noch gar nicht aufgefallen.". Ein Student aus einer anderen Fakultät stieß zu der kleinen Gruppe und fragte: "Schon mal was von EMP gehört?". "Nee, was ist denn das?", "Glaubst du, das war so ein ENP, oder wie das heißt?".

Als die anderen ihn zur Ruhe kommen ließen, erklärte der unbekannte Student, was ein EMP-Schlag sei, und dass alle Symptome dafür sprechen würden. "Jetzt ist nur noch unklar, ob nur unsere Stadt oder womöglich ganz Deutschland betroffen sind. Wenn es ganz schlimm ist, ist die gesamte zivilisierte Welt betroffen." Schweigen machte sich breit. Darauf fiel erstmal niemand etwas ein.

Die neue EMP-These gab der Studenten-Gruppe erstmal ausreichend Diskussions-Stoff, sodass ihnen zuerst gar nicht auffiel, dass die Mensa nicht öffnete, als eigentlich die Zeit dafür war. Allmählich verdichtete sich aber das Gedrängel im Eingangsbereich und irgendwann ging ein Raunen durch die Menge, als sich die Tür einen Spalt öffnete und ein Mann erschien. Er formte die Hände zu einem Trichter, den er sich vor den Mund hielt und rief "Hier bleibt es heute geschlossen. Gehen Sie zur Mensa in der Leopoldstraße, dort gibt es eine funktionierende Küche für die Notversorgung."

Die Leopoldstraße war zwar nicht weit weg, aber Ulli war dennoch nicht davon begeistert, seine strapazierten Füße schon wieder in Bewegung zu setzen. Eine schnell wachsende Menschenschlange zog jedoch bald in Richtung Hauptmensa und bald schlossen sich auch Ulli und seine Freunde der Menschenmenge an. Im Prinzip war es ähnlich wie eine Demonstration, nur dass es diesmal eine Demonstration des Hungers war. Nach einer Weile begannen einige Grüppchen sogar ein paar szenetypische Lieder anzustimmen und so zog schließlich eine singende immer länger werdende Menschenschlange durch die Innenstadt.

Endlich bei der anderen Mensa angekommen, konnten sie sich nahtlos an eine andere endlos scheinende Menschenschlange anschließen, die schon auf das Essen wartete. Anscheinend war eine Art Notfallversorgung aufgebaut worden, denn nur ein Teil der Schlange zog ins Innere der Mensa, der größere Teil verteilte sich auf mehrere Tischreihen, an denen Leute mit großen Suppenschöpfern an riesigen Töpfen standen und jedem der kam, einen großen

Plastikteller voll Suppe schöpften. Zumindest sah es so ähnlich aus, denn auf die große Entfernung konnte man keine Details erkennen. Das sah nach einer längerdauernden Angelegenheit aus.

Die Mathematikstudenten ließen sich jedoch nicht verdrießen; schließlich hatten alle einen unerwarteten freien Tag und nichts schien zu funktionieren, außer dieser Essensschlange. Am meisten Spaß machten den angehenden Versicherungsmathematikern, die Wetten die sie zur Höhe des Versicherungsschadens dieses denkwürdigen Tages abschlossen. Die meisten rechneten den Schaden in Bezug auf ganz München hoch. Ulli riskierte eine erheblich höhere Schätzung. Als seine Freunde ihn fragend anblickten, zuckte er nur mit den Achseln und sagte: "Und wenn es nun die ganze Welt betrifft?". Das glaubte natürlich keiner, aber die bange Frage war ausgesprochen worden. Die Stimmung wurde aber eher noch ausgelassener, als würde Albernheit helfen, die Bedrohung abzuwenden.

Zwischendurch ging mehrmals ein Ordner durch die Reihen der Wartenden und versorgte sie mit ersten offiziellen Informationen. Ja, Strom, Wasser und Gas von ganz München seien ausgefallen. In andere Städte bestünde zur Zeit keine Verbindung. Man wüsste nichts genaues. Nach dem Essen sollten alle in ihre Wohnungen zurückkehren und sich ruhig verhalten.

Nach gut drei Stunden war es endlich soweit. Es gab für jeden einen Teller Erbsensuppe und eine dicke Scheibe Brot. Ferner noch eine Literflasche mit Trinkwasser. Da waren sie aber besseres gewöhnt. Hungrig wie sie waren, schmeckte es aber erstaunlich gut.

Kurz bevor sie das Essen bekommen hatten, hatte noch einer erwähnt, dass man einen metallverpackten Weltempfänger bräuchte, um aktuelle Nachrichten zu erhalten. Das war im allgemeinen Gespräch eher untergegangen. Aber diese Bemerkung mit dem "metallverpackt" hatte irgendeine schwache Erinnerung in Ullis Kopf aktiviert und er versuchte, sich genauer zu erinnern. Als er seinen letzten Bissen nahm, fiel es ihm wieder ein: Seine Mutter hatte ihm mal eine gefüllte Metallkiste und einen Rucksack aufgenötigt und gesagt, die seien für Notfälle. Um sie nicht zu enttäuschen, hatte er die Sachen angenommen und im hintersten Eck seines großen Schrankes vergessen. Hatte sie was von Radio gesagt? Wie ärgerlich; sie hatte ihm bestimmt alles Wichtige erklärt, aber er hatte nicht zugehört, denn dem Survival-Fimmel seiner Mutter konnte er einfach nichts abgewinnen. Aber jetzt könnte es vielleicht nützlich sein. Vielleicht hatte er ja tatsächlich ein Radio, das noch funktionierte.

Also lud er seine Freunde ein, bei ihm nach einem Radio zu schauen. Da alle Pläne für den heutigen Tag sowieso über den Haufen geworfen waren, hatten

alle Leute Zeit und freuten sich mitkommen zu können.

Dies war nun wirklich der Tag der ungewohnten Märsche. Von einer freundlichen Studentin hatte Ulli glücklicherweise zwei Pflaster bekommen, um seine dicken Blasen zu bekleben. Natürlich hatte er nicht selbst gewagt rumzufragen, aber einer seiner Mitstudenten war sehr kontaktfreudig und hatte die Pflaster für ihn organisiert. So zogen sie also erneut durch die Stadt, die fremd wirkte.

Die kaputten Autos standen immer noch auf den Straßen rum, Plünderer gab es wohl vermehrt, aber weil die Studenten einen großen Bogen um Geschäfte und Menschenansammlungen machten, sahen sie keine Details. Viele Leute kurvten mit Fahrrädern um die Autowracks herum oder drängelten sich ganz ungeniert durch die Fußgänger. Die ganze Stadt schien unterwegs zu sein. Fast wie bei einem Volksfest.

Drei Blasen später erreichten sie endlich Ullis Wohnheim. Natürlich funktionierte seine Chipkarte für die Tür nicht mehr, stattdessen stand aber ein Mensch am Eingang, der sie einließ und die Namen und Zimmernummern notierte. In jedem Stockwerk hatte jemand Dienst, der für Ordnung sorgte und der die Zimmer aufschloss. Als alle Ullis Zimmer betreten hatten, war das Zimmer ziemlich vollgestopft. Fünf Besucher hatte er noch nie gehabt.

Er bahnte sich den Weg zu seinem großen Schrank und versank fast darin auf der Suche nach der vergessenen Notfallkiste. Sie stand zwar ganz hinten unten, war aber so groß, dass er sie fast sofort entdeckte. Den gefüllten Rucksack, der darauf lag, warf er achtlos nach hinten und wuchtete die schwere Kiste nach draußen und stellte sie auf den Boden. Inzwischen war er schon sehr gespannt auf seine Wunderkiste.

Und siehe da: Ziemlich weit oben lag ein Päckchen aus Alufolie auf dem stand "Weltempfänger (Radio)". Er hob seinen Fund triumphierend in die Luft und packte das Päckchen dann vorsichtig aus. Einer seiner Freunde murmelte "Coole Alte hast du aber!". Ulli nickte geistesabwesend und konzentrierte sich auf das Gerät. Sah aus wie ein normales Radio, es gab nur mehr Einstellungsmöglichkeiten. "UKW" stand irgendwo drauf. Das kannte er, also probierte er es als erstes damit und hielt unbewusst den Atem an, als er versuchte das Gerät einzuschalten. Tatsächlich: es gab ein Rauschen und Fiepen von sich. Ulli war sehr erleichtert und fühlte sich mit einem mal sehr stark und kompetent.

Ein Drehen am Senderrädchen ergab mehr Fiepen und unterschiedliche Tonhöhen, aber keine menschliche Stimme. Als Ullis Hoffnung schon sank, bekam er endlich einen Sender rein. Und dann hörten sie die erschreckenden Nachrichten des Tages. Sie erfuhren, dass USA, Europa, Südostasien und Südindien von einem Ausfall nahezu aller elektronischer Geräte betroffen seien, was Aus-

fälle in den Strom-, Wasser-, Gas-, Lebensmittel-, Geld-Versorgungen zur Folge hatte. Sie erfuhren von den Plünderungen in allen Städten, den abgestürzten Flugzeugen und den Massenunfällen auf den Schnellstraßen.

Die Reaktion auf diese Nachrichten war sehr gemischt. Angst, Faszination, Betroffenheit, ein Hauch von Euphorie, der wohl damit zusammenhing, dass es sich irgendwie anfühlte, als wäre man plötzlich mitten in einem Katastrophen-Film. Darüber waren sich im Verlauf der folgenden Gespräche alle einig: Es fühlte sich an wie im Kino.

Neben der zwangsläufig folgenden hitzigen Diskussion wurde Ulli immer wieder ermuntert, seine Notfallkiste weiter auszuräumen. Da er selbst neugierig war, ließ er sich nicht lange bitten. Die nächste Schicht bestand aus mehreren großen Flaschen mit Wasser, einer Flasche Wein und handlichen Müsliriegeln. Der Wein und die Müsliriegel wurden ihm johlend aus der Hand gerissen. Einer sagte noch "Schließlich ist ja heute Notfall." und riss den ergatterten Müsliriegel auf. Die nächste Schicht ergab Kartoffelbrei-Pulver, Tütensuppen, Salat im Glas, Pulver-Kaffee, Tee und weitere Nahrungsmittel. Darunter lag eine flache Schachtel mit der Beschriftung "Esbit". Ein Studienkollege, der Ulli "half" die Kiste leerräumen rief: "Cool, du hast einen Esbit-Kocher. Sogar die große Version mit der man richtig kochen kann. Sowas hatten wir auch beim Bund." Sprach's und riss die Schachtel auf, aus der eine Metallschachtel purzelte.

Schnell war eine Ecke des Tisches freigeräumt und eh Ulli sich versah, brannte in dem Blech-Klappdings ein kleines Feuer, das aus drei weißen Würfeln bestand. Genauso schnell stand dann einer seiner besten Töpfe auf dem kleinen Feuer, gefüllt mit Wasser.

Nachdem Ulli sich mit dem Anblick abgefunden hatte, dachte er bei sich: "Die Burschen, die wissen wenigstens, was man im Notfall tun muss. Ich hätte mir den Inhalt der Kiste bestimmt erst lange angeschaut, bevor ich auf die Idee mit dem Kochen gekommen wäre."

Der Wein war inzwischen schon leergetrunken, was bei fünf durstigen Kehlen kein Wunder war. Auch der Sixpack mit Bier, der noch in seinem lauwarmen Kühlschranks stand, war schnell geleert. Ulli hatte versäumt, sich rechtzeitig etwas von den Getränken zu sichern, aber das war ihm halbwegs recht, denn er wollte wenigstens einen klaren Kopf behalten. Außerdem war inzwischen der Kartoffelbrei fertig, der mit den kalten Erbsen mit Möhren aus der Dose sehr gut schmeckte. Danach wurde eine Suppe gekocht und irgendwann waren alle satt.

Ulli war inzwischen schon sehr müde. Solche "Partys" feierte er sonst nicht

so oft, vor allem nicht in seinem eigenen Zimmer. Also nahm er seinen ganzen Mut zusammen und bat die Freunde heimzugehen. Da alle im gleichen Wohnheim wohnten, sollte das kein Problem darstellen. Nach einer langen Viertelstunde hatten sich denn auch alle auf den Weg gemacht und Ulli sank erschöpft auf seinen Schreibtischstuhl.

Es sah aus wie nach einem Bombeneinschlag. Das Bett total zerwühlt, der komische Kocher stand immer noch auf dem Tisch, die Spüle stand voll mit Gerümpel, sein Papiermüll quoll über mit verschmierten Essenspackungen und Einmaltellern, auf dem Schreibtisch war Wein ausgelaufen und auf dem Teppich prangte ein dicker roter Fleck, der immer grösser wurde, weil der Wein nach wie vor vom Schreibtisch tropfte. Ulli war entsetzt.

Nach ein paar Schreckminuten raffte er sich jedoch auf und fing an, den größten Schaden zu beheben. Das fing natürlich mit dem tropfenden Wein an, der ihn einige Minuten beschäftigte. Plötzlich roch er etwas merkwürdiges. Wie leicht angebrannt. Es roch schon eine Weile so. Ein Geruch wie beim Basteln. Er sah sich in Erinnerung, wie er mit einem kleinen Lötkolben Muster in Holz gebrannt hatte und immer sehr gut aufpassen musste bei dieser gefährlichen Tätigkeit.

Alarmiert schaute er auf und sah den Esbit-Kocher leise vor sich hin köcheln. Da war immer noch ein letzter Rest der Brennwürfel am Brennen und als Ulli näher hinschaute, wurde ihm schlagartig klar, warum er sich bei der Kochaktion so unwohl gefühlt hatte: Die Jungs hatten keine feuerfeste Unterlage daruntergelegt. Geistesgegenwärtig griff er sich sein Kopfkissen, das auf dem Boden rumlag und erstickte damit die Flammen. Anschließend nahm er zwei doppelt gefaltete Küchenhandtücher (ja, sowas besaß er - schließlich war er ein ordentlicher Mensch), ergriff den Kocher und warf ihn in die Spüle, die immerhin aus Metall bestand.

Der Tisch war ruiniert. Die Hitze hatte eine richtige Vertiefung in das Holz gefressen. Wie sollte er das dem Haus-Verwalter beichten?

Nach einer weiteren Stunde der Schadensbehebung im Kerzenlicht zog Ulli eine Bilanz seiner "Party". Sämtliche Nahrungsmittel waren aufgegessen und zu trinken gab es auch nichts mehr. Sein Klo war verstopft und in die segensreiche Notfall-Kiste war Bier gelaufen, wenn auch nicht sehr viel. Der Boden war außer dem Weinleck auch noch biergetränkt und stank. Den Rucksack hatte jemand anscheinend dazu benutzt, um seine Schuhe abzuwischen, auf jeden Fall war er inzwischen ziemlich schmutzig. Das Kopfkissen war völlig ruiniert. Seine Füße wurden durch fünf Blasen geziert und ihm tat jeder Knochen weh.

Welch ein Tag! Er legte sich ins Bett, bettete sein müdes Haupt auf einen zusammengrollten Pulli, weil sein Kopfkissen ja versaut war und hatte den ganzen Kopf voll mit den heutigen Ereignissen. Zwischendrin stahl sich immer mal wieder die Erkenntnis in sein Bewusstsein, dass die chaotische Party nicht das schlimmste Ereignis dieses Tages gewesen war. Voller Sorgen schlief er irgendwann ein.

5 Fritz

Diese Schalung für das Randstück war besonders fummelig einzurichten. Fritz mühte sich schon eine ganze Weile damit ab. Es war auch das erste Mal, dass Fritz eine so komplizierte Schalung für ein Randstück eigenverantwortlich aufbaute. Schließlich saßen aber alle Schalbretter, so wie sie sollten und Fritz lehnte sich zufrieden zurück.

Mauern hatte ihm eigentlich mehr Spaß gemacht, weil man dadurch so einen direkten Bezug zur jeweiligen Wand bekam. Aber Betonbau war auch sehr interessant und die Ergebnisse hatten diese unvergleichliche Robustheit, die Beton nun mal zu eigen war. Am Anfang seines einjährigen Praktikums auf dem Bau wussten seine Kollegen nicht so recht, was sie mit ihm anfangen sollten, denn er war eindeutig kein Lehrling aber auch nicht ausgeleert. Anders als sonstige Studenten im Praktikum packte Fritz jedoch ordentlich zu, schwätzte nicht überheblich rum und trank auch gern mal ein Bierchen mit ihnen und nach ein paar Tagen hatten sie Fritz als einen der ihren akzeptiert.

Nach einer kurzen Verschnaufpause am Boden stieg Fritz in den Lastenaufzug, um neues Material nach oben zu bringen. Langsam setzte sich der Aufzug in Bewegung und erklimmte Stockwerk für Stockwerk. Fritz genoss die zunehmende Aussicht. Zwischen sechstem und siebtem Stockwerk blieb der Aufzug plötzlich stehen.

Bevor er noch Zeit fand, sich um die Elektrik des Aufzugs zu kümmern, sah er am Horizont ein Flugzeug mit der Spitze nach unten sacken und dann verlor es rapide an Höhe. Man sah kein Feuer, keinen Rauch, hörte nichts, konnte nur mit ansehen, wie das Flugzeug sich dem Boden näherte. Und zwar nicht weit weg. Natürlich nicht in direkter Nähe, aber wahrscheinlich fand das Ganze über der Stadt statt. Es dauerte nur wenige Sekunden und dann versank das Flugzeug in einer riesigen Staubwolke in der Stadt. Kurz darauf hörte man auch einen lauten Knall.

Fritz starrte entsetzt in die Richtung der Staub- und Rauchsäule und es dauerte eine Weile, bis ihm wieder einfiel, dass er ja im Aufzug steckengeblieben war. Die Elektrik des Aufzugs schien in Ordnung zu sein, zumindest sah man keine verschmorten Stellen oder losen Kabel.

Nachdem er den Aufzug einige Minuten lang untersucht hatte, entschloss er sich, den Aufzug durch den Notausstieg und über das Gerüst zu verlassen. Zuerst sicherte er den Aufzug, damit dieser nicht unvermittelt wieder losfahren würde, wenn der Strom zurückkehren würde. Kurze Zeit später hatte er die Klappe im Dach des Aufzugs geöffnet und sich nach oben gezogen. Sich aufs Gerüst zu schwingen, war eine Kleinigkeit.

Statt nach unten zu klettern, entschloss sich Fritz jedoch spontan, bis aufs Dach zu steigen, um sich umschaun zu können. Bis zum Dach waren es nur noch drei Stockwerke, darum war Fritz ziemlich bald oben angekommen.

Zuerst schaute er in Richtung Flugzeug-Absturz. An der Absturzstelle stieg inzwischen eine Flammensäule auf. Fritz vermutete, dass der Absturz sehr nahe der Innenstadt stattgefunden haben musste. Die Lage der Flammen- und Rauchsäule bestätigte diese Vermutung. In der anderen Richtung hatte Fritz freien Blick auf die Umgehungsstraße. Auch dort stieg an etlichen Stellen Rauch auf und zwischen den Rauchwolken konnte man sehen, dass die Autos sich in eine große Unfall-Landschaft verwandelt hatten. Alle Autos waren stehengeblieben. In beiden Richtungen fuhr kein einziges Auto mehr. Weil auf der Umgehungsstraße gerne gerast wurde, selbst von braven Hausfrauen, vermutete Fritz, dass die Unfälle viele Tote und Verletzte gefordert hatten. Rettungswagen waren nicht in Sicht. Auch auf allen anderen Straßen, die er sah, war der Verkehr vollständig zum Erliegen gekommen.

Als er nach unten auf die Baustelle blickte, sah er, dass an vielen Stellen, der Baubetrieb ganz normal weiterlief. Die Rüttler und Pressluftgeräte lärmten wie eh und je. Am Betonmischer gestikulierten der Fahrer aufgeregt mit dem Polier und rund um den Bierkasten beim Bauwagen hatte sich eine kleine Gruppe Männer gebildet. Der Kasten mit dem Baustrom wurde von mehreren Männern umlagert, die Fritz von oben als die Elektrik-Kenner des Teams erkannte. Da unten war wohl nur zur Hälfte alles in Ordnung.

Nachdem er sich gründlich umgeschaut hatte, winkte Fritz dem Kranführer zu, der sich etwa auf gleicher Höhe befand und kletterte allmählich wieder vom Dach herunter. Unten angekommen wurde er von der Gruppe am Bierkasten mit Fragen bestürmt, was er denn alles gesehen hätte. Er erzählte ihnen von dem Flugzeug-Absturz und den Massenkarambolagen. Die Männer erzählten ihm in wenigen Worten, dass der gesamte Baustrom ausgefallen sei, aber auch

die Steuerung des Betonmischers. Der Fahrer sei deshalb sehr aufgebracht, denn wenn der Beton erstmal erhärtet, könne man den kompletten Betonmischer wegschmeißen. Sie hätten versucht, die Bauleitung und die Stadtwerke zu erreichen, aber alle Telefone und Handys seien kaputt. Sogar der Fernseher im Bauwagen würde nicht mehr funktionieren, obwohl er mit einer unabhängigen Autobatterie betrieben wurde. Das gleiche würde für die Radios gelten. Keiner konnte sich einen Reim darauf machen, was wohl geschehen war.

Fritz dachte über die Kombination von Ereignissen nach und konnte sich nur einen Grund dafür vorstellen, warum alles gleichzeitig ausgefallen war, die benzinbetriebenen Geräte aber funktionierten. Er konnte sich aber nicht vorstellen, dass es einen solchen Anschlag ausgerechnet hier, in einer etwas größeren Kleinstadt gegeben hatte. Wozu? Hier gab es doch nichts, was für Terroristen interessant sein könnte. Er überlegte, wie man wohl an Nachrichten rankommen könnte, jetzt wo alle Radios kaputt waren.

Da fiel ihm sein fußballbegeisterter Kollege ein, der immer noch ein Reservieradio in seinem altmodischen Blech-Werkzeugkasten mit rumschleppte, um jederzeit wichtige Fußballübertragungen hören zu können. Vielleicht würde dieses Radio noch funktionieren. Also ging er zu seinem Kollegen und schlug vor, das Radio hervorzuholen.

Und tatsächlich: Das staubige verdreckte Radio funktionierte problemlos und sie erfuhren nach kurzer Sendersuche von den weltweiten dramatischen Ereignissen. Danach waren erstmal noch ein paar Biere fällig. Die Männer schüttelten ihre Köpfe über das Ausmaß der Katastrophe und als sie sich von dem Schrecken erholt hatten, ging jeder wieder an seine Arbeit.

Diejenigen, die vorher mit Elektrogeräten gearbeitet hatten, wurden woanders eingeteilt, und so kam es, dass Fritz den Rest des Tages mit Mörtelmischen im großen Kübel verbrachte, denn die Mörtelmischmaschine funktionierte natürlich auch nicht. Die harte Arbeit machte Fritz aber kaum etwas aus, denn bei seinem eigenen Häuschen hatte er auch oft den Mörtel von Hand angemischt und war es also gewöhnt, in großen Töpfen zu rühren.

Nach Dienstschluss lief er mit ein paar der Kollegen zu Fuß zurück zur Baufirma, denn dort stand sein Fahrrad, mit dem er immer zur Arbeit fuhr. Auf den Bürgersteigen war erheblich mehr Fußgänger-Verkehr als sonst, dafür stand der Straßenverkehr immer noch still. An jeder größeren Straßenecke stand ein Polizist, der dafür sorgte, dass sich alle Passanten anständig verhielten. Die meisten Fußgänger waren daher auch zügig unterwegs und strebten anscheinend ihren Behausungen zu. Bei der Baufirma angekommen, die gut 5 km von der Baustelle entfernt lag, griff sich Fritz sein Fahrrad und fuhr gemütlich nach Hause.

Sein Häuschen war sein ganzer Stolz. Wer hatte schon mit 21 sein eigenes Haus? Und dazu noch vollständig abbezahlt. Schon als kleiner Junge hatte er mit Begeisterung in den Ferien seine Großeltern besucht und ihnen auch schon früh bei nötigen Renovierungen geholfen. Mit 16 hatte er sogar beim neuen Eindecken des Daches geholfen, und weil sein Großvater zu diesem Zeitpunkt schon recht alt gewesen war, lag die Hauptverantwortung bei ihm; er war sozusagen der "Jung-Bauherr". So hatte sich keiner gewundert, dass er das Haus erbte, als die Großeltern vor drei Jahren kurz hintereinander gestorben waren. Seine Eltern hatten damals schon ihre alte Gärtnerei und seine Geschwister lebten weit weg in der Stadt und interessierten sich kein bisschen für alte renovierungsbedürftige Häuser. Sie hatten natürlich auch was von den Großeltern geerbt, aber aus Fritzens Sicht hatte er mit Abstand das beste Stück vom Kuchen bekommen.

In den letzten drei Jahren hatte er jede freie Minute in den Ausbau des Hauses gesteckt, was vor allem während seiner Zeit beim Bund leider nicht so viel gewesen war, wie er gerne gehabt hätte. Dennoch war inzwischen das Wichtigste geschafft. Er hatte ein neues Stromsystem verlegt, alle Fenster ausgetauscht, mit einer modernen Heizung mit Solarpanelen begonnen und mehrere Zimmer neu tapeziert und dergleichen, um darin leben zu können. Sein Ziel war, das Haus in ein Nullenergie-Haus zu verwandeln. Das war zwar bei einem Altbau alles andere als einfach, aber er war auf dem besten Wege.

Auf den Straßen musste er immer wieder um die stehengebliebenen Autos herumfahren, aber da der Verkehr in der kleinen Stadt nicht sehr stark war, stellte dies kein Problem dar. Als er sich seinem Stadtteil näherte, einem ehemaligen Dorf, das eingemeindet worden war, aber seinen dörflichen Charakter bewahrt hatte, gab es kaum noch Probleme auf der Straße. Alle Leute schienen zuhause zu sein und die wenigen Autos standen mehr oder weniger ordentlich am Rand der Straße. Also kam er zügig voran und erreichte bald sein Schmuckstück von Haus.

In seinem Kühlschrank warteten zwei umfangreiche Steaks darauf, gebraten zu werden. Eigentlich hätte er das zweite Steak erst morgen essen wollen, aber der Kühlschrank wurde allmählich warm und darum aß er lieber beide auf einmal. Er warf also seinen Gasherd an und freute sich an dem duftenden Brutzeln. Dazu noch ein Bierchen und fertig war das perfekte Bauarbeiter-Menü.

Nach dem Essen konnte er sich kaum noch rühren, aber er wollte noch den Zustand seiner ganzen Geräte überprüfen, bevor er es sich dauerhaft bequem machte. Die Solarpaneele auf dem Dach waren hinüber, was ihn sehr betrübte, denn er hatte den Kredit für diese Paneele noch nicht abbezahlt. Der normale

Strom war natürlich ausgefallen und auch das Leitungswasser floss nicht. Der alte Generator im Gewölbekeller hingegen funktionierte noch, was Fritz ermöglichte, innerhalb weniger Stunden das gesamte neue Stromsystem wieder mit Strom zu versorgen. Der Generator stand hier noch von früher, als es in dem Dorf zuerst noch keinen Strom gegeben hatte und später der Strom immer mal wieder ausfiel. Fritz vermutete, dass der tiefe Gewölbekeller möglicherweise dafür gesorgt hatte, dass hier unten die Geräte noch funktionierten. Er war doppelt froh, dass er die Bauteile und Geräte der alten Stromversorgung hier unten untergebracht hatte, denn er hatte es nicht übers Herz gebracht, funktionierende Teile einfach wegzuschmeißen und Platz hatte er ja genug. Den Trip mit dem Generator an sein Stromsystem anschließen wollte er sich aber erst in ein paar Tagen vornehmen, denn eigentlich brauchte er den Strom nicht so dringend und er war eigentlich schon müde genug von der Arbeit.

Der Gewölbekeller war sowieso eine der besten Vorzüge des Hauses. Ganz früher war er als Weinkeller genutzt worden, aber schon die Großeltern hatten keinen Wein mehr angebaut, weil sich der Weinbau hier nur noch lohnte, wenn man große Weinberge hatte. So war der riesige Keller nahezu unbenutzt und nachdem Fritz ihn gründlich entrümpelt hatte (auf freien Flächen sammelt sich schließlich im Laufe der Jahre immer sehr viel Krempel an), standen ihm große kühle Lagerflächen zur Verfügung. In einer der Ecken lagerte seine gesamte Elektrik und Elektronik. Und alle Geräte, die am Tag zuvor noch in Ordnung gewesen waren, funktionierten auch an diesem Tag, einem Tag an dem weltweit die meisten elektronischen Geräte zerstört worden waren. Da stand auch ein leicht verstaubtes Radio und dieses berichtete ihm von den neuesten Katastrophen-Nachrichten aus aller Welt, als er es einschaltete.

Er dachte an seine Eltern, die bestimmt gut mit der Katastrophe klargekommen waren. Ihr Haus war zwar auch noch nicht komplett für ihren Bedarf umgebaut, aber sie hatten sicherlich ausreichend vorgesorgt; schließlich war das ihr Hobby. Für seine Geschwister hingegen sah er eher schwarz. Beide in Großstädten - das war bestimmt kein Zuckerschlecken.

Im Keller gab es außerdem einen Brunnen, dessen Wasser man mit einer Handpumpe in einen Behälter unterm Dach pumpen konnte. Von dort aus konnte man, wenn ein zentraler Hahn umgelegt wurde, das Wasser aus allen Wasserhähnen nutzen. Der Wasserdruck war nicht besonders hoch und man musste jeden Tropfen Wasser zuerst hochpumpen, aber auf diese Weise konnte man sogar duschen, wenn auch kalt. Fritz pumpte also eine größere Menge Wasser nach oben und verließ den Keller. Dann aktivierte er die eigene Wasserversorgung am zentralen Hahn und ging ins Bad, um sich den

Baustellendreck vom Leib zu spülen. Das kalte Wasser war angenehm erfrischend, aber natürlich fiel die Dusche kürzer aus als sonst.

Anschließend nutzte er das letzte Tageslicht, um vom obersten Fenster aus auf der Kirchturm-Uhr im Nachbardorf die genaue Zeit zu erspähen. Dazu benutzte er seinen Feldstecher, denn mit bloßem Auge konnte er die Zeiger nicht erkennen. Seine bevorzugte mechanische Uhr hatte er bereits aufgezogen und stellte sie dann möglichst minutengenau. Am nächsten Tag wollte er früh raus, denn bekanntlich gibt es in Notzeiten viel zu tun.

Den Rest des Abends verbrachte er bei Gaslicht und einem interessanten Buch, das sowieso schon viel zu lange auf ihn hatte warten müssen. Als er müde wurde, legte er sich in sein Bett und schlief tief und fest.

6 Eva

Am dritten Tag nach dem Crash räumten wir vormittags wieder soviel wie möglich aus dem Haus in den hinteren Keller. Im Haus sah es immer kahler aus. Auch einige Sachen, die wir täglich benutzten, waren schon in den Keller gewandert. Die Küche war schon halb leer und meine bevorzugten Töpfe, Messer und Teller fehlten auch. Das war andererseits natürlich praktisch, denn die Spülmaschine funktionierte sowieso nicht, und wenn man nur zwei Teller im Schrank hat, braucht man auch nur zwei Teller abzuspülen.

Vor allem war es schwer zu entscheiden, was in den Keller sollte und was nicht. Viele Sachen wollten wir auch im Haus lassen, weil sie entweder uninteressant für Plünderer waren, oder wir sie nicht vermissen würden, wenn sie weg wären. Andere Sachen waren uns lieb und teuer und sollten gerettet werden, oder sie hätten es den Plünderern zu angenehm gemacht, beispielweise Essen. Und dann kam da noch die Frage an welchem Tag was verstaut werden sollte. Je früher wir etwas in den Keller brachten, desto länger müssten wir darauf verzichten in der "Wartezeit" auf die Plünderer. Andererseits mussten besonders wichtige Sachen frühzeitig verstaut werden, falls die Plünderer früher kommen würden. Dabei hatten wir uns natürlich schon lange vorher einen ausführlichen Plan gemacht, was wann in den Keller geräumt werden sollte. Das half zwar, aber in der Praxis gab es dennoch viel zu überlegen.

Als wir mit dem Schleppen für diesen Tag fertig waren, machte sich Felix daran, den Stromgenerator erstmals in Betrieb zu nehmen und auch die Lage im Netz nochmal zu überprüfen.

Nach kurzer Zeit hörte ich es im Keller knattern und erfreute Rufe kamen von Felix. Ich eilte zu ihm und bestaunte das Wunder der Technik, das den großen Crash überstanden hatte. Die schützende Metallhülle lag daneben auf dem Boden, der Generator lief und die angeschlossene Testlampe leuchtete. Das erste elektrische Licht seit Tagen. Obwohl es uns ja eigentlich nicht sehr gefehlt hatte, durchlief mich dennoch ein Schauer der Erleichterung. Fritz schloss einige unserer Akkuladegeräte an den Generator, denn das war erstmal das Wichtigste. Dann nahm er eine lange Verlängerungsschnur und marschierte damit ins Büro, um sich den Computern zu widmen.

Für mich stand an diesem Tag das Rucksack-Packen auf dem Plan. Natürlich waren unsere Rucksäcke schon seit langem vorgepackt, aber ich wollte die Sachen überprüfen und die Rucksäcke entsprechend unserer Situation etwas umpacken. Auch die Nahrungsmittel wollte ich durch frische Sachen ersetzen.

Zuerst packte ich den ganzen Rucksack aus, um mir einen Überblick zu verschaffen. Den Inhalt verglich ich mit der Checkliste, die im obersten Fach des Rucksacks steckte.

Das stand alles drauf:

- Robuste Kleidung zum Wechseln
- Extra Pulli
- Wasserdichte, zusammenrollbare Jacke
- Evtl. Ersatzschuhe
- Schlafsack
- Isomatte oder Luftmatratze
- Biwacksack
- Zelt, möglichst klein und leicht
- Kochgeschirr, evtl. BW-Henkelmann
- Notkocher, z.B. Esbit-Kocher
- Wasserflasche
- Essen und Trinken für drei Tage
- Messer mit mittelgroßer Klinge
- Multifunktions-Taschenmesser, z.B. Schweizer Messer.
- Evtl. Leatherman
- Taschenlampe
- Mindestens 5 m dickes Seil
- Mindestens 20 m Mehrzweckschnur
- Reise-Handtuch
- Eine Packung feuchtes Toilettenpapier
- Sonnenschutzmittel

- Zahnputzzeug
- Kamm
- Waschtücher in klein und groß, z.B. Erfrischungstücher oder Deotücher
- Für Frauen: Tampons
- Für Männer: Rasierzeug
- Verbandsmaterial und Pflaster
- Schmerzmittel und Kohletabletten gegen Durchfall
- Medikamente, die man selbst benötigen könnte, z.B. Allergietabletten.
- Desinfektionsmittel
- Wasser-Desinfektions-Tabletten
- Miniradio
- Kompass
- Kleiner Block zum Schreiben
- Bleistift, noch besser: Kopierstift
- Kopien wichtiger Dokumente, Ausweiskopien
- Notfallbeutel mit Nähzeug, Angelhaken, Angelschnur, Nägel, Reiszwecken, Signalspiegel, Trillerpfeife, Streichhölzer (wasserfest), Feuerzeug, Rasierklinge, Draht, Klebeband.

Besonders lange überlegte ich, ob wir Kochgeschirr und Kocher mitnehmen sollten, denn wir wollten ja nicht entdeckt werden. Aber dann dachte ich mir, dass ich ihn lieber dabeihaben wollte, wenn ein Feuerchen möglich sein sollte, als ihn nicht dabeizuhaben. Zur Sicherheit packte ich noch für jeden ein Paket MRE ein, das waren Fertigmahlzeiten der amerikanischen Armee. Sie hatten den Vorteil, dass ein chemischer Einmal-Erhitzer dabei war, mit dem man das Essen auch ohne Feuer warm machen konnte. Der Nachteil war, dass das Essen nicht so gut schmeckte, wie das, was ich selbst für Notfälle zusammengestellt hatte. Außerdem packte ich noch viele Nahrungsmittel ein, die man kalt essen konnte, darunter etliche Müsliriegel, so wie die, die ihr gerade gegessen habt.

Nach einer Weile hatte ich die Rucksäcke fertig gepackt und sie waren wie erwartet prall voll geworden. Leicht waren sie auch nicht mehr, obwohl ich bei den einzelnen Sachen durchaus aufs Gewicht geachtet hatte.

Mir war gar nicht wohl bei dem Gedanken, das Haus alleine zu lassen und irgendwo in der Umgebung im Freien zu übernachten. Darum hatte ich früher auch mal vorgeschlagen, dass man sich in so einer Situation doch auch zusammen mit den ganzen Sachen im Keller verstecken könnte. Aber Felix machte mir klar, dass man als Mensch im Keller Geräusche macht und Licht braucht und daher viel leichter zu entdecken ist, als schweigsame Dinge, die im Dunkeln ausharren. Außerdem würde durchaus die Möglichkeit bestehen, dass der

Keller gefunden wird, und diesem Risiko wollten wir uns nicht aussetzen. Lieber mittellos als tot. Darum war diese Kurzzeit-Flucht die beste Möglichkeit.

Doch um rechtzeitig gewarnt zu sein, wenn Banden sich unserem Haus näherten, wollten wir auf einer Anhöhe noch eine Webcam installieren, die per Funk ein Bild von der Zufahrtstrasse liefern würde. Ich ging also zu Felix ins Büro, denn diese Webcam hing eng mit seinen Fortschritten zusammen.

Felix war inzwischen schon weit gekommen. Er hatte drei Leute im deutschsprachigen Raum erreicht, mit denen er vorher schon vereinbart hatte, dass sie bei dem Notfall-Netz mitmachen würden. Sie wollten, genau wie wir, heute mal alles ausprobieren und ab morgen möglichst dauerhaft mit ihren Servern zur Verfügung stehen. Das waren sehr gute Nachrichten. Wir hatten zwar mit mehr Leuten gerechnet, aber vielleicht kam das noch.

Jetzt stand eine Menge Arbeit an, um die Ideen zu realisieren. Der Server war kein Problem, denn der wartete schon fertig installiert auf seinen Einsatz. Der Server war übrigens ein stromsparendes Netbook. Zur Not hätte man ihn in die Jackentasche stecken können. Die Funk-Antenne war schon schwieriger, denn um eine gute Reichweite zu haben, musste sie möglichst weit oben sein. Da ein Mast wegen der Auffälligkeit nicht infrage kam, wollten wir sie in den höchsten Baum in Hausnähe hängen. Felix hatte sich extra für diesen Zweck Steigeisen angeschafft und das Baumklettern geübt, damit es im Ernstfall problemlos klappen würde.

Wir gingen also zu dem erwähnten Baum und Felix machte sich an den Aufstieg. Meine Aufgabe war es, das dünne Kabel nachzuführen und außerdem das Seil zu sichern, an dem Felix zusätzlich festgemacht war. Und so sah ich ihn von unten aus hochklettern, während ich verkrampft das Seil hielt. Eigentlich war ich ja früher mal die Baumkletterin von uns gewesen, aber das war in meiner Jugend gewesen, als ich im Verhältnis zu den Muskeln noch leichter war. Inzwischen hatte Felix naturgemäß deutlich kräftigere Muskeln, vor allem in den Armen und Händen, daher war er der Kletterer der Wahl, obwohl er gar nicht gern solche Risiken einging. Immerhin ging er das Ganze sehr vorsichtig an, was auch mich beruhigte. Mulmig war mir trotzdem zumute.

Irgendwann war er so weit oben, dass sich der Stamm unter seinem Gewicht schon leicht zur Seite neigte und dort band er die Antenne gründlich fest. Die Antenne selbst war recht klein; von unten konnte man sie unmöglich sehen. Und das Kabel hatten wir auch in braun gewählt, damit es nicht so auffiel. Das Anschlusskabel zum Haus hatten wir schon letztes Jahr im Boden vergraben.

Nachdem er den Sitz der Antenne durch kräftiges Rütteln mehrmals überprüft hatte, begann Felix den Abstieg. Er war noch sehr weit oben und winzig klein,

als plötzlich ein Ast unter ihm nachgab und er nach unten rutschte. Sofort spannte sich das Sicherungsseil und zog mich fast nach oben. Recht dicht unterhalb des abgebrochenen Astes kam Felix dann dank Seil und anderen Ästen wieder zur Ruhe, aber ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie ihm der Schreck in den Gliedern saß. Auch mein Herz schlug mir bis zum Halse. Hoffentlich hatte er sich nicht verletzt. Ängstlich schaute ich nach oben, und erst als er mir zuwinkte, wurde mir wieder etwas wohler. Der restliche Abstieg ging deutlich langsamer als der Aufstieg und ich hatte den Eindruck, dass Felix die rechte Hand schonte. Als er endlich unten angekommen war, fiel ich ihm gleich in die Arme und spürte laut sein Herz schlagen. Wenigstens war er noch in einem Stück und lebendig.

Dann fragte ich ihn nach seiner Hand. Das Handgelenk tat ihm weh und war kaum zu gebrauchen. Ich vermutete eine Verstauchung, nachdem ich die Hand gründlich untersucht hatte. Außerdem war er mit dem Rücken auf einen Ast geprallt und hatte einen monströsen blauen Fleck auf der einen Seite. Ich vermutete auch eine gebrochene Rippe, denn jeder Atemzug tat ihm etwas weh.

Also gingen wir nicht sofort weiter zu der Anhöhe, um die Webcam zu installieren, sondern erstmal nachhause, um Felix zu verbinden. Wie gut, dass unsere Hausapotheke für solche Fälle gerüstet war. Ich rieb ihm also Handgelenk und Rücken mit einer geeigneten Salbe ein, verband das Handgelenk und auch den Brustkorb bandagierte ich, obwohl Felix das gar nicht gern wollte.

Anschließend machten wir uns auf den Weg zur kleinen Anhöhe. Diesen Platz hatten wir schon ausgewählt, bevor wir das Haus gekauft hatten. Er lag etwas höher als unser Haus, auf dem Weg ins nächste Dorf und bot einen herrlichen Ausblick, unter anderem auch auf den Straßenverlauf von uns zum Dorf. Auch die Straße zum richtigen Dorf, das groß genug war, um diesen Namen wirklich zu verdienen, konnte man teilweise überblicken. Es war also eine optimale Stelle, wenn man sehen wollte, ob sich jemand näherte. Weil wir nur zu zweit waren, und darum niemanden zur Wache abstellen konnten, sollte diese Aufgabe von einer Webcam übernommen werden. Für den optimalen Überblick, wollten wir die Webcam in vier bis fünf Meter Höhe auf einem Baum installieren. Natürlich war jetzt nicht mehr dran zu denken, dass Felix diese Aufgabe übernahm, auch wenn es nur fünf Meter hoch gehen sollte.

Auf diese Weise kam ich also doch noch zu meiner Baumkletterung. Der ausgewählte Baum war relativ einfach zu besteigen. Wenn man es erstmal auf den ersten Ast geschafft hatte, der knapp drei Meter über dem Boden wuchs, wurde es recht leicht, weil dann Ast auf Ast folgte. Die Rinde war rau und grob, sodass ich für den unteren Teil die Rinde zum festkrallen nehmen konnte.

Mit den Steigeisen war ich leider nicht vertraut, meine Schuhe waren zum Klettern zu groß, also zog ich wie in alten Zeiten einfach Schuhe und Strümpfe aus und machte mich barfuß an den Aufstieg. Dabei konnte man sich zwar die Füße aufreißen, was ich aus alter Erfahrung sehr genau wusste, aber barfuß hat man eben auch eine besonders dichte Verbindung zum Baum. Auf das Seil wollte Felix nicht verzichten, obwohl ich die paar Meter bestimmt auch ohne geklettert wäre. Aber sicher ist sicher und außerdem wollte ich Felix nicht noch mehr erschrecken, denn meine Barfuß-Tour fand er schon sehr merkwürdig.

Die Webcam band ich mir an den Gürtel und begann gut gesichert den Aufstieg. Die ersten drei Meter waren wie erwartet etwas haarig und ich sah bestimmt furchtbar bescheuert aus, wie ich mich da so an den Baum krallte und mich zentimeterweise hocharbeitete. Aber dann wurde es einfacher. Beim Hochziehen merkte ich, dass sich das Gartentraining auch für diesen Zweck gut auszahlte, denn es ging leichter als erwartet.

Nach kurzer Zeit war ich auf einem geeigneten Ast angekommen. Jetzt kam der schwierigste Teil, denn die Kamera sollte nicht in Stammnähe, sondern etwas weiter draußen angebracht werden, damit sie einen möglichst optimalen Ausblick hatte. Ich legte mich also bäuchlings auf den dicken Ast und robbte langsam vorwärts. Zwischendrin musste ich ein wenig innehalten, denn so weit weg vom Stamm (keine zwei Meter), war mir doch ziemlich mulmig zumute. Ein paar tiefe Atemzüge halfen jedoch und ich konnte meine Hände vom Ast lösen, um die Webcam zu greifen und festzubinden. Am Schluss schaltete ich sie an.

Felix hatte ein Empfangsgerät dabei und signalisierte mir, dass das Bild ok sei. Dann überprüfte er noch, ob die Webcam per Fernsteuerung gut beweglich war und sich die gewünschten 180 Grad drehen konnte. Wir hatten Glück, auch das klappte. Zu der Webcam sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass sie solarbetrieben war und auch einen kleinen Akku hatte, der vom Sonnenlicht aufgeladen wurde, sodass man auch nachts Bilder im Infrarot-Modus empfangen konnte. Also ein durch und durch praktisches Stück Technik.

Bei mir klappte der Abstieg ohne weitere Probleme und das letzte Stück ging sogar deutlich schneller, weil ich mich an dem untersten Ast runterließ und dann zu Boden sprang. Wir fielen uns trotzdem wieder in die Arme und auch diesmal klopfen die Herzen schnell. Felix hatte bestimmt viel Angst ausgestanden, als er mich auf dem Baum rumturnen sah. Männer überlassen solche Aufgaben auch nur ungern ihren Frauen, weil es sie treibt, selbst die gefährlichen Dinge zu übernehmen. Aber manchmal ging es eben nicht anders.

Wir waren also sehr froh, das Abenteuer überstanden zu haben und testeten

noch eine Weile die Fernsteuerung der Kamera. Sie funktionierte prima. Obwohl wir befürchteten, dass es vielleicht noch mehr EMP-Schläge geben könnte, war uns die schnelle Installation der Webcam sehr wichtig gewesen. Wir wollten nämlich gerne immer wissen, ob da jemand in unsere Richtung kam. Außerdem hatten wir zehn solche Kameras im Keller, weil wir bei einem günstigen Sonderangebot einst gründlich zugeschlagen hatten. Die Webcams, die wir vorher schon rund ums Haus im Einsatz gehabt hatten, um z.B. immer den Garten sehen zu können, waren natürlich bei dem EMP-Schlag kaputtgegangen, aber wir hatten ja glücklicherweise genügend Ersatz.

Bevor wir das Notfall-Netz in Angriff nahmen, kochten wir uns noch einen Tee und erholten uns ein paar Minuten von den Strapazen. Das mit dem Handgelenk und der Rippe war ziemlich ärgerlich. Wer weiß, was noch auf uns zukommen würde, und verletzt zu sein, ist in schwierigen Zeiten immer besonders unerfreulich und hinderlich. Naja, ich hatte ja zur Not noch zwei gesunde Hände und diese Hände waren schließlich garten-gestählt.

Felix wirkte dennoch ziemlich betrübt, was sich erst besserte, als wir den Server an Notstrom und Antenne angeschlossen hatten und er nach dem Hochfahren sofort eine Verbindung zu anderen Rechnern bekam. Auf unserem Server befanden sich eine Datenbank mit lauter Knowhow, das man in Notfällen gebrauchen könnte, außerdem mehrere Diskussionsforen zum Erfahrungsaustausch, ein Chat für Sofort-Kommunikation, eine Art Kleinanzeigen-Börse für Material und Fachleute, eine Pinnwand, wo Leute wieder zueinanderfinden konnten und ein System, mit dem man persönliche Botschaften verschicken konnte, so wie Emails, aber ohne die emailtypischen Probleme wie Spam und Viren. Ähnliches war auch auf den anderen Servern installiert, die wir erreichen konnte und wie geplant begann ein fröhliches Hin- und Her der Daten mit dem Ziel, auf jedem Server möglichst alles zu haben, falls der eine oder andere Server wieder ausfallen sollte.

Zu dieser Zeit bestand unser Teil des neuen Internets aus genau drei Servern, was natürlich eher ein trauriger Witz ist, wenn man bedenkt, wie umfangreich das Internet vorher gewesen war. Doch wir hofften, dass sich in den nächsten Tagen einige der Satelliten erholen würden, wenn sich die Ionosphäre wieder beruhigt hatte. Dann bestand die Chance, auch Server erreichen zu können, die weit weg standen. Auf diese Weise konnten die kleinen regionalen Servergruppen, die durch Funk verbunden waren, sich allmählich wieder weltweit vernetzen und die Menschen konnten sich gegenseitig unterstützen, die schwierige Zeit zu überstehen.

Erreichbar war das neue Netz zur Zeit nur für Leute, die funktionierende

Computer und Funkmöglichkeit hatten und außerdem unsere Frequenz wussten, daher war es zunächst ziemlich ruhig, wenn man mal von dem automatischen Datenabgleich absah. Mit den beiden anderen Serverbesitzern trafen wir uns jedoch im Chat, wo im Laufe des Abends noch mehr Leute eintrafen. Wir erzählten uns gegenseitig von unseren Erlebnissen seit der Katastrophe. Den beiden Serverbesitzern war es ähnlich gut ergangen wie uns, schließlich waren sie auch gut vorbereitet und lebten wie wir auf dem Land. Bei den anderen Besuchern waren zwei dabei, die nur durch Zufall eine funktionierende Ausrüstung hatten und bei denen sah es schon schlechter aus. Einer saß in der Stadt und war jetzt schon sehr hungrig. Jemand anders hatte aber ein paar Tipps zur Hand, wo man in der Stadt des Einen wohl die besten Möglichkeiten hätte, Essen zu bekommen. Auch in den Foren hinterließen wir Nachrichten, dass wir jetzt da seien und uns freuen würden, wenn andere sich dazugesellen.

Durch den langen Chat, den wir auch gar nicht gewöhnt waren, weil wir sonst fast nie chatteten, war es recht spät geworden und uns fielen fast die Augen zu, als wir uns entschieden, ins Bett zu gehen. Den Server ließen wir laufen, denn das Notfall-Netz war so gut angenommen worden, dass wir es nicht übers Herz brachten, unseren Server wieder abzuschalten. Außerdem hätten wir ja noch Reserve-Server, falls es neue Probleme geben sollte.

7 Ronja

Ronja wachte beim ersten Tageslicht auf und war sehr froh, dass sie auch ohne Wecker zu jeder gewünschten Zeit aufwachen konnte. Der Strom war immer noch weg und auch das Wasser lief noch nicht wieder. Also gab es auch noch keine U-Bahn, keine Schule und keine Kindergruppe.

Am letzten Abend hatte sie schon mit Nanni abgesprochen, dass Nanni auf Anna aufpassen würde, wenn die Situation sich noch nicht wieder normalisiert hätte. Frühstücks-Kaffee gab es natürlich nicht für Ronja und auch keine Dusche, aber wenigstens funktionierte der Kamm noch und so konnte sie immerhin ihre Haare in Form bringen. Kurz bevor sie aufbrach, weckte sie Nanni kurz auf, um sich zu verabschieden und gab der schlafenden Anna einen liebevollen Kuss.

Dann machte sie sich auf den Weg zur Arbeit. Auf der Straße bot sich ihr ein völlig chaotischer Anblick. Überall waren schwerbepackte Leute in aller Eile unterwegs, teilweise mit Handwagen und teilweise mit ihrer Last auf den

Schultern. An einigen Ecken waren Schlägereien ausgebrochen, die anscheinend um die schweren Lasten gingen, die neben den Schlägern standen. In etwa hundert Meter Entfernung wurde eine junge Frau angepöbelt und ihr die Handtasche entrissen.

Ronja atmete tief durch und schritt zügiger aus. Als sie sich einem Einkaufszentrum näherte, wurde ihr klar, woher die bepackten Leute gekommen waren. In großen Trauben rannten Menschen aus den zerbrochenen Türen des Einkaufszentrums und jeder trug oder schleppte soviel er tragen konnte. Einer trug mindestens zwanzig teuer aussehende Mäntel und war darunter kaum noch zu sehen, viele andere schlepten Computer oder Bildschirme, wieder andere waren mit Konservendosen bepackt. Nicht mal vor Möbeln hatten sie haltgemacht. Das waren ganz eindeutig Plünderungen. Das Bild erinnerte sie stark an Bagdad am Ende des Golfkriegs von 2003. Damals schon war sie entsetzt gewesen, dass soviele Menschen zu sowas fähig waren. Und das gleiche jetzt hier, in ihrem geliebten Berlin? Entsetzt ging sie weiter.

Überall, wo Geschäfte waren, konnte man diese beuteschleppenden Menschenmassen sehen. Immer wieder sah sie auch, wie normale Passanten, die immer seltener wurden, von anderen Leuten quasi überfallen und ausgeraubt wurden. Sie kam an einem Mann vorbei, der aus einer Schnittwunde an der Schläfe ziemlich stark blutete und ganz verzweifelt auf dem Boden saß. Sie reichte ihm ein Papiertaschentuch und riet ihm "Gehen Sie nach Hause.". Dann eilte sie weiter. Als sie sich der Innenstadt näherte wurden die Menschenmassen immer dichter und etwa zwei Kilometer von ihrem Hotel entfernt gab es einfach kein Durchkommen mehr. Außerdem wurde ihr immer mulmiger zumute.

Also beschloss sie, sich an den Rat zu halten, den sie dem blutenden Mann gegeben hatte und heimzukehren. Auf dem Weg nach Hause hatte Ronja den Eindruck, dass sich das Chaos noch verschlimmert hatte. Sicherheitshalber ging sie deshalb durch kleine Seitenstraßen, die teilweise wie ausgestorben wirkten.

Als sie nach Hause kam, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Anna und Nanni schliefen noch und in ihrer Wohnung wirkte es ganz friedlich. Anna wurde bald munter und wollte frühstücken. Etwas Müsli war noch da und auch die Milch im lauwarmen Kühlschrank schien noch genießbar. Ronja probierte, ob man Pulverkaffee auch mit kaltem Mineralwasser anrühren und genießen konnte. Es ging, war aber ziemlich ungewohnt. Nur wenn man dabei an Eiskaffee dachte, wurde es etwas besser. Munter machte es trotzdem. Nach dem Frühstück wollte Anna unbedingt in die Schule und es kostete Ronja viel Überzeugungsarbeit, sie davon zu überzeugen, dass es an diesem Tag keine Schule

geben würde. Es sei eben wie Ferien. Das mit den Ferien gefiel Anna, und dass außerdem ihre Mutter zuhause war, machte die Sache noch besser. Also wollte sie gerne was unternehmen, denn Ausflüge gehören schließlich zu Ferien dazu. Nun blieb Ronja nichts anders übrig, als Anna zu erklären, dass es draußen zu gefährlich sei. Da Anna gestern schon einige schlimme Szenen mit eigenen Augen gesehen hatte, konnte sie Ronjas Erklärungen einigermaßen folgen, aber als sie schließlich überzeugt war, dass weder Zoo noch Vergnügungspark möglich waren, war sie stattdessen verängstigt und leicht verstört. Man konnte ihr ansehen, dass sie an den blutigen Toten dachte, den sie gestern gesehen hatte.

"Und wir können nichts zu essen kaufen?" fragte sie. "Ja, so ist es und kochen können wir auch nicht. Außerdem ist das Wasser ausgefallen." Prompt standen Anna Tränen in den Augen. Ronja fragte sich, ob sie es besser nicht so deutlich hätte erklären sollen, aber dann hätte Anna nicht begriffen, warum sie zuhause bleiben und viele Einschränkungen in Kauf nehmen mussten. Ronja überlegte fieberhaft, wie sie Anna und auch sich, sinnvoll beschäftigen konnte, damit ihnen nicht die Decke auf den Kopf fallen würde.

Inzwischen war auch Nanni aufgewacht und nahm gerne den kalten Kaffee entgegen, den Ronja ihr reichte. Ronja war endlich etwas Sinnvolles eingefallen und nachdem sie Nanni über die Situation in der Stadt aufgeklärt hatte, schlug sie vor, erstmal zu schauen, was in der Wohnung an Essen und Trinken vorrätig war.

Die drei machten sich also auf die Suche und förderten aus den Schränken eine Dose Ravioli, ein paar Tütensuppen, mehrere kleine Obstdosen, zwei Tafeln Schokolade, einen Rest Pulverkaffee, einen verschimmelten Käse, ein Jogurt, das schon seit einer Woche abgelaufen war, drei runzlige Karotten, einen kleinen Rest Milch und eine knappe halbe Packung Müsli zutage. Außerdem gab es für das Meerschweinchen noch eine dreiviertel Schachtel Meerschweinchenfutter. Wenigstens darum brauchten sie sich erstmal keine Sorgen machen. An Wasser hatten sie den geretteten Inhalt der Gießkanne, etwa zwei Liter. Ob man das Wasser genießen konnte, ohne es abzukochen, war mehr als fraglich. Das Mineralwasser war inzwischen schon für die Kaffees draufgegangen.

"Bis morgen reicht das." vermutete Nanni. "Ich befürchte, dass sich das Ganze länger hinzieht. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es hier nicht nur um einen normalen Stromausfall geht. Warum wären denn sonst die Autos stehengeblieben, das ist doch nicht normal." gab Ronja zu bedenken. "Ich fürchte, da ist was ganz Schreckliches passiert. Irgendwann habe ich mal sowas gehört, von irgendeiner Bombe oder so, die alle Elektronik kaputtmacht. Daran muss

ich immer wieder denken, aber leider fällt mir nicht mehr ein, was ich darüber noch wusste. Und wo waren die ganzen Polizisten und Soldaten, die normalerweise kommen, wenn die Leute verrücktspielen und plündern? Vielleicht ist nicht nur Berlin betroffen." "Meinst du ehrlich?" fragte Nanni, "Dann wäre ja vielleicht morgen auch kein Strom und Wasser da und übermorgen auch nicht?". "Ja, genau das befürchte ich." antwortete Ronja "Wir müssen uns unser Essen einteilen, bis irgendwelche Hilfsorganisationen oder so kommen und uns retten". "Argh" war das Einzige, was Nanni dazu noch einfiel.

"Und was machen wir jetzt?" fragte Anna, die wohl einen großen Teil der Unterhaltung mitgekriegt hatte. "Hm, gute Frage. Vielleicht sollten wir mal aus den Fenstern schauen, damit wir wissen, was draußen so vor sich geht." Gegen diesen Vorschlag von Ronja hatte niemand was einzuwenden, darum schauten sie zuerst aus dem Küchenfenster und dann aus dem Fenster von Nanni, denn dies befand sich auf der anderen Seite des Hauses. Weil sie im neunten Stock lebten, hatten sie eine recht gute Aussicht. In der Ferne stiegen an mehreren Stellen Rauchsäulen auf, die Umgebung der Wohnhäuser war wie ausgestorben und beim Einkaufszentrum, von dem sie einen Zipfel sehen konnten, waren immer noch tumultartige Zustände. Das sah nicht gut aus.

Sie klingelten auch bei ihren nächsten Nachbarn, aber von denen schien niemand zuhause zu sein. Vielleicht ein später Urlaub oder vielleicht waren sie auch schon im Chaos verloren gegangen. Von dieser Seite war also keine Unterstützung zu erwarten.

Um sich die Zeit zu vertreiben, spielten sie die nächsten Stunden über eine Runde Mau-Mau nach der anderen. Meistens gewann Anna, denn die Erwachsenen waren mit ihren Gedanken woanders. Annas Laune wurde durch die Gewinnsträhne aber gebessert, was die Gesamtsituation deutlich entspannte. Als ihnen das Mau-Mau langweilig geworden war, erzählten sie sich Geschichten, aber auch das wurde irgendwann langweilig. Zwischendrin aßen sie die kalte Dose Ravioli und fütterten das Meerschweinchen.

Alle paar Stunden schauten sie wieder aus dem Fenster und gegen Abend konnten sie sehen, wie sich die Menschentrauben beim Einkaufszentrum allmählich auflösten. Einige Grüppchen zogen in Richtung der Wohnblöcke. Ob das ein gutes Zeichen war? Nachdem sie verfolgen konnten, wie eine der Gruppen sich mit Knüppeln Zutritt zu einem Nachbarhaus verschafft hatten, wurde klar, dass es alles andere als ein gutes Zeichen war.

Die beiden Frauen überlegten voller Sorge, was sie vor Plünderern in den eigenen vier Wänden schützen könnte. Das Sicherheitsschloss an der Tür wurde natürlich sofort verschlossen, aber ob das reichen würde? Also beschlossen sie,

den schwersten Schrank vor die Tür zu schieben. Anna half kräftig mit und die Aktion heiterte sie deutlich auf.

Als es dunkel wurde und sie Kerzen anzünden wollten, ließen sie außerdem die Rollläden herunter, damit man das Licht nicht von draußen sehen konnte, nicht ohne vorher einen Blick auf die Umgebung zu werfen. Anscheinend hatte sich die Aufmerksamkeit der Plünderer inzwischen fast vollständig auf die Wohnblöcke verlagert, denn immer mehr mit Möbeln und Elektrogeräten beladene Menschen strömten aus den Häusern und in den Grünanlagen zwischen den Häusern gab es wilde Schlägereien. Ronja fragte sich, ob den Leuten klar war, dass die Elektrogeräte weitgehend unbrauchbar sein würden. An einigen Stellen sah man Fässer, in denen Feuer brannten und auch einige große Lagerfeuer waren zu sehen, um die sich Menschen scharten. Das gab der Szene ein gewisses Grillparty-Aussehen, aber irgendwie war es auch gespenstisch.

Nach dem Herunterlassen der Rollläden widmeten sie sich wieder dem Mau-Mau-Spiel, denn die Geschichten zum Erzählen waren fürs Erste ausgegangen. Die beiden Erwachsenen hofften, dass Anna bald schlafen würde, denn dann konnten sie sich freier über die anstehenden Probleme unterhalten, ohne Anna noch mehr zu beunruhigen.

Aber bevor Anna die geringsten Anzeichen von Müdigkeit zeigte, rumpelte es ziemlich laut im Gang ihres Stockwerks. Ronja flüsterte Anna zu, dass sie ganz ruhig sein sollte, und Nanni löschte die Kerzen, um ganz sicher zu gehen. Sie kauerten sich auf dem Sofa zusammen und hielten sich an den Händen. Anna konnte man anmerken, dass sie am liebsten ganz viel gefragt hätte, aber sie spürte wohl den Ernst der Situation und blieb ruhig. Nur wenige Minuten nach dem ersten Rumpeln hörten sie, wie es beim rechten Nachbarn immer lauter wurde, zuerst Schläge, viele kräftige Schläge und dann ein Splittern, dann war wohl die Tür eingebrochen, denn anschließend hörte man keine Schläge mehr, nur verhaltene menschliche Stimmen und verschiedenste Geräusche von der Wand, die an ihre Wohnung grenzte. Ronja stellte sich vor, wie die Plünderer die Nachbarwohnung Stück für Stück leerräumten und ihr wurde übel.

Dann waren die Schläge an ihrer Tür zu hören. Ronja befürchtete das Schlimmste und schlich zur Küchenschublade und holte Messer für sich und Nanni. Da saßen sie nun, mit Messern in den verkrampften Händen und hielten fast die Luft an. "Bitte lieber Gott, lass sie weitergehen." betete Ronja still für sich, und das, wo sie sich bisher noch nie für Gott und Beten interessiert hatte. Anscheinend half das Stoßgebet, denn nach einer Weile ließen die Schläge nach und noch etwas später konnten sie den Lärm an der Tür des anderen

Nachbarn hören. Ob ihre Tür stabiler war? Bestimmt nicht, denn in solchen Wohnblöcken waren alle Türen gleich stabil. Und den Schrank, den sie vor die Tür gestellt hatten, hatten die Plünderer noch nicht erreicht gehabt. Das hätte man sonst bestimmt gehört. Ob es vielleicht die dreckigen kleinen Gummistiefel vor der Tür und die armselige Fußmatte waren, die den Plünderern signalisiert hatten, dass es hier nicht viel Wertvolles zu holen gab? Die Nachbarn hatten immerhin edle Türschilder und Luxusfußmatten, da stach ihr Wohnungseingang schon recht ärmlich hervor. Nun, egal was es war, die Plünderer waren fürs Erste weitergezogen.

Obwohl die größte Gefahr vorbei war, blieben die drei noch schweigend sitzen und lauschten den beunruhigenden Geräuschen aus dem Haus. Nach einer Weile schlief Anna ein; schon wieder auf dem Sofa. Ronja trug sie vorsichtig in ihr Bett und ging dann wieder zu Nanni. Leise unterhielten sie sich, trauten sich aber nicht, die Kerze wieder anzuzünden. Die Angst und die immer noch hörbaren Plündergeräusche hielten sie jedoch wach und keine der beiden machte in dieser Nacht ein Auge zu.

Am nächsten Morgen machten sie nur sehr vorsichtig einen der Rollläden einen Spalt auf. Schließlich wollten sie nicht Tag und Nacht im Dunkeln sitzen und auch mal einen Blick nach draußen riskieren. Es gab noch mehr Rauchsäulen. In einigen Richtungen konnte man vor lauter Rauch kaum noch weit sehen. Zwischen den Wohnblöcken waren einige Lager entstanden, in denen sich wild aussehende Gesellen tummelten. Große Haufen mit Möbeln und diversen Geräten wurden scharf bewacht. Ronja fragte sich, warum es so sei, dass soviele Menschen bei Katastrophen ihre ganze Erziehung vergaßen und zum plündernden Mob wurden. Als hätten sie die ganze Zeit darauf gewartet, endlich mal den Wilden raushängen zu lassen. Eine Katastrophe wäre schließlich nur halb so schlimm, wenn die Leute nicht plündern, sondern liebevoll miteinander kooperieren würden. In solchen Zeiten sollte jeder den anderen helfen, statt sie zu berauben und zu ermorden. Die meisten der Barbaren da unten waren vor zwei Tagen bestimmt noch brave Arbeitslose oder Angestellte gewesen.

Viel dringender war jedoch das Problem des Trinkens, denn sie hatten das Wasser aus der Gießkanne schon am vorigen Abend verbraucht und die Milch war auch längst alle. Ronja beriet sich mit Nanni und sie entschieden sich, über den Balkon auf den Balkons der beiden verreisten Nachbarn nachzusehen, denn beide hatten immer üppige Balkonpflanzen, die ja auch gegossen werden mussten. Nanni war mutig und wagte sich vorsichtig auf den Balkon, immer wieder nach unten spähend, ob sie auch nicht entdeckt würde. Die Leute da

unten waren aber anscheinend völlig mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, denn keiner bemerkte sie. Auf dem einen Nachbarbalkon stand eine kleine Gießkanne in Griffweite auf einem Tischchen und eine weitere, etwas größere in unerreichbarer Ferne, außer man wollte von einem Balkon zum anderen klettern. Beim anderen Nachbarn hatte Nanni mehr Glück, denn eine gutgefüllte Gießkanne stand direkt an der dünnen Wand zu ihnen. Das Rüberwuchten der Kanne war jedoch gar nicht so einfach, denn sie war schwer. Nanni brauchte drei Anläufe, bis sie die Kanne endlich sicher auf dem eigenen Balkon stehen hatte.

Sie probierte aus beiden Kannen und bei der kleinen Kanne spuckte sie aus. "Puh, da muss Dünger drin sein. Das Zeug taugt bestenfalls zum Blumengießen. Aber das andere ist wohl ok." Die andere Kanne war sowieso wichtiger, denn sie enthielt etwa 10 Liter Wasser, was die aktuellen Sorgen ums Verdursteten deutlich milderte. Als erstes gab es einen kalten Kaffee, zur Feier des Wasserfundes. Dann wachte auch Anna auf und maulte etwas, als sie ihr Müsli mit Wasser essen musste, weil die Milch alle war. Ronja wurde bewusst, was sie ihrer kleinen Tochter in den nächsten Tagen wohl noch alles zumuten müsste und ihr Magen verknotete sich, so dass sie auch nichts hätte essen können, wenn der Tisch voll gedeckt gewesen wäre. Auch Nanni hatte seit den Raviolis von gestern nichts gegessen und machte auch keine Anstalten das jetzt zu ändern. Nanni war deutlich weniger ausgelassen als sonst, aber das war ja kein Wunder.

Dann spielten sie wieder Mau-Mau. Im Laufe des Tages wurden die beiden Frauen sehr müde und legten sich abwechselnd ein paar Stunden hin. Die jeweils andere war vollauf damit beschäftigt, Anna bei Laune zu halten. Gegen Nachmittag waren alle das ewige Mau-Mau leid und Ronja versuchte, den beiden anderen Skat beizubringen, denn das war wenigstens was Neues. Mit sechs hielt sie Anna auch nicht für viel zu jung zum Skatspielen, denn sie selbst hatte mit sieben von ihren Eltern Skat gelernt, weil diese dringend einen dritten Mann brauchten. Wie zu erwarten, dauerte es eine Weile, bis die zwei Neulinge den Spielablauf und die Regeln verstanden hatten, von den Feinheiten ganz zu schweigen. Das war genau das Richtige für die eingesperrte kleine Familie, denn es lenkte wunderbar ab.

Dank des aufregenden Skatspiels war Anna irgendwann auch müde und konnte mit einer Geschichte ins Bett gelockt werden. Ronja und Nanni blieben auf und wollten wieder die Nacht über Wache halten. In ihrem Stockwerk pasierte in dieser Nacht jedoch kaum etwas und irgendwann ging ihnen auch der Gesprächsstoff aus. Und so fielen sie gegen zwei Uhr nachts erst in Halbschlaf

und glitten dann in den Tiefschlaf über. Glücklicherweise verlief auch der Rest der Nacht friedlich und sie konnten auf dem Sofa halb liegend schlafen, bis Anna sie morgens aufweckte.

8 Ulli

Am Morgen wachte Ulli mit einem unguuten Gefühl auf. Zuerst wusste er nicht, woher dieses miese Gefühl kam, aber nach wenigen Sekunden erinnerte er sich an die Dramen des letzten Tages. Ob der Strom immer noch weg war? Wahrscheinlich.

Ulli rappelte sich auf und probierte als erstes den Schalter seiner Nachttischlampe. Nichts. Nun, das war geklärt und auch bestätigte auch, dass ihn seine grässlichen Erinnerungen nicht getrogen hatten. Ob wohl noch was zu essen da war? Er durchsuchte den Kühlschrank, sein Regal und die Notfallkiste, aber da war nichts mehr. Nur einen alten Teebeutel hatten sie ihm gelassen, aber wohl auch nur, weil er ziemlich versteckt in einer Ecke lag. Da er kein Wasser mehr hatte und auch den schrecklichen Kocher nicht wieder in Betrieb nehmen wollte, nutzte ihm der Teebeutel herzlich wenig. Nicht mal eine Dusche konnte er nehmen, um seine Stimmung zu verbessern.

Da erinnerte er sich an seine Freunde von gestern und entschloss sich, bei ihnen nachzufragen, ob sie was zu essen oder trinken für ihn hätten. Also stieg er ein Stockwerk höher und klopfte beim ersten seiner Freunde. Der machte die Tür nur einen Spalt auf und fragte "Was willst du?". "Ich hab nichts mehr zu essen nach dem gestrigen Abend und da wollte ich fragen, ob du vielleicht was für mich hast." "Ne, sorry, du, tut mir echt leid, aber das bisschen was ich hab, brauch ich für mich selbst. Du weißt ja, wir haben eine echte Notsituation." "Aber..." "Du meinst wegen der Party gestern? Da war ja noch nicht klar, wie schlimm es aussieht. Tut mir echt leid." Und er schloss seine Tür wieder.

Zuerst stand Ulli da, wie vom Donner gerührt, aber dann zuckte er die Achseln und ging zum nächsten der Kumpels. Er hörte, wie jemand zur Tür schlurfte und konnte auch sehen, dass jemand durch den Spion schaute, aber dann entfernten sich die Schritte wieder. Der Nächste bot ihm immerhin ein halbes Stück Knäckebrot an, aber ansonsten müsste auch er sein Zeug zusammenhalten, meinte er. Beim vierten war es wie beim zweiten; er öffnete nicht mal die Tür. Der fünfte Studienkollege schließlich lallte etwas, als er seine Tür öffnete. "Kannst mein Bier haben" sagte er großzügig, "aber erst nehm ich

nochmal nen Schluck.". Er setzte die Bierflasche an und trank in großen Schlucken etwas mehr als die Hälfte der Flasche leer. Dann reichte er sie gönnerhaft an Ulli weiter. "Nee, danke, vor dem Frühstück trink ich noch keinen Alkohol." lehnte Ulli ab und zog von dannen.

Was für eine Pleite. Freunde waren diese Leute wohl nur, wenn er ihnen was zu bieten hatte. Betrübt holte er seine Tasche aus seinem Zimmer und machte sich auf den Weg in die Stadt. Kaum hatte er das Wohnheim verlassen, rief ihm ein entfernt bekannter Kommilitone freundlich zu. "Willste nen Kaffee?" fragte er "Hab grad zwei Becher voll ergattert, mir reicht aber einer." Völlig verblüfft nahm Ulli den Becher entgegen und murmelte verdattert seinen Dank.

"Was haste denn vor?" fragte der freundliche Studienkollege. "Ich weiß noch nicht. Mich haben Hunger und Durst aus dem Haus getrieben. Das eine Problem habe ich dank deiner aber jetzt schon gelöst." Und ein vorsichtiges Lächeln stahl sich auf Ullis Gesicht. "Wenn de Hunger hast, hier hab ich noch was kleines." sagte der andere und zog einen leicht zerdrückten Müsliriegel aus der Tasche. Ulli konnte sein Glück kaum fassen und nahm den Riegel dankbar entgegen. "Danke," sagte er, "du bist das Beste was mir heute bisher begegnet ist."

"Ich werd hier fortgehen, aufs Land. Da kenn ich Leute, die haben einen Hof mit eigener Quelle und allen Schikanen." "Ist ja cool. Und wie kommste dort hin?" "Vorhin hab ich nen alten Kumpel getroffen, der hat einen uralten Laster. Und stell dir vor, der fährt noch. Für 500 Mäuse fährt der raus aufs Land. Aber der blöde Geldautomat tut natürlich nicht mehr, und ich hab nur noch 20 Euro." "Nimmt der auch noch mehr Leute mit?" fragte Ulli. "Ja klar, darum bin ich ja jetzt hier. Ich such noch ein paar Leute, die Geld haben und mitkommen wollen." Spontan entschloss sich Ulli das Abenteuer zu wagen, was hatte er hier schließlich verloren, solange es keine Uni gab. "Gemacht, ich bin dabei. Mal schauen, wie viel Bargeld ich noch hab." Sein Portemonnaie enthielt genau 156 Euro und 54 Cent, ergab die sorgfältige Zählung. "Reichen 150?" fragte er sein Gegenüber. "Klar, das reicht locker, wenn wir noch ein paar andere finden." "Wie heißt du eigentlich?". "Gestatten, Franz ist mein Name. Und wie heißt du?". "Ich heiße Ulli."

Sie verabredeten, dass Ulli schnell seine Sachen packen und dann wiederkommen und bei der Suche nach weiteren zahlungskräftigen Mitfahrern helfen sollte. Ulli eilte zurück in sein Zimmer und sah sich hektisch um. Ah, da war der Rucksack, ein guter Anfang. Er war zwar noch schmutzig von der letzten Nacht, aber nachdem Ulli etwas daran rumgewischt hatte, war es ein bisschen besser. Neugierig spähte er hinein und kurze Zeit später pries er seine Mutter

für ihre Weitsicht. Im Prinzip war alles schon eingepackt, was man so für unterwegs brauchte. Sogar ein paar praktisch aussehende Klamotten in seiner Größe. Ein Schlafsack war auch dabei. Und sogar ein paar nahrhafte Riegel. "Was bin ich doch für ein Esel" dachte Ulli sich "die frustrierende Tour durchs Haus hätte ich mir echt sparen können. Aber vielleicht wär ich dann Franz nicht begegnet." Er stopfte die Sachen wieder zurück in den Rucksack und suchte noch seine wichtigsten Dokumente und Ausweise zusammen. Und vor allem den Kompass, den durfte er nicht zurücklassen. Der Kompass war ein Familienerbstück und wurde immer am 18. Geburtstag vom Vater an den ältesten Sohn übergeben. Er sollte angeblich Glück bringen. "Na, Glück kann ich gebrauchen" dachte Ulli und steckte den Kompass sorgfältig in ein Seitenfach des Rucksacks.

Als er vor dem Haus ankam, hatte Franz schon zwei weitere Studenten gefunden, die Geld hatten und mitkommen wollten. Beide waren schon beim Packen. Es fehlten noch 150 Euro, um auf die 500 zu kommen. Locker wie Franz war, hatte er im Handumdrehen noch zwei Leute gefunden, die es zusammen auf 150 Euro brachten.

"Ok, denn lasst uns mal losmarschieren." forderte Franz die kleine Gruppe auf, als sich alle versammelt hatten. "Wo geht's denn hin?" fragte einer der Mitreisenden. "Erstmal nur ein paar Straßen weiter. Dort steht der LKW von meinem Kumpel. Und dann nach Hörgerthausen, eine ganze Ecke nördlich von Freising."

So zogen sie also los. Ullis Füße taten bei jedem Schritt noch von den gestrigen Blasen weh, aber er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Der Weg führte sie durch Nebenstraßen, die Ulli noch gar nicht kannte, obwohl er eigentlich gedacht hatte, dass er sich in München schon halbwegs auskennen würde. Ein gutes Dutzend Querstraßen später trafen sie einen Mann, der dem Studentenalter schon deutlich entwachsen war und der neben einem sehr betagt aussehenden Kleinlaster stand. Nach kurzer Begrüßung sammelte Franz das Geld ein und übergab es feierlich. Franz setzte sich zum Fahrer nach vorn und die anderen fanden hinten Platz. Sehr gemütlich war es nicht und die Säcke, auf denen sie sitzen konnten, waren schwarz verschmiert. Aber Hauptsache raus aus der Stadt.

Der Laster stotterte etwas, als er angelassen wurde, aber dann lief er gleichmäßiger und fuhr langsam los. Sie fuhren durch Nebenstraßen, weil hier die Chance größer war, zügig durchzukommen. Die Hauptstraßen waren noch ziemlich verstopft, wie die Studenten auf ihrem Weg gesehen hatten.

Sie hatten gerade erst ein paar Kilometer hinter sich gebracht, als der Laster

plötzlich stoppte. Durch die dünne Plane konnte Ulli hören, wie eine energische Stimme sagte: "Ihr Wagen ist beschlagnahmt. Bitte steigen Sie aus.". Man hörte, wie vorne die Tür geöffnet wurde. Die Plane des Verdecks öffnete sich einen Spalt und ein kräftiger junger Mann in Uniform mit einem großen gefährlich aussehenden Gewehr schaute zu ihnen herein.

"Wer sind Sie? Wo wollen sie hin?" fragte der Soldat. Ulli gewann zuerst die Fassung wieder und stammelte: "Wir sind Studenten und wollen aufs Land fliehen." "Ok, dann können Sie mitkommen. Wir fahren ins Flüchtlingslager auf der Theresienwiese. Bleiben Sie sitzen." "Wir haben aber all unser Geld bezahlt, um hier mitzufahren." sprang einer der anderen Studenten auf. "Dann holen sie es sich wieder, wenn sie können. In zwei Minuten fahren wir ab." antwortete der Soldat.

Der Student sprang vom Laster und ging nach vorne. Doch da war kein LKW-Besitzer mehr, nur noch Soldaten. Der Fahrer hatte sich wohl mit ihrem Geld ganz schnell aus dem Staub gemacht. Von Franz fehlte auch jede Spur. Frustriert gesellte sich der Student wieder zu den anderen. Jetzt waren sie alle mittellos. Ulli hielt seinen Rucksack fest. Wenigstens den hatte er noch.

Sie fuhren langsam eine schiere Ewigkeit durch die Stadt. Immer wieder hielten sie an und einer der Soldaten schickte weitere Reisende zu ihnen auf die Säcke. Es wurde immer enger in dem kleinen Laster. Als Ulli glaubte, kaum noch atmen zu können, blieben sie endlich stehen und der Soldat forderte sie zum Aussteigen auf.

Auf der Wiesn war er noch nicht sehr oft gewesen, aber trotzdem ließ ihn der Anblick der verwandelten Theresienwiese schauern. Die Brauereien und Schausteller waren wohl gerade mitten beim Aufbau gewesen, als die Katastrophe hereinbrach. Die üblichen großen Bierzelte standen auch schon dort, wo sie hingehören, aber dort, wo sonst die Fahrgeschäfte waren, wurden mehrere normalgroße Bierzelte aufgebaut. Überall wimmelte es vor lauter Geschäftigkeit auf der einen Seite, vorwiegend von uniformierten Menschen betrieben und langen Schlangen von wartenden Menschen, auf der anderen Seite. Von der sonst üblichen Fröhlichkeit auf der Wiesn war nichts zu spüren. Es fühlte sich irgendwie grotesk an.

Einer der Soldaten schickte sie zu einer sehr langen Schlange, um sich registrieren zu lassen. In dieser Schlange verbrachte Ulli die nächsten Stunden. Jetzt war er ein Flüchtling in einem Flüchtlingslager. So schnell konnte es gehen. Vor allem war es mühsam, immer seinen Rucksack mitzuschleppen und zentimeterweise die Schlange entlang zu bewegen. Die Stunden vergingen und Ulli unterhielt sich ein bisschen mit seinen Mitwartenden. Tiefschürfende Erkenn-

tnisse kamen aber nicht zustande. Gegen Nachmittag war er endlich dran und durfte in das Registrierungszelt treten. Dort ging alles recht zügig, weil er seine Ausweise dabei hatte und er erhielt ein grünes Bändchen fürs Handgelenk, einen schlecht gedruckten Merkzettel und einen Bezugsschein für drei Tagesrationen. Er erfuhr, dass es heute und morgen noch Gemeinschaftsessen geben würde und wo die Schlange dafür sei und dass er sich übermorgen die Tagesrationen abholen können würde, um unabhängiger zu sein. Außerdem wurde eine Zeltnummer auf sein Bändchen geschrieben. Am Schluss wurde er auf den großen Lageplan hingewiesen, der sich vor dem Anmeldezelt und an mehreren wichtigen Stellen befinden würde und der ihm bei der Orientierung helfen würde. Dann durfte er gehen.

Da er inzwischen schon sehr hungrig war, entschloss er sich, zuerst zur Essensschlange zu gehen. Diese Schlange war noch erheblich länger, als die Anmelde-Schlange, aber da die Prozedur des Essenfassens schneller ging, bewegte sich die Schlange auch schneller voran. Die Arme taten ihm schon allmählich weh vom ewigen Rucksack mitschleppen. Und die Füße sowieso. Als er endlich dran kam, stellte Ulli fest, dass es diesmal Linsensuppe gab, und da er sehr gern Linsensuppe aß, besserte sich seine Stimmung ein wenig.

Nun noch die Kloschlange und er war soweit, sich den Weg zu seinem Zelt zu suchen. Dort angekommen, musste er mit Bedauern feststellen, dass schon fast alle Schlafplätze belegt waren. Schließlich fand er noch einen zugigen Platz am Rand des Zelt. Jetzt war er sehr froh über seinen Schlafsack und das versöhnte ihn ein wenig mit der langen Schlepperei.

In der Nacht konnte er nur sehr unruhig schlafen, denn er war es nicht gewohnt, mit hunderten von anderen Menschen in einem Zelt zu schlafen, die husteten, schnarchten, weinten und allerlei andere Geräusche von sich gaben.

Der nächste Tag bestand fast ausschließlich aus Warteschlangen. Von der Kloschlange ging es zur Essensschlange und dann wieder zur Kloschlange. Zwischendrin die Schlange vor dem Informations-Center, um Neuigkeiten zu erfahren, was aber leider nicht sehr ergiebig war.

Ulli kam sich unendlich nutzlos vor. Was sollte dieser Unfug hier? Gab es nicht genug zu tun in solchen Katastrophen-Zeiten? Das Lager diente anscheinend dem Schutz der Flüchtlinge vor Plünderern, denn weite Teile der Stadt waren Opfer wilder Plünderungen geworden. Dabei hatte es anscheinend auch viele Tote gegeben. Und dieses Lager konnte eben gut bewacht werden und es gab sowieso schon Zelte und mobile Toilettenanlagen. Aber leider nicht genug Toilettenanlagen. Und auch mit der Essensverteilung lief es sehr schleppend. Wie lief das denn sonst hier auf dem Oktoberfest? Da kamen doch auch viele

Leute. Naja, Klos gibt es wohl immer zu wenig, wenn viele Leute zusammenkommen, dachte sich Ulli.

Die angekündigten Tagesrationen klangen nach einem Fortschritt, denn dann müsste er drei Tage lang nicht mehr wegen Essen anstehen. Er versuchte, sich die finanziellen Auswirkungen dieses Lagers allein in Bezug auf den Verdienstaufschlag der Schausteller und Brauereien und den Arbeitsausfall der normalerweise arbeitenden Flüchtlinge durchzurechnen. Schließlich hatte er nichts zu tun und langweilte sich. Die Verluste allein durch dieses Lager waren erschreckend hoch. Hochgerechnet auf ganz München, Deutschland und alle anderen Industrienationen war es eine nie da gewesene Summe. Dabei hatte er ja nur ein paar wenige Faktoren berücksichtigt. Das wahre Ausmaß würde noch sehr viel schlimmer sein. Die Versicherungen konnten einpacken. Dabei hatte er gedacht, wenn er bei einer der großen Rückversicherer anfangen würde, hätte er einen lebenslangen sicheren Arbeitsplatz. Die ganze Katastrophe war schlichtweg nicht bezahlbar.

Er war so in seine Berechnungen vertieft, dass er ganz erstaunt war, als er plötzlich an der Essensausgabe stand. Seinen Napf hatte er griffbereit, denn für jeden gab es nur einen Napf und den musste man immer wieder mitbringen. An die dicken Suppen hatte er sich inzwischen schon fast gewöhnt und so ging er gut gesättigt zu seinem Zelt.

Dort verbrachte er eine weitere Nacht mit vielen Geräuschen und träumte von unendlich großen Geldbeträgen und immer wieder hallte eine Frage durch seinen Kopf "Wer soll das bezahlen?".

9 Fritz

Noch vor dem Weckerklingeln wachte Fritz putzmunter auf und sprang aus dem Bett. Bei einem schnellen Tee überlegte er kurz, wie er sein Haus im Schnellverfahren vor Plünderern sichern konnte, damit ihm nichts passieren würde, während Fritz bei der Arbeit war.

Da er sein Haus sowieso oft allein lassen musste, hatte er gute Rollläden und eine stabile Tür, die aber unauffällig aussah. Die meisten wertvollen Dinge waren entweder fest montiert, wie zum Beispiel die kaputten Solarpaneele oder sicher verstaut, ein Großteil davon im Gewölbekeller, weil dort auch viel Platz war. Vor den Gewölbekeller konnte er einen Schrank schieben, damit man sich dachte, es gäbe nur den normalen Keller, der nicht viel enthielt. Der bewohnte

Teil des Hauses war recht spartanisch gehalten, daher hatte Fritz nicht viel in den Keller zu tragen, um ein sicheres Gefühl in Bezug auf sein Haus zu haben.

Ziemlich bald war er also fertig mit der Erstsicherung. Eine gute Tarnung würde erheblich mehr Arbeit machen, das wollte er sich für später aufheben, wenn er von der Baustelle zurück war. Er schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr los. Im Vergleich zum gestrigen Abend hatte sich auf den Straßen nicht viel verändert. An einigen Stellen sah er Jugendbanden umherziehen und bei vielen Häusern waren die Familienväter damit beschäftigt, die Fenster zuzunageln.

"Welch ein Unfug," dachte sich Fritz "aber nicht jeder war mal im Irak und konnte live erleben, worauf es beim Plünderungsschutz ankommt." In seiner Zeit beim Bund war er ein halbes Jahr im Irak zur Friedenssicherung stationiert gewesen und dort hatte er sehr viel über schwierige Zeiten gelernt. Offiziell hieß es zwar Friedenssicherung, aber eigentlich konnte man die Situation dort nicht "Frieden" nennen. Für ihn schien es eher wie ein Bürgerkrieg, bei dem ein paar versprengte Soldaten versuchten, das Schlimmste zu verhindern. Dabei war der Krieg offiziell schon mehrere Jahre lang beendet gewesen. Besonders beeindruckt hatte ihn die Tatsache, dass die ärmeren Leute, die in ihren schutzlosen Häusern sehr schnell ausgeplündert worden waren, langfristig immer noch in ihren Häusern lebten, wenn auch mit bescheidenen Mitteln. Andere jedoch, die ihr Häuser wochenlang verteidigt hatten, hatten später ihre besser erhaltenen und versorgten Häuser an Warlords oder Militär verloren und saßen immer noch auf der Straße, in der schwachen Hoffnung ihr Haus irgendwann zurückzubekommen.

Natürlich wollte er nicht riskieren, erst einmal gründlich ausgeplündert zu werden, um sein Haus dann nicht an Warlords zu verlieren. Aber er hatte sich überlegt, dass er ja sein Haus so aussehen lassen konnte, als wäre es schon geplündert und außerdem völlig ungeeignet als Stützpunkt. Das widersprach der Realität natürlich ganz enorm, denn er hielt sein Haus für sehr Stützpunktgeeignet mit der eigenen Wasserversorgung, seinem Generator, dem Windrad und dem geräumigen Keller. Das alles müsste er also verstecken oder tarnen.

Unterdessen kam er an immer mehr Häusern mit vernagelten Fenstern vorbei und dachte sich, dass dies für ihn persönlich eigentlich sehr gut sei, denn all diese verrammelten Häuser signalisierten schließlich, dass es dort was zu holen gab.

Nach einer Weile kam er bei seiner Baufirma an und traf dort nur auf wenige der Kollegen. Nur die Männer, die in Fuß- oder Fahrradnähe wohnten, waren gekommen, für die anderen war der Weg wohl zu weit gewesen. Etwa ein

Drittel der Arbeiter waren da, die anderen, zu denen auch alle Chefs gehörten fehlten. Es sah so aus, als hätte die Baufirma zumindest fürs Erste ihren Betrieb eingestellt. Die anwesenden Arbeiter waren auch weniger zum normalen Arbeiten gekommen, sondern eher, um die Situation zu checken und sich ihr eigenes Werkzeug von der Baustelle zu holen. Sie erzählten von ihren verunsicherten Frauen und Kindern, die ängstlich ihre Rückkehr erwarten würden. Außerdem hatten alle vor, ihre Häuser oder Wohnungen zu verrammeln. Fritz erwähnte, dass er sein Haus eher unattraktiv für Plünderer machen wollte, aber von solchen modernen Ideen wollten seine Kollegen nichts wissen.

Begleitet von zwei anderen Kollegen mit Fahrrad, fuhr Fritz schließlich in Richtung Baustelle. Die Baustelle lag völlig verlassen da. Ob und wann das Haus wohl je fertiggebaut werden würde, fragte sich Fritz. Nun, für den Moment war das egal, zumindest würde der Weiterbau nicht so bald beginnen. Daher hatte er auch kein schlechtes Gewissen, als er sich außer seinem persönlichen Werkzeug auch eine geliebte Seilwinde auf sein Fahrrad lud, denn so eine brauchte er dringend, um unter anderem sein kaputtes Auto vom Fleck zu bewegen. Seine Kollegen liehen sich auch dringend benötigte Werkzeuge, denn es war sowieso gang und gebe, sich Werkzeuge von der Baustelle auszuleihen. Nicht viel später verabschiedeten sich die Männer voneinander, wünschten sich gegenseitig Glück und strebten dann eilends ihren Heimen entgegen.

Mit der Seilwinde bewaffnet erreichte Fritz unbehelligt sein Haus und setzte sich erstmal in die Küche, um einen genauen Schlachtplan auszutüfteln.

Einen Teil der Vorräte wollte er im Garten verstecken, falls der Keller doch entdeckt werden sollte. Außerdem wollte er die Zugang des Gewölbekellers so gut verstecken, dass er selbst nur mit einigem Aufwand Zugriff auf die dort untergebrachten Sachen hätte. Alles was er in der gefährlichen Zeit benötigte, müsste er also außerhalb des Kellers verstecken. Um das Haus langweilig wirken zu lassen, mussten die Solarpanele abgeschraubt werden, denn diese würden auf die Autarkie seines Hauses hinweisen, auch wenn sie kaputt sind. Auch das Windrad im Garten musste weg. Das Auto, ein mittelschicker Allrad-Wagen, wollte er vielleicht in der Scheune des Nachbarn unterbringen; mal sehen, das musste er vorher noch genauer in Augenschein nehmen. Und wenn alles getarnt und versteckt wäre, würde er sich ein Notlager im nahegelegenen Wald bauen mit Vorräten und allem, was er in den gefährlichsten Tagen benötigen würde. Sehr viel Arbeit stand ihm bevor.

Beim Abmontieren der Solarpanele war er froh, dass er beim Dachdecken schon geübt hatte, sich auf dem Dach zu bewegen, sonst wäre es ihm wahrscheinlich unheimlich gewesen. Vorsichtig ließ er die Paneele an einem Seil

herab und brachte sie anschließend in den Keller. Die Demontage des kleinen Windrades, das sogar noch intakt war, tat ihm in der Seele weh, denn er hatte es noch nicht lange und war sehr stolz auf seinen neuesten Autarkie-Helfer. Aber genau deswegen musste es ja verschwinden. Eine Kiste mit Vorräten für etwa einen Monat schleppte er in den Garten und versteckte ihn unter dem Komposthaufen. Allein diese Aktion kostete ihn mit Graben gute zwei Stunden.

Dann sortierte er seine in der Wohnung und Garage verbliebenen Gegenstände nach Keller und Notfallgepäck und trug die für den Keller bestimmten Sachen nach unten. Er nahm eine letzte Dusche, füllte einige Kanister und demontierte dann die Pumpe und alles, was auf die eigene Wasserversorgung hinwies, natürlich bis auf den eigentlichen Brunnen, der zu seinem Bedauern im normalen Keller stand.

Als endlich alles verstaut war, kam der schwierige Teil mit der Tarnung des Zugangs zum Gewölbekeller. Der Schrank an sich war relativ leicht zu verschieben; das hatte er ja jetzt auch schon zweimal gemacht. Aber nur mit dem leeren Schrank war es Fritz zu unsicher. Also hatte er noch einiges vor.

Der erste Schritt war das Verstärken der Rückwand, denn diese war sehr dünn. Man hätte sie mit der Faust durchschlagen können. Fritz schraubte ein paar Spanplatten von hinten an die Rückwand und dann schob er den Schrank wieder vor den Eingang des Gewölbekellers. Es ging schon erheblich schwerer als vorher. Dann wurde der Schrank mit schweren Dingen gefüllt, z.B. mit dem Amboss seines Großvaters. Rund um den Schrank stapelte Fritz alles mögliche Gerümpel. Er war das erste Mal froh darüber, dass er es noch nicht geschafft hatte, alles Gerümpel der vergangenen Generationen zu entsorgen. Am Schluss trat er ein paar Schritte zurück und bewunderte seine Konstruktion. Es sah aus wie ein Haufen mit ollem Zeug, das darauf wartete, dass der Sperrmüll kommt. Wunderbar.

Um und auf dem Brunnen häufte er weiteres Gerümpel an. Damit war das Größte erledigt. Als nächstes kam das Auto dran. Für das Auto hatte er sich ausgedacht, dass er es in solchen Situationen in der Scheune des Nachbarn unterbringen konnte. Der Nachbarhof war nämlich verlassen und die Erben wohnten in Hannover. Sie waren einmal dagewesen und hatten sich das alte Gemäuer angeschaut. Anscheinend war es ihnen zu teuer, es wieder herzurichten und vielleicht auch zu abgeben. Auf jeden Fall hatten die Erben ihn gebeten, immer mal zu schauen, ob alles in Ordnung sei und ihn gegeben falls zu informieren, falls etwas wäre. Er hatte also offiziell erlaubten Zugang zu dem Grundstück. Und in der Scheune standen alte Traktoren und Maschinen aus den 60ern. Das hatte er beim Besuch der Erben selbst gesehen. Die Scheune

wollte er mit seinem Bolzenschneider öffnen, sein Auto hineinschieben und mit Stroh und Heu tarnen.

Schwierig war es nur, mit dem Auto keine Spur auf dem vollgewucherten Hof zu hinterlassen. Im Zickzack würde es wohl nicht so stark auffallen. Und genau hierfür brauchte er die Seilwinde von der Baustelle, denn das Auto fuhr ja nicht, und alleine konnte er es auch kaum über die weite Strecke gleichzeitig lenken und schieben. Und so zog er denn in stundenlanger Schwerarbeit das Auto im Zickzack von seinem Standplatz zu der alten Scheune. Ein Stückchen ging es sogar bergauf, das war besonders mühsam. Aber das letzte Stück war glücklicherweise leicht abschüssig.

Die Scheune war mit seinem Bolzenschneider schnell geöffnet, denn das Schloss war zwar neu, aber nicht sehr stabil. Vorsichtig zog er sein Auto ins Innere und bewarf es dann mit dem rumliegenden Stroh. Nach kurzer Zeit konnte man es kaum noch sehen, weil es auch sehr dicht an den Strohhaufen stand und so wie ein Teil davon wurde.

Der alte Trecker sah eigentlich noch ganz brauchbar aus. Wenn die Altersschwäche ihn nicht schon vor Jahrzehnten lahmgelegt hatte, hatte er den EMP-Schlag bestimmt überstanden, denn Elektronik fand man in solch urigen Modellen mit Sicherheit nicht. Später könnte so ein alter Trecker noch sehr nützlich werden, aber erstmal blieb er besser gut versteckt in der Scheune.

Fritz fand auch noch ein rostiges Vorhängeschloss, das noch viel oller, als sein mitgebrachtes wirkte. Dieses rostige Vorhängeschloss war optimal geeignet, um der Scheune ein unbenutztes und somit uninteressantes Aussehen zu geben. Zwar hatte er keinen Schlüssel für das Schloss, aber dafür gab es ja den Bolzenschneider.

Auf einer anderen unauffälligen Zickzackstrecke ging Fritz schließlich zurück zu seinem Haus und war für diesen Tag fertig mit der Arbeit. Es wurde auch schon langsam dunkel. Da es im Wasserspeicher unterm Dach noch Wasser gab, konnte er sich auch einen Tee und eine Suppe kochen. Das gab dem Tag ein Stück Normalität. Zum Feierabend gab es dann sogar noch ein Bierchen, das im vorderen Keller auf ihn wartete.

In dieser Nacht schlief Fritz wie ein Stein, denn obwohl er körperliche Arbeit gewöhnt war, war der Transport des Autos doch eine ziemliche Schinderei gewesen.

Am nächsten Morgen schien die Sonne und es war ein wunderbarer warmer Frühherbst-Tag. Alles sah so friedlich aus, dass man kaum glauben mochte, welche Katastrophe grad im Gange war. Heute war der Tag des Notquartiers im Wald.

Einen Platz hatte er schon vor vielen Jahren ausgesucht. Dort gab es einen kleinen versteckten Bergwerks-Stollen, der aber nicht weit in den Berg ging und den man selbst dann kaum sah, wenn man direkt daran vorbeiging. Als Junge hatte sich Fritz gerne darin versteckt. Dort wollte er jetzt einen Großteil seiner wichtigen Sachen unterbringen. Leider hatte man von dem Stollen aus keine gute Aussicht und er war auch recht feucht, daher war er nicht geeignet, um darin auch zu hausen. Für sein kleines Zelt hatte er daher einen Platz ganz in der Nähe ausgesucht, wo er in einem Gebüsch gut versteckt war, aber freien Blick zu seinem Haus und zur Straße hatte. Der Platz war nur etwa 300 Meter von seinem Haus entfernt, aber Fritz wollte einen großen Umweg gehen, um keinen Trampelpfad zu hinterlassen, der ihn verraten könnte. Die Strecke per Umweg war einen guten Kilometer lang. Zehn Touren würde er mindestens gehen müssen, um seine Sachen in den Wald zu schaffen.

Fürs Tragen hatte er glücklicherweise ein extra Tragegestell, das ähnlich wie ein Rucksack war, aber ein festes Metallgestell bot, auf das man Ausrüstungsgegenstände schnallen konnte. Solche Gestelle wurden sonst meistens auf Expeditionen benutzt, aber in gewisser Weise war sein Notlager ja auch eine Art Expedition.

Der Weg zu seinem Lager führte zuerst über einen normalen Weg bergauf durch eine Wiese. Dann kam man auf einen etwas breiteren Spazier- und Forstweg, der in der einen Richtung in den Wald reichte. Dieser Weg führte zwar ziemlich weit weg von seinem Lager (das war der Sinn der Sache), aber kurz hinter dem Waldrand zweigte an unauffälliger Stelle ein Pfad ab, der sich zu seinem Lager hin wand. An mehreren Stellen war dieser Pfad so überwuchert, dass man ihn nicht mehr erkennen konnte, was natürlich auch das Fortkommen erschwerte. Auch einige umgestürzte Bäume lagen quer über den Pfad und tarnten ihn noch besser.

Auf der ersten Tour brachte Fritz sein Zelt und das wichtigste Übernachtungszubehör, wie Schlafsack und Isomatte in den Wald. Er baute das Zelt auch gleich unter dem vorgesehenen Gebüsch auf und legte sich die Matten und den Schlafsack gemütlich zurecht. Vielleicht müsste er schon die nächste Nacht hier verbringen. Wer weiß? Die nächsten Touren brachten Nahrungsvorräte, Kochzeug, Wasser, Werkzeuge, Kleidung und sein Mountainbike zum Lager.

Als alles oben war, montierte Fritz eine kleine Webcam mit Blick auf das Haus und eine weitere mit Blick zur Straße und Teile des Ortes in Hausnähe. Die Webcams hatte er mal von seinen Eltern bekommen, als diese große Stückzahlen eines Sonderangebotes gekauft hatten. Außerdem kam noch eine Webcam in den Keller, damit er auch dort einen Überblick hatte. Im Keller war

es natürlich dunkel, aber eventuelle Plünderer würden bestimmt mit Lampen reinkommen, und dann konnte man genug sehen. Alle Webcams verband er mit einer WiFi-Anlage, die gut 200 Meter Reichweite hatte.

Die Reichweite war leider der einzige Schönheitsfehler an seinem System, denn sein Lager war 300 Meter vom Haus entfernt. Um Empfang zu haben, musste er also querwaldein an den Waldrand schleichen, denn erst in Waldrandnähe erreichte er die 200 Meter Zone. Um eine Antennenverstärkung wollte er sich aber erst morgen kümmern, denn das war wahrscheinlich mit viel Rumprobieren verbunden und daher zeitaufwendig. An diesem Tag probierte er noch aus, ob das mit den Webcams vom Waldrand aus gut klappte und als er damit zufrieden war, ging er nach Hause.

Vielleicht war das vorerst die letzte Nacht in seinem Haus, vielleicht würde es auch noch länger dauern.

Vor dem Haus verstreute er noch ein paar Sperrmüllstücke, um sein Haus so aussehen zu lassen, als wäre es schon geplündert. Später würde er dann vielleicht sogar die Haustür offenstehenlassen, das macht immerhin einen sehr geplünderten Eindruck und würde die Plünderer auch davon abhalten, die Tür zu zerschlagen. Aber da war er sich noch nicht so sicher, ob er das übers Herz bringen würde.

In seinem kahlgeräumten Haus kochte er sich mit den wenigen Sachen, die noch da waren, etwas zu essen und legte sich schlafen, nachdem er seinen Bewegungsmelder-Alarm, den er bei den Webcams aktiviert hatte, nochmal überprüft hatte.

10 Eva

Am vierten Tag des Zusammenbruchs setzten wir uns morgens zusammen und überlegten das weitere Vorgehen. Wir hatten schon soviel in den Keller geschleppt, dass es im Haus schon ganz kahl war und der Keller quoll schon fast über. Man konnte gerade noch zu den ganzen Regalen gelangen. Und von Plünderern war bisher keine Spur, wie auch nicht anders zu erwarten.

"Vielleicht sind die Plünderer in den Städten und großen Dörfern so beschäftigt, dass sie gar nicht hierherfinden." meinte Felix. "Das wär ja toll, und dann hätten wir alles ganz umsonst in den Keller geschleppt." antwortete ich. "Genau, und wir müssen hier ja leben können und uns außerdem für den Winter vorbereiten. Aber auf eventuelle Plünderer müssen wir natürlich trotzdem vor-

bereitet sein." schloss Felix.

Also beschlossen wir, mit der großen Kellerschlepperei erstmal auszusetzen und die Situation zu überprüfen. Felix wollte zuerst in das kleine Dorf und dann in das richtige Dorf fahren, um dort Informationen über die Lage vor Ort zu erhalten. Ich wollte mich um die Überprüfung der Vorräte und das Einmachen der anstehenden Ernte kümmern. Außerdem wollte ich natürlich per Radio mit dem Rest der Welt verbunden bleiben, um zu erfahren, was sich weltweit so tat. Beim Einkochen kann man sowieso gut Radio hören; das hatte ich eigentlich immer so gemacht.

Zuerst ging ich jedoch in den Keller. In der Hand trug ich meine Lagerlisten, um die Theorie mit der Praxis vergleichen zu können. Natürlich hatte ich vorher meine Vorratsverwaltung immer mit dem Computer gemacht, weil das schneller geht und man am Schluss alles mögliche von selbst berechnen lassen kann. Aber nach jedem größeren Einkauf hatte ich mir sicherheitshalber Listen ausdrucken lassen und jetzt zeigte sich, wie wichtig das war.

Der Kurzzeit-Vorratsschrank für drei Monate war mir sehr vertraut, weil ich von dort auch immer den täglichen Bedarf an Trockenzeug und Dosen holte (und natürlich immer wieder auffüllte). Da reichte mir ein Blick in jedes Fach, um zu erkennen, dass alles in bester Ordnung war. Dann schritt ich die Regale mit den Vorrats-Containern ab.

Für jeden Jahres-Vorrat gab es zwei große Regale. Eigentlich hätten wir ja am liebsten alles schön einheitlich gehabt, aber im Laufe der Jahre war durch unterschiedliche Versuchsreihen und Sonderangebote ein buntes Sammelsurium an verschiedenen Plastikbehältern zusammengekommen. Gemeinsam war ihnen vor allem, dass man sie gut zumachen konnte und mit etwas Klebeband auch wasserfest hinkriegen konnte. Hier in unserem neugekauften Haus war die Überschwemmungsgefahr zwar gering, denn sogar der Bach, der unser Grundstück durchfloss konnte sehr gut nach unten abfließen, aber vorher hatten wir in einer Gegend gelebt, die von alters her immer Überschwemmungsgebiet war (wenn auch nicht mehr zu unserer Zeit), und darum hatte ich mir angewöhnt, Langzeit-Vorräte nicht nur schädlingssicher sondern auch wasserfest unterzubringen. Außerdem hatten wir in die meisten Container eine Schutzatmosphäre aus Stickstoff gefüllt und dafür war Dichtigkeit auch sehr vorteilhaft. Hinter einem Zweijahresvorrat mit recht üppigen Zutaten und einem weiteren Jahresvorrat, der schon etwas magerer war, stand noch ein Regal, das mit BP5 Energie-Riegeln gefüllt war. Sozusagen als letzte Reserve.

Da wir einen Garten und Gewächshäuser und einen sonnigen Hof hatten, wollten wir die Vorräte natürlich mit Selbstgemachtem strecken. Aber schon

Jahre vorher hatte ich erkannt, dass ich nicht für das Leben als Fulltime-Bäuerin oder Gärtnerin geschaffen war. Eine vollständige Selbstversorgung mit Getreide und Milchprodukten würde ich nicht so bald hinbekommen. Aber je mehr wir selber schaffen konnten, desto besser.

Wahrscheinlich würden wir im Frühling sogar mit Kaninchen- und Hühnerhaltung anfangen. Bisher hatten wir darauf verzichtet, weil wir durch die Firma schon genug zu tun hatten. Aber dieser Teil unseres Lebens war jetzt ja sehr eingeschränkt und es gab völlig neue Prioritäten. Über den Bau von Ställen hatte ich schon öfters nachgedacht; das dürfte kein größeres Problem werden. Und von einem Bauern im richtigen (größeren) Dorf konnte ich junge Hühner und Kaninchen bekommen, wann immer ich wollte. Das hatte ich schon länger geklärt und sie auch schon quasi vorab bezahlt, damit er sich im Ernstfall gebunden fühlen würde. Der Bauer hatte sich zwar über mein Ansinnen etwas gewundert, aber er sah ein, dass man sich die Pflege von Tieren nur aufladen sollte, wenn man auch die Zeit dafür hat. Ob wir uns die Tiere vielleicht schon vorher holen sollten, bevor die hungrigen Bauern sie im Winter essen würden? So ein Mist; Felix war schon unterwegs ins Dorf. Naja, das hatte wohl Zeit bis zum nächsten Mal. Wir mussten uns sowieso schon um genug kümmern.

Ganz hinten in der Reihe der Essensvorräte stand noch ein etwas kleinerer Schrank mit den Feiertags-Vorräten. Das mag man für einen schlechten Witz halten, aber wir hatten tatsächlich spezielle Vorräte für Feiertage in Notzeiten. Denn wenn man jeden Tag eher langweilige Konserven-Nahrung essen muss, vor allem noch später, wenn die Vorräte richtig knapp werden, dann braucht man besonders dringend ab und zu mal ein paar Leckereien und einen Tag lang Essen, das einen richtig satt macht.

Da gab es also zum Beispiel fünf spezielle Pakete mit Weihnachts-Füllung. Da hatte ich sowas wie Spekulatius, Baumkuchen, Schokolade zum Schleckern, besonders hübsche Kerzen für die Romantik und Schoko-Müsli, Trockenmilch, Semmelknödel, Apfelrotkraut und eine größere Fleischdose fürs Essen reingepackt. In die Ostermischungen hatte ich natürlich Schoko-Eier usw. gepackt und ein extra Päckchen mit Kresse-Samen. Für die jeweiligen Geburtstage gab es spezielle Wunsch-Pakete mit Lieblings-Essen und Kuchen in der Dose, für Silvester eine Flasche Sekt und noch weitere zwei Flaschen Sekt pro Jahr für unvorhergesehene Gründe zum Feiern. Um das Ganze abzurunden gab es noch für jedes Jahr ein neutrales Fest-Paket, denn manchmal braucht man einfach ein Fest, um sich aufzumuntern. Die Idee mit den Fest-Paketen war mir erstmalig gekommen, als ich anfing, ernsthaft über einen ganzen Jahresvorrat nachzudenken. Nachdem ich uns da mit sehr vielen Spaghettis und viel Öl gedanklich

spottbillig und eintönig durchs Jahr gebracht hatte, hatte ich sofort anschließend die Auswahl der Vorräte erweitert, um alles, was mir an bezahlbaren haltbaren Nahrungsmitteln so einfiel. Und irgendwann war ich dann beim Schoko-Müsli angekommen, das ich bisher auch immer als preiswertes Produkt empfunden hatte (zumindest meine Lieblings-Sorte). Aber im Vergleich zu den nackten Haferflocken war es plötzlich superteuer. Also schrieb ich als Anzahl eine "2" hin und dachte mir: Eine für Weihnachten und eine für Ostern. Und damit fing es an. Plötzlich fielen mir ganz viele Sachen ein, die man für bestimmte Gelegenheiten als Extra einpacken könnte. Von dort bis zum Feiertags-Paket war es gedanklich nur ein kleiner Schritt.

Die Durchführung erwies sich als langwieriger, denn so richtige Weihnachts-Süßigkeiten gibt es eben nur vor Weihnachten usw.. Aber es sollte ja sowieso ein langjähriges Projekt werden. In der nächsten Vorweihnachtszeit hab ich also erstmal die Leckereien fürs aktuelle Jahr und einen Satz halbwegs haltbarer Sachen für den Vorrat fürs nächste Jahr und noch ein paar Einzelstücke für Haltbarkeits-Tests darüberhinaus gekauft und die Vorrats-Sachen ordentlich dicht verpackt und in den kühlen Keller gelegt.

Das Problem bei den Süßigkeiten ist nämlich, dass die meisten Sachen normalerweise nur drei bis sechs Monate halten. Und weil ich unbedingt einen Fünf-Jahresvorrat mit Feiertags-Paketen aufbauen wollte, musste ich viel experimentieren mit kühler Lagerung, Schutzatmosphäre und dergleichen mehr. Im nächsten Jahr war es dann lustig, das erste Weihnachts-Paket testweise auszuwickeln und zu probieren. Natürlich hatte ich auch frische Sachen und neue Vorräte gekauft, aber zumindest was die frischen Sachen anging, wäre das gar nicht unbedingt nötig gewesen, denn ein Großteil der Sachen vom letzten Jahr hat noch gut geschmeckt. Wahrscheinlich hatte der kühle, dunkle Keller geholfen, die Sachen frisch zu halten. Und so testeten wir uns durch die Feiertage der Jahre und hatten immer viel Spaß dabei. Manche Sachen und einige Verfahren mussten wir auch aus dem Projekt streichen, aber insgesamt lief es ganz zufriedenstellend. Und außerdem hatte ich am Beispiel leichter verderblicher Sachen viel über die fortgeschrittene Haltbarmachung gelernt.

Man könnte natürlich denken, solche Sperenzen, wie Weihnachts-Pakete seien unvernünftiger Luxus und man sollte das Geld und die Zeit lieber in noch ein Jahr Spaghetti oder ein besseres Zelt stecken. Das hatte ich mir auch überlegt. Und sowas wie Spaghetti und Zelte gehen natürlich vor. Aber ich dachte mir auch, dass Festtage gerade in schweren Zeiten besonders wichtig sind. Normalerweise schmeckt das Weihnachtessen gut, wenn es lecker gekocht ist, aber wenn man sich nach vielen Tagen mit Spaghetti pur auf ein besonderes

Festmahl zu einem bestimmten Tag freuen kann, dann hilft schon die Vorfreude, die Laune zu verbessern. Ein Festtag kann ein bisschen Hoffnung und Freude geben. Dafür wurden sie schließlich ursprünglich erfunden. Und man kann wohl davon ausgehen, dass die Erfinder des Prinzips der Fest-Tage jeden Winter Angst ums Sattwerden hatten, denn das war früher der Normalzustand. Diese Leute (wahrscheinlich Steinzeitmenschen) waren also Spezialisten in puncto "harte Zeiten". Und ich hatte bisher nie Hunger wegen Nahrungsmangel erlebt. Das kannte ich nur aus Geschichten. Aber ich konnte mir vorstellen, dass es vielleicht helfen könnte, ein Fest in harten Zeiten zu bereichern, wenn man schon für jedes Fest ein Paket mit ein paar Zutaten auf Lager hat.

Auch die Kräuter-Vorräte sahen gut aus. Jetzt würden meine Unmengen von Wasserdost-Tinktur, Salbei-Tee und Ringelblumen-Salbe bestimmt bald gebraucht werden. Anstatt dem echten Bauerntum hatte ich mich nämlich eher den Heilkräutern verschrieben, denn das lag mir mehr und damit kannte ich mich schon seit Jahrzehnten recht gut aus. Heilkräuter und gesundheitlicher Rat konnten in Notzeiten durchaus ein gutes Zahlungsmittel für Getreide, Fleisch und Milch sein. Und ich durfte sowas sogar ohne schlechtes Gewissen machen, denn ich hatte noch von früher einen Heilpraktiker-Schein in der Schublade. Ob da noch jemand fragen würde in solchen Zeiten? Bestimmt erstmal nicht, aber sicher ist sicher.

Außer Kräutern und Tinkturen hatte ich natürlich auch noch chemische Medikamente vorrätig. Unzählige Packungen mit Aspirin und Ibuprofen, freiverkäuflichem Fußpilz-Mittel, Mobilat, Kohle-Tabletten, Fiebermittel, Desinfektionsmittel und Beruhigungsmittel standen neben etlichen Flaschen Schnaps; nicht etwa zum Saufen, sondern zur Desinfektion und für Tinkturen. Zum Trinken nur aus medizinischen Gründen, wenn beispielsweise mal jemand eine sehr schmerzhaft Behandlung brauchen würde. Sogar ein echtes Chirurgen-Besteck hatte ich in meinem Medizin-Schrank. Das war aber eher dafür vorgesehen, es einem echten Chirurgen zur Verfügung zu stellen, der sein Werkzeug in den Tumulten verloren hatte. An einem toten Schwein hatte ich beim Bauern im kleinen Dorf zwar mal "Amputieren" geübt, aber das war wirklich nicht meine Sache. Und wenn ich mir vorstellte, das an einem lebenden Menschen zu machen, der nicht mal richtig schlief, grauste es mich. Aber für eine mittelgroße Splitter-Entfernung fühlte ich mich durchaus gut vorbereitet.

Meine Antibiotika-Vorräte hatte ich einem verständnisvollen Arzt zu verdanken, der von meinen Notfall-Vorbereitungen fasziniert war und auch erkannte, dass ich die verschreibungspflichtigen Medikamente nicht für Unfug einsetzen

wollte. Also hatte er mir nach und nach verschiedene Breitband-Antibiotika, stärkere Schmerzmittel und diverse Notfallmittel z.B. gegen anaphylaktischen Schock verschrieben, die ich natürlich selbst bezahlt hatte.

Mehrere Jahre lang hatte ich einen Teil der eingesparten Krankenkassen-Beiträge (weil ich aus Überzeugung nicht mehr versichert war) in medizinische Ausrüstung, Fachbücher und Medikamente investiert. Und obwohl der eingesetzte Betrag nur ein kleiner Teil des sonst üblichen monatlichen Krankenkassen-Beitrags war, hatte ich inzwischen schon eine gute Ausstattung zusammen. Ein gutes Lichtmikroskop mit Zubehör, ein batteriebetriebenes EKG-Gerät und ein Sterilisiergerät, das auch ohne Strom funktionierte, gehörten zu den Highlights der Ausrüstung. Mit den vorhandenen Sachen konnte ich ein mittelgroßes Dorf jahrelang durch kleine und mittlere Krankheiten bringen und vielleicht auch durch ein paar größere Sachen. Und Nachschub für viele Dinge würde mir mein Kräutergarten bringen, der schon recht gut entwickelt war, wenn auch noch nicht ganz so gut, wie mein Kräutergarten im alten Haus.

Vom Medizin-Lager kam ich zu den Wasser-Vorräten. Trinkwasser für ein Viertel-Jahr hatten wir in Flaschen, aber mehr Trinkwasser flaschenweise zu lagern, hätte zu viel Platz verbraucht. Also hatten wir auch die ganze Palette von Wasserdesinfektions-Tabletten und -Tropfen, über diverse Hand-Filter-Pumpen bis hin zur kleinen Umkehr-Osmose-Anlage. Die verschiedenen Sachen hatten sich durch unsere Versuche angesammelt und es ist ja auch nicht schlecht, für jeden denkbaren Einsatz-Zweck was da zu haben. Und dann stand da auch noch unsere kleine "Modul-Zisterne", die aus zehn mittelgroßen viereckigen Regentonnen bestand. Damit hatten wir knapp drei Kubikmeter Wasser vorrätig, das wir entweder einfach so fürs Klospülen und Waschen benutzen konnten, oder gefiltert zum Trinken. Die vielen Regentonnen hatten gegenüber einer echten Zisterne mehrere Vorteile. Man konnte sie zum Beispiel einzeln recht einfach leeren, putzen und wieder auffüllen. Bei einer großen Zisterne muss man dann alles komplett austauschen. Und wenn mal das Wasser in einer Tonne faulen sollte, wären die anderen nicht zwangsläufig auch davon betroffen. Außerdem gab es Regentonnen immer recht günstig in den Baumärkten. Zu guter letzt braucht man für große Zisternen eine behördliche Genehmigung und anscheinend wird es gar nicht so gern gesehen. Für normale Billig-Regentonnen interessiert sich hingegen kein Mensch.

Für eine komfortable und regelmäßige Wasserversorgung wollten wir demnächst einen Brunnen im Keller bauen und das Wasserumleitungs-System vom Bach, was schon sehr gut bei den Gemüsebeeten und den bisher benutzten Gewächshäusern funktionierte, wollten wir auch für die Versorgung mit flie-

fließendem Wasser im Haus umsetzen. Bisher waren wir vor lauter Arbeit nicht dazu gekommen, die beiden Vorhaben in die Wirklichkeit umzusetzen, aber immerhin hatten wir schon die Materialien und die Informationen darüber, wie es geht.

Glücklicherweise beeinträchtigt ein EMP-Schlag nicht den Lauf von kleinen Bächen und daher sah ich kaum Probleme bei der Einrichtung unserer Wasserversorgung. Mir schwebte da sowas ähnliches vor, wie mein Sohn Fritz in seinem Haus schon realisiert hatte.

Außerdem musste ich immer wieder an das uralte Bauernhaus in den Vogesen denken, dass ich mir vor vielen Jahren mal angeschaut hatte. Da war ein kleiner Teil eines Baches mitten durch das Haus geflossen. Es sprudelte ständig aus einem Rohr in ein größeres Becken in der Küche. Von dort aus lief es durch ein Rohr in Richtung Boden und dort über eine offene Rinne quer durch den Raum, bis es dann durch ein weiteres Rohr aus dem Haus plätscherte. So wollte ich es natürlich nicht machen, aber es hatte mir dennoch sehr gut gefallen und mir auch die ständige Verfügbarkeit von fließendem Bachwasser vor Augen geführt.

Am hinteren Ende des Kellers standen noch Regale, die gefüllt waren mit Bergen von Küchenrollen, Toilettenpapier, Shampoo und dergleichen, damit man auch in schlechten Zeiten gut sauber werden konnte.

Die Bestands-Überprüfung entsprach so ziemlich meinen Listen, außer dass ich etwa zwanzig Spaghetti-Soßen aus Versehen der falschen Sorte zugeordnet hatte, und sie gab mir ein gewisses Gefühl von Sicherheit. Wenn uns das niemand wegnehmen würde, brauchten wir vor Hunger erstmal wirklich keine Angst zu haben.

Zu allerletzt ging ich zu den Kühltruhen. Da sie super-moderne Geräte mit 200 Stunden Kühlhalte-Zeit bei Stromausfällen waren, war es darin noch recht kalt, vor allem in der zweiten, die fast ausschließlich BP5-Rationen enthielt, um sie noch haltbarer zu machen, als sie sowieso schon waren. Die andere Kühltruhe näherte sich durch das tägliche Aufmachen allmählich dem Gefrierpunkt, aber das war zu erwarten gewesen. Die fertig gekochten Gerichte würden wir schon rechtzeitig aufessen und auch einen Teil der leckeren Kuchen. Die anderen Kuchen würde ich irgendwie möglichst kühl unterbringen müssen, wenn es mal zu warm werden würde. Aus dem auftauenden Gemüse würde ich wohl Würz-Soßen und aus dem Obst Marmelade kochen. Damit wären sie am besten versorgt.

Bevor ich den Keller verließ, nahm ich natürlich noch Fertig-Essen, ein Baguette und Kuchen für den heutigen Tag aus der Kühltruhe und legte sie zum

Auftauen in die Küche. Jedesmal, wenn mir unser üppiger aktueller Speisezett bewuszt wurde, fand ich das irgendwie ganz absonderlich. Dass Notzeiten mit überüppigen Kuchen-Orgien und anderen Schlemmereien beginnen konnten, stellt man sich im Normalfall einfach nicht so vor. Woanders würde es auch bestimmt nicht so üppig ausfallen, aber bei fast allen Kühltruhen-Besitzern müsste es erstmal viel zu essen geben.

Zwischendrin noch ein kleiner Sprung ins Büro, um zu checken, ob unser Server ordentlich lief. Er lief wunderbar und da war sogar jemand im Chat, mit dem ich eine Viertelstunde schwätzte. Der Chatter war in einer ähnlichen Situation wie wir und seine Frau wollte auch Garten-Gemüse einkochen. Ich empfahl, fertige scharfe Spaghetti-Soßen aus den Zucchini zu machen oder sie einzulegen wie Gurken. Beide Varianten waren dem Chatter neu und er freute sich über die Anregungen. Im Gegenzug empfahl er mir die Äpfel zu trocknen, wenn ich zu viele für die Gläser hätte.

Nach dem kurzen Chat ging ich beschwingt in den Garten, bepackt mit einer großen Schüssel, um das anstehende Gemüse zu ernten. Als ich an den Gewächshäusern vorbeiging, die wir bisher nur teilweise in Betrieb genommen hatten, kam ich spontan auf die Idee, darin noch einen späten Versuch mit Schnittsalat und Herbstrüben zu machen. Im Gewächshaus konnten sie vielleicht den ersten Wintereinbrüchen trotzen und uns dann im Spätherbst noch mit Salat und leckerem Suppengemüse versorgen. Draußen im Freiland sprossen schon die ersten Herbstgemüse, aber bisher hatte ich mich nicht auf den erhöhten Bedarf durch ausgefallene Supermärkte eingerichtet und daher war ich sparsam mit dem Ansäen gewesen, um nicht zu viel Salat und Rüben zu haben. Nun stellte sich die Frage "zuerst säen oder zuerst ernten?"

Ich entschied mich für zuerst säen, denn dann wären die geernteten Gemüse besonders frisch bei der Verarbeitung. Also stellte ich die Schüssel auf einen Tisch und holte mir Werkzeug und Samen. Erfreulicherweise hatte ich schon eine Ecke im Gewächshaus vorbereitet, nachdem die Gurken abgeerntet waren und so hatte ich die recht ausgiebige Säaktion nach einer Viertelstunde beendet. Wenn es einen milden langen Herbst geben würde, hätten wir im Gewächshaus wohl reelle Chancen, noch einige knackige Salate und Rüben für warme Suppen zu ernten.

So nach und nach kam mir der Ernst der Situation immer mehr ins Bewusstsein. Das Gärtnern hatte ich zwar schon einige Jahre recht ausgiebig betrieben, aber jetzt würde vielleicht unser Leben davon abhängen, dass ich alles richtig mache. Vorher konnte ich mich bei kleinen Unglücken immer damit trösten, dass es ja nur ein Hobby sei und dass es im Supermarkt Ersatz

geben würde. Auch die Zucchini, die ich heute ernten und einmachen wollte, hätte ich in normalen Jahren wohl eher dem Kompost anvertraut, weil ich schon genug Gläser mit eingelegten Zucchini im Keller hatte, um mich locker ein Jahr lang damit zu versorgen.

Die vier erntereifen Zucchini waren in den drei Tagen der Aufregung schon wieder zu Keulen herangewachsen. Kurz überschlug ich, was ich damit anfangen wollte: Eine zum Einlegen für Mixed Pickles mit Zwiebeln und den Karotten dahinten, zwei für Spaghetti-Soße mit Gemüse und eine zum Trocknen? Das Trocknen war mir bei den Zucchini meistens eine zwiespältige Sache, aber wenn man sie lange genug einweichte und dann lecker verkochte, waren sie in Notzeiten bestimmt sehr beliebt. Ob es wohl noch lange genug trocken und warm bleiben würde fürs Trocknen? Das wagte ich zu bezweifeln.

Und dann waren da noch viele erntereife Karotten. Nach dem Umzug in die neue Gegend war es mir endlich gelungen, größere Mengen Karotten erfolgreich anzubauen. Die meisten wollte ich etwas später einmieten, aber einen immer noch recht ansehnlichen Teil verplante ich geschwind für die Mixed Pickles und für ein Experiment mit eingekochten Möhren. Leider hatte ich keine Erbsen zur Hand, sonst hätte ich die klassischen Erbsen mit Möhren machen können.

Auch ein paar der Zwiebeln und Peperonis waren erntereif, natürlich durften auch Kräuter nicht fehlen und so zog ich denn schwer bepackt vom Garten in die Küche. Im Keller machte ich kurz Bestandsaufnahme bei den leeren Gläsern, die ich vorhin übergangen hatte und kam zu dem Schluss, dass ich zwar recht viele Gläser, aber auch nicht unbegrenzt viele hatte. Das könnte womöglich in späteren Jahren zu Problemen führen, wenn wir mehr und mehr auf Selbstversorgung umsteigen würden. Nun ja, vielleicht würden ja irgendwo auf der Welt noch Gläser hergestellt und vielleicht würde auch jemand alte Gläser wiederbeleben.

Die Mixed Pickles waren schnell vorbereitet und köchelten auf dem großen Holzherd vor sich hin, während ich mich um das heiße Spülen der ersten Gläser kümmerte. Natürlich hatten wir den üblichen Wasserbehälter an diesem Ofen, der immer heißes Wasser lieferte, wenn der Ofen lange genug an war. Aber das Raus und Rein mit dem Wasser war recht umständlich und außerdem reichte das heiße Wasser nicht für den ausgiebigen Heißwasser-Bedarf.

Darum und weil die klassischen "Küchenhexen" zwar schnell befeuert aber nur schwer unter Dauerfeuer zu halten und zum Heizen benutzt werden konnten, hatten wir noch einen kompakten Ofen nebendran stehen, der eine sehr bessere Ausnutzung der Holzenergie hatte und der außerdem spezielle Vor-

richtungen zum Erhitzen von Wasser hatte. Man konnte zum Beispiel ein Röhrensystem damit beheizen und als Fußbodenheizung für das obere Stockwerk nutzen und man konnte einen recht großen Behälter mit Wasser aufheizen, um warmes Wasser zu haben. Das erwärmte Wasser wurde, ohne externen Strom zu brauchen, nach oben in einen weiteren Behälter gepumpt und dann stand es zum Abzapfen zur Verfügung.

Mir stand also am Waschbecken jetzt schon ein extra Wasserhahn zur Verfügung, aus dem ich heißes Wasser zapfen konnte, solange der Ofen brannte. Der einzige Haken war bisher, dass ich das Wasser zur Zeit noch von Hand nachfüllen musste, weil es ja kein normales fließendes Wasser mehr gab. Aber das würde sich ja bald ändern. Weil das Wasser zwischenzeitlich zum Kochen gebracht wurde, war es sozusagen abgekocht und für heikle Reinigungsarbeiten durchaus geeignet.

Obwohl das alles so schick gelöst war und ich mich auch schnell wieder ans Feuer-Betreiben gewöhnt hatte, war dies doch der erste Moment, wo ich die moderne Technik wirklich vermisste. Vorher hatte ich für die supergründliche Reinigung meine Spülmaschine und im Zweifelsfall immer heißes Wasser aus der Leitung, auch ohne Holz nachzuwerfen.

Und mit Schaudern dachte ich an den kommenden Winter. Wir hatten zwar einen guten Teil des Hauses sehr gut isoliert und somit tauglich für das Winterleben gemacht, aber bisher hatten wir uns immer gerne den Luxus einer ordentlichen Heizung gegönnt, bei der man nicht ständig ackern muss. Früher hatte ich mal mehrere Jahre nur mit Holz und Kohle geheizt und hatte nur wenig Lust darauf, für jedes Quäntchen Wärme erstmal den Hintern in Bewegung zu bringen und zu hoffen, dass der Ofen heute gut zieht. Nun denn, wenn das meine ärgsten Sorgen waren...

Das Einkochen schritt gut voran. Nach den Pickles kam die Spaghetti-Soße alla Zucchini dran. Da hatte ich jahrelang dran rumgefeilt, wie man unter Verwendung von möglichst viel Zucchini eine wohlschmeckende Nudel-Soße hinkriegt, auch wenn frische Tomaten schon nicht mehr zur Verfügung stehen. Die wesentliche Zutat hierfür war, außer den Zucchini natürlich, ein wenig Tomatenmark, denn bei uns musste eine Spaghetti-Soße rot sein. Parallel zur Soße hatte ich noch die Karotten in handliche Stücke geschnitten und zum Kochen aufgesetzt. Als beides fertig gekocht war, füllte ich alles in Gläser und stellte die Gläser in den Sterilisiertopf. Darin ließ ich sie eine Weile sanft köcheln, verschloss sie dann richtig gut und stellte sie zum Abkühlen hin. Zwanzig kleine und mittlere Gläser hatte ich zusammenbekommen. Eine gute Aufstockung der Vorräte war das, und im Laufe der Woche würde bestimmt

noch mehr zusammenkommen.

Das Radio hatte inzwischen immer wieder ähnlich klingende Nachrichten erzählt. Die Hilfsorganisationen wären hoffnungslos überfordert, das jeweilige Militär funktionierte wohl noch recht gut, war aber vollauf mit der Sicherung von wichtigen Stellen, wie Regierungsviertel, Großstädte und Grenzen beschäftigt. In den Städten gab es nahezu überall Plünderungen, an manchen Orten sogar Mord und Totschlag. Äthiopien und Argentinien hatten Hilfslieferungen auf den Weg geschickt.

Es war schon fast dunkel, als ich endlich Felix Fahrradbremse quietschen hörte. Außerdem hörte ich lautes Gegacker. Gegacker? Was mochte das wohl sein? So schnell ich konnte, eilte ich nach draußen, nicht nur, weil ich mich freute, dass Felix wieder daheim war, sondern auch um die Quelle des Gackerns zu sehen.

Fast hatte ich es bei den Geräuschen schon vermutet, aber ich war doch ziemlich erschrocken, als ich im Fahrrad-Anhänger außer der Milchkanne noch zwei Draht-Käfige mit Hühnern und Kaninchen erspähte. Das kam überraschend, obwohl ich ja eigentlich an diesem Tag schon über die Tiere nachgedacht hatte.

Zuerst umarmte ich Felix und wartete ab, welche Reihenfolge er vorschlug. "Bring schnell die Milch ins Kühle und dann komm, mir zu helfen, den Tieren ein Nachtquartier zu bauen." schlug Felix vor. Das klang vernünftig, also brachte ich zuerst die Milch ins Haus und ging dann wieder nach draußen. Felix hatte inzwischen schon eine unserer Rollen mit Maschendraht geholt und war dabei mithilfe von ein paar Kisten zwei kleine Not-Gehege zu bauen. Ich hielt ihm dies und das und nach zehn Minuten waren wir mit dem Ergebnis für diese eine Nacht zufrieden. Während Felix die Hühner in den einen und die Kaninchen in den anderen Stall setzte, lief ich noch schnell im letzten Tageslicht in den Garten und zupfte ein paar Gräser und Blätter für die Tiere. Anschließend holte ich aus dem Haus noch eine Handvoll Getreide und zwei Näpfe mit Wasser. Die Tiere waren inzwischen wohlbehalten in den Ställen angekommen und trauten sich nach wenigen Minuten, vom angebotenen Futter zu kosten.

Nachdem das erledigt war, gingen Felix und ich ins Haus und ich setzte erstmal das Essen zum Aufwärmen auf den Herd. Felix bot ich etwas zu trinken an, was er gerne entgegennahm. Obwohl er bestimmt am liebsten erstmal in Ruhe gegessen hätte, wusste er wohl, wie neugierig ich auf seinen Bericht war, und daher fing er nach ein paar tiefen Schlucken an, von seinen Erlebnissen zu erzählen.

"Also beim Bauern um die Ecke war noch alles beim Alten. Bisher ist nie-

mand aufgetaucht von den jungen Leuten. Aber sie werden jeden Tag erwartet. Den alten Bauersleut geht es gut und sie haben immer noch nicht richtig verstanden, was eigentlich passiert ist. Aber das wär wohl auch zu viel verlangt.

Im Dorf unten war schon mehr los, aber im Großen und Ganzen alles friedlich. Ein paar Leute hatten wohl Radios und waren grob informiert, aber die ganze Tragweite musste ich ihnen erstmal erklären. Dazu hab ich mich ein bisschen zu den Männern in die Kneipe gesetzt. Der Kneipenbetrieb lief ein bisschen anders als sonst, wegen der ausgefallenen Lampen und Zapfanlage, aber dadurch bekam die Kneipe einen gewissen mittelalterlichen Tavernen-Flair.

Tja, und dann hab ich mit dem einen Bauern geschwätzt, dem du in deinem jugendlichen Wahn zwei Sätze Jungtiere als zukünftige Option abgekauft hast. Eigentlich ist das ja ne gute Idee gewesen angesichts der Situation, aber da saß ich dann und musste für dich entscheiden, was zu tun sei, denn der Bauer hatte gerade ausreichend ziemlich junge Tiere auf dem Hof. Und weil ich mitbekommen hatte, wie verständnislos er auf meine Informationen reagiert hatte, dachte ich mir, lieber nehm ich die Tiere gleich mit, solange er noch keinen Hunger hat und sie dann im Winter isst. Jetzt müssen wir sie natürlich durch den Winter bringen. Am besten fängst du gleich morgen an, Grünzeugs abzuschneiden, damit wir wenigstens davon genug haben. Naja, vielleicht helf ich dir auch; schließlich stehen ein paar Nutz-Tiere sowieso an.

Und dann hat einer der Getreide-Bauern erzählt, dass seine schwangere Frau wieder erbrechen musste, und dass sie den ganzen Tag weint und Angst hat. Das tat mir dann so leid, vor allem auch, weil der Bauer so hilflos schien und es auch das erste Baby von den beiden ist, dass ich ihm versprochen hab, dass du in den nächsten Tagen mal bei der Frau vorbeikommst. Ich hoffe, dass ist ok so für dich."

"Hm, nun ja, dann muss ich mich wohl aufmachen. Das ist schon ok, schließlich wollen wir die arme Frau ja nicht in ihrem Unglück allein lassen. Hast du erfahren, in welchem Monat sie ist?"

"Der Bauer sagte, dass sie Ende des Winters mit dem Kind rechnen." antwortete Felix.

"Dann ist sie wohl so im vierten oder fünften Monat." sagte ich noch, bevor sich meine Gedanken überschlugen, auf der Suche nach Möglichkeiten, wie man einer Schwangeren in einer solchen Situation helfen könnte.

"Und keine Plünderungen im großen Dorf?" fragte ich, nachdem ich mit meinem groben medizinischen Plan zufrieden war.

"Bisher ist da noch niemand unerfreuliches angekommen. Aber als ich Plün-

derer erwähnte, grinnten die meisten der erfahrenen Bauern und murmelten was von ihren Waffen und dass die Plünderer es nur mal riskieren sollten. Das fand ich doch sehr aufmunternd."

Nach diesem langen Tag waren wir beide sehr müde und fielen wie Steine in unsere Betten.

11 Ronja

"Also das mit dem Kerzenlicht, den kalten Ravioli und dem Gießkannen-Wasser ist ja noch erträglich, aber das mit dem Klo ist einfach total unerträglich. Ich halt das nicht mehr aus! Und wie es da inzwischen stinkt, puuuh! Ich geh woanders pinkeln." schimpfte Nanni, nachdem sie aufgewacht war und pinkeln gehen wollte.

Dabei hatten sie sich echt Mühe gegeben. Das Klopapier landete im verschließbaren Müllbeutel, damit das Klo nicht zu sehr verstopft und mit pinkeln und ein bisschen Blumenwasser hatten sie auch versucht, die größeren Geschäfte ein bisschen runterzuspülen. Aber von gut funktionieren konnte leider gar keine Rede sein.

Nanni machte sich am Schrank zu schaffen und wollte ihn von der Tür weg-schieben. "Wenn du wartest, bis Anna und ich gefrühstückt haben, dann kommen wir mit. Geh doch noch einmal bei uns pinkeln. Das hilft auch beim spülen." schlug Ronja vor. "Ok, aber macht schnell" erklärte sich Nanni einverstanden und verschwand naserümpfend im Bad.

Nach dem kärglichen Frühstück war auch Anna schon ganz quirlig vor Unternehmungslust und selbst Ronja freute sich darauf, die engen vier Wände mal zu verlassen, aber sie mahnte zur Vorsicht. "Wir gehen erstmal nur in die offenen Nachbarwohnungen und schauen, was dort los ist. Dann sehen wir weiter." Vorher schauten sie nochmal aus den Fenstern und sahen ein ähnliches Bild wie am Tag zuvor.

Mit vereinten Kräften schoben sie den Schrank von der Tür weg und spähten erst einmal vorsichtig nach draußen. Alles schien ruhig. Nanni pirschte sich zuerst zur Nachbarwohnung, während die beiden anderen noch an der eigenen Wohnungstür Wache hielten. Nanni winkte ihnen verschwörerisch zu, und es fühlte sich an, als wären sie in einem drittklassigen Gangster-Film gelandet. Anna wippte ungeduldig auf und ab und Ronja überprüfte noch dreimal, ob sie die Wohnungsschlüssel auch wirklich in der Hosentasche stecken hatte, dann

zog sie zögernd die Tür ins Schloss und folgte Nanni, Anna dicht auf den Fersen.

Nanni war ihnen schon wieder ein paar Schritte voraus und stand bereits im Flur der benachbarten Wohnung und spähte mit langem Hals umher. Keine Räuber, keine Leichen, nur alles durcheinandergeworfen, so wie es in den Krimis immer aussieht, wenn eingebrochen wurde. Der nächste Schritt führte Nanni ins nachbarliche Bad und kurz darauf konnte man ein Platschen und ein erleichtertes Seufzen hören. Und noch etwas später konnte man sogar eine kurze Spülung hören. Da waren wohl noch Reste im Wasserrohr gewesen. Bevor Nanni weitermachen konnte, klopfte Ronja laut an die Tür und rief "Stop! Stop! Tu es nicht." "Was soll ich nicht tun?" fragte Nanni, die ihren Kopf aus der Tür steckte. "Dir die Hände waschen, wenn noch Wasser aus dem Waschbecken-Hahn kommt. Das Wasser brauchen wir zum Trinken." "Na gut." meinte Nanni und dann gingen sie tiefer in die Wohnung in Richtung Küche, um nach einem Gefäß für eventuelles Wasser zu suchen. Sie fanden einen noblen Topf und tatsächlich konnten sie den Hähnen von Küche, Waschbecken und Badewanne noch ein bisschen Wasser entlocken. Aber viel war es leider nicht.

Anna und Ronja hatten inzwischen auch schon die Toilette benutzt, aber die Spülung ging natürlich nicht mehr. Dann durchsuchten sie die Wohnung nach Essbarem und Trinken. Die Plünderer waren recht gründlich vorgegangen. Viel Verwertbares gab es in der Wohnung nicht mehr und auch viele der schweren Möbel waren beschädigt worden. Wenn Ronja an die Preise für so teure Eichenmöbel dachte, schauderte ihr beim Anblick der Zerstörungen. Die Nachbarn taten ihr leid. Wo sie wohl waren? Und jetzt nahmen sie den Nachbarn noch mehr weg. Aber da die Nachbarn ja nicht da waren, konnten sie ihre Restvorräte ja auch gar nicht selbst nutzen.

Sie fanden hinten in einem Schrank hinter einer Kiste Leergut ein paar Flaschen Edel-Bier und drei Flaschen Mineralwasser. Das war schon mal ein sehr guter Fund, wenn das Bier auch nur für den Abend geeignet war. Ein paar Rollen Toilettenpapier waren auch in dem Schrank, was auch nicht schlecht war, denn zuhause hatten sie nicht mehr viel davon. Das Schrankfach, das wahrscheinlich normalerweise für Dosen genutzt wurde, war leer. Das hatten bestimmt die Plünderer mitgenommen. Aber sie fanden angebrochene Tüten mit Mehl, Haferflocken und Gries. Haferflocken konnte man gut als Müsliersatz nehmen, aber für Mehl und Gries müssten sie kochen. So ein Mist. Ronja dachte sich aber, dass sie das Problem mit dem Kochen wohl irgendwie würden lösen würden und packte auch das Mehl und den Gries in ihre Stofftasche, die sie vorsorglich mitgenommen hatte. Das weitere Stöbern brachte Öl, Essig,

Brühwürfel und Gewürze zutage. Gewürze hatten sie selbst genug, aber die anderen Sachen packten sie ein.

Anschließend brachten sie ihre Beute erstmal in Sicherheit und überlegten, ob sie noch mehr Wohnungen aufsuchen sollten. "Eigentlich haben wir ja schon genug gesammelt. Uns fehlt nur noch ein Kocher. Aber was ist, wenn heute Nacht die anderen Wohnungen komplett leergeräumt werden. Da sollten wir wohl schneller sein." schlug Ronja vor und kam sich dabei irgendwie schlecht vor. Aber die anderen beiden hatten keine Einwände und so zogen sie los, um die Nachbarwohnung auf der anderen Seite zu inspizieren. Dort sah es ähnlich aus, wie in der ersten Wohnung. Sie fanden ein paar Spekulatius vom vorletzten Jahr, eine Flasche Zitronenlimonade, die Anna gleich begeistert an sich riss, die üblichen Gewürze und Kochzutaten. Die Kochzutaten wollten sie schon stehen lassen, aber plötzlich schlug Nanni sich an den Kopf "Das Öl, das Öl, das sollten wir unbedingt mitnehmen. Ich hab noch so ne romantische Öllampe in meinem Zimmer stehen. Die können wir nehmen, wenn die Kerzen alle sind.". Also packten sie auch das Öl in ihre Tasche. Insgesamt war die Beute nicht so gut, wie in der ersten Wohnung. Hier waren die Plünderer wohl gründlicher vorgegangen, denn viele Schrankfächer waren leer.

Die nächste Tür sah zwar aufgebrochen aus, aber sie stand nicht offen. Und als sie sie öffnen wollten, gab sie nicht nach. Also klopfte Nanni an. Sie hörten schlurfende Schritte, die sich aber bald wieder entfernten. Da war jemand drin. Nanni holte tief Luft, sah Ronja kurz an, die nickte, klopfte nochmal und rief dazu "Hallo, wir sind's. Ihre Nachbarn von zwei Türen weiter. Die beiden Frauen mit dem Mädchen.". Wieder näherten sich Schritte und blieben vor der Tür stehen. Dann konnte man sehen, wie jemand durch den Spion spähte. Diesmal rumpelte es ein wenig und dann ging die Tür langsam auf. Die alte Frau Walther schaute sie blass und angstvoll an. Ihre Haare hingen wirr um ihren Kopf.

"Guten Tag" sagte Nanni, "wir wollen Ihnen nichts tun. Was ist denn Ihnen passiert?". Die alte Frau murmelte etwas unverständliches, nickte ein paar Mal und öffnete die Tür noch weiter, um sie hereinzulassen. Drinnen wurde schnell klar, warum die alte Frau so verstört aussah. Es war zwar weitgehend aufgeräumt, aber die meisten Möbel waren stark beschädigt und einige der Porzellan-Zierfigürchen, die auf dem Flurschränkchen standen, hatten ihre Köpfe und Gliedmaßen verloren. "Sie sind einfach reingekommen." sagte Frau Walther halbwegs verständlich mit zittriger Stimme und dann brach sie in Tränen aus.

Nanni nahm sie spontan in den Arm und strich ihr über den Rücken und den spärlich behaarten Kopf. "Nun, nun, Oma, jetzt wein dich erstmal aus. Es wird

alles gut." Frau Walther weinte noch ein paar Minuten ganz bitterlich und dann beruhigte sie sich langsam wieder. Anna hielt ihr ihre Limoflasche hin und sagte fürsorglich "Hier Oma Walther, du darfst von meiner Limo trinken, damit du wieder froh bist." Ein Lächeln stahl sich über Frau Walthers Gesicht und man konnte schon einen verschmitzten Funken in ihren rotverweinten Augen sehen, als sie die Flasche entgegen nahm. Es dauerte ein bisschen, bis sie die Flasche geöffnet hatte, schließlich half Nanni ihr dabei und dann trank sie ein paar Schlucke. "Du ahnst ja nicht, wie gut mir deine Gabe schmeckt. Ich hab seit Tagen nichts mehr zu trinken gehabt. Dank dir sehr für deine Großzügigkeit, meine kleine Lady." sagte die alte Frau und reichte Anna die Flasche zurück. Anna trank natürlich auch gleich ein paar Schlucke, denn sie wollte diese wunderbar schmeckende Limo jetzt unbedingt probieren. Ronja nahm auch einen kleinen Schluck und fand, dass die Limo eigentlich leicht abgestanden und übersüß schmeckte, sagte aber nichts dazu und gab die Flasche an Nanni, die sie abschließend wieder feierlich an Anna zurückgab.

Frau Walther hatte sich inzwischen wieder etwas gefangen und bat die drei in ihre Küche. "Leider hab ich kein Wasser, sonst würde ich Ihnen gerne einen Kaffee anbieten. Denn der Pulverkaffee ist fast das einzige, was mir geblieben ist. Ronja bot an, das nötige Wasser aus ihrer Wohnung zu holen und so saßen sie bald alle vier in der Küche mit kaltem Kaffee oder Limo vor sich auf dem Tisch und Frau Walther erzählte, was ihr passiert war.

In der Nacht, in der Ronjas Familie verschont geblieben war, waren die Plünderer bei Frau Walther eingedrungen. Frau Walther hatte sich im Bad eingeschlossen und hinter dem Duschvorhang versteckt und musste mit anhören, wie ihr Mobiliar zerschlagen und ihre Sachen ausgeräumt wurden. Stunden später hatte sie sich mit schmerzenden Gliedern endlich aus dem Bad hervorgewagt und hatte sich beim Herumirren in ihrer dunklen Wohnung etliche blaue Flecken geholt. Erst am nächsten Morgen konnte sie sehen, was die Plünderer angerichtet hatten, denn in der dunklen Nacht hatte sie weder Streichhölzer noch Kerzen finden können. Und dann hatte sie den ganzen Tag mit Aufräumen verbracht und so gut wie nichts zum Essen oder Trinken gefunden.

Ronja bot Frau Walther an, mit zu ihnen rüberzukommen, doch Frau Walther lehnte ab, weil sie lieber in ihren eigenen vier Wänden bleiben wollte. Aber sie versprachen sich gegenseitig, sich zu besuchen und Ronja brachte Frau Walther noch eine der gefundenen Mineralwasserflaschen, damit sie was zu trinken hatte.

Nach dem Besuch gingen die drei noch in die anderen zwei Wohnungen des Stockwerkes, vor allem, um noch mehr Wasser zu finden. Auf den Balkonen

fanden sie noch insgesamt etwa 12 Liter Gießkannen-Wasser und noch dreieinhalb Flaschen mit Mineralwasser. Eine davon brachten sie noch zu Frau Walther, denn jetzt hatten sie reichlich Wasser. Außerdem fanden sie noch zwei Dosen Würstchen und mehr Mehl, Nudeln, Reis und anderes Trockenzeug in angebrochenen Packungen. Nachdem sie noch eine der Toiletten ausgiebig benutzt hatten, schleppten sie die Beute heim und stellten sicherheitshalber wieder den Schrank vor die Tür.

Dann bewunderten sie ihre neuen Vorräte. Das würde sie ein paar weitere Tage am Leben halten. Erstmals verputzten sie ein paar Spekulatius und dann betrachteten sie nachdenklich die angebrochenen Mehl-, Nudel- und Grieß-Packungen. "Kochen müsste man können." murmelte Ronja vor sich hin und legte ihre Stirn in Falten. Vor ihrem Auge erschien ein undeutliches Bild von einer Dose mit Löchern drin, in der ein kleines Feuer brannte. Wo hatte sie das schon mal gesehen? Natürlich, klar, unten die Plünderer hatten große Dosen mit Feuer drin, nämlich Fässer. Sie hatte das aber viel kleiner vor sich gesehen. Vielleicht aus dem Fernsehen? Nun egal, woher sie das Bild hatte, die Idee gewann allmählich Gestalt in ihrem Kopf. Plötzlich sprang sie auf, wühlte im Mülleimer und zog triumphierend die leere Ravioli-Dose hervor.

"Was willst du denn damit?" fragten Nanni und Anna wie aus einem Mund. "Einen Herd bauen." antwortete Ronja mit entschlossener Stimme. "Einen Herd bauen? Aber wir haben doch einen Herd." sagte Anna ganz erstaunt. Sie fragte sich wohl, ob ihre Mutter verrückt geworden sei. "Ja, aber der funktioniert ja nicht. In einer Dose kann man ein kleines Feuer machen, wenn genug Löcher drin sind. Das hab ich irgendwo mal gesehen. Und auf dem Feuer könnten wir was kochen. Fragt sich nur, wie wir die Löcher da reinkriegen sollen." erklärte Ronja. "Au ja, wir machen ein kleines Feuer." jubelte Anna. Ihr Interesse war eindeutig geweckt. Nannis wohl auch, denn sie stand auf und kramte in der Küchen-Schublade. Sie zog einen Kondensmilch-Piekser und die stabile Küchenschere heraus. "Ob man sie damit wohl durchlöchern kann?" fragte sie. "Oh, du bist ein Schatz. Das könnte gehen." sagte Ronja.

Sie stocherten eine ganze Weile mit vereinten Kräften an der inzwischen notdürftig gereinigten Dose herum und endlich waren sie mit den Löchern zufrieden. Die Dose sah vor allem im unteren Bereich ein bisschen aus wie ein Sieb. Dann machten sie oben noch eine etwas größere Öffnung rein, durch die man Brennstoff nachfüttern konnte. Nanni schnitt sich dabei ziemlich schmerzhaft an der Dose, aber es blutete nicht doll und Pflaster gab es griffbereit.

Endlich waren sie zufrieden mit ihrem Werk und dann ging es an die Brennstoffsuche. Sie nahmen den "Kocher" und einen kleinen Topf mit auf den

Balkon, denn dort gab es feuerfesten Betonfußboden und vielleicht auch Brennholz. Sie hatten Glück. Da stand eine Obstkiste aus Dünholz, die sie mit den nackten Händen und ein paar Tritten zerkleinern konnten. Nanni organisierte noch schnell ein Teelicht als Feuerstarter und etwas Papier und Pappe; davon hatten sie reichlich. Ronja stapelte liebevoll einen kleinen Scheiterhaufen in der Dose auf und dann entzündete sie feierlich ein Streichholz und hielt es mit spitzen Fingern durch ein etwas größeres Loch an den Teelicht-Docht.

Es brannte. Und wie es brannte. Wie sich das bei einem Feuer gehört, brannte es erstmal recht hoch, weil das Papier Feuer gefangen hatte. Nach kurzer Zeit konnte man jedoch auch das leise Prasseln des anbrennenden Holzes hören und sah, wie es von den Rändern her dunkler wurde. Ronja legte die etwas dickeren Eckstücke der Kiste auf das zündelnde Dünholz und gab mit einem nach oben gerichteten Daumen ihrer Freude Ausdruck.

Schnell war der Topf mit Wasser gefüllt und auf den Kocher gestellt. In der Wartezeit aufs Kochen sammelten Nanni und Anna Brühwürfel, Nudeln und eine der Würstchen-Dosen ein und brachten sie auf den Balkon. Ronja bewachte währenddessen das Feuer.

Nudelsuppe mit Würstchen, das klang wie ein Vier-Sterne-Menü. Zur Feier des Tages wurde auch eine der Bierflaschen geöffnet und Anna holte sich ihre Limoflasche. Nach zehn Minuten kochte das Wasser im Topf endlich und sie warfen die Brühwürfel und die Nudeln in das Wasser. Leider fing das Feuerchen schon an, kleiner zu werden, darum kochte das Wasser nicht so schnell wieder hoch. Ronja fütterte ein paar Pappstücke nach, bis das Wasser wieder kochte. Nach ein paar Minuten kamen auch noch die geschnippten Würstchen in den Topf und in das Feuer noch ein paar Pappstücke. Endlich beschlossen sie, dass die Nudeln weich genug seien und nahmen den Topf mit dicken Topf-anfassern vom Feuer, das sich auch schon seinem Ende näherte. Nanni trug die Suppe in die Küche, Anna lief mit den Getränken hinterher und Ronja versorgte das Feuer, sodass es keinen Schaden mehr anrichten konnte, auch wenn ein plötzlicher Windzug kommen sollte.

Dann ging auch Ronja in die Küche und setzte sich an den Tisch, auf dem schon Suppenteller und Löffel für alle und der Topf mit der Suppe standen. Feierlich schöpfte Nanni jedem den Teller voll und dann saßen sie zufrieden da und aßen genüsslich die Suppe. Es schmeckte wirklich sehr lecker. Sie hatten zwar nicht wirklich gehungert, aber so eine warme Suppe mit Würstchen gab ein gutes Gefühl von Geborgenheit. Und das konnten alle drei gut gebrauchen.

Anschließend spielten sie noch viele Runden Skat, bis es Zeit für Anna war, zu schlafen. Anna hatte eine Serie mit vielen Buben, die sie zur Begeisterung

trieb. Natürlich gewann Anna haushoch, obwohl die beiden Frauen es ihr so schwer wie möglich machten, um das Vergnügen zu verlängern. Siegestrunken war Anna dann auch bereit, sich mit einer Geschichte ins Bett bringen zu lassen. In dieser Nacht legten sich auch die Frauen in ihre Betten, denn erstens hatten sie eine richtige Nacht bitter nötig und zweitens hatten das bisschen Bier und die Spielfreude sie etwas unbesorgter gemacht.

12 Ulli

Der nächste Tag begann wie der letzte. Rund um Ulli herum wimmelte es vor Leuten und es summt nur so vor lauter menschlichen Geräuschen. Ulli tat der Rücken von der ungewohnt harten Schlafunterlage weh. Schlaftrunken stellte er sich an der Kloschlange an.

Dies war der Tag, an dem es die drei Tagesrationen namens EPA gab. Also weniger Schlangen zum Durchwarten. Das gab dem Tag einen gewissen Hoffnungsschimmer. Also stellte sich Ulli gleich nach dem Toilettenbesuch in die Schlange für die EPA-Ausgabe, die schon eine enorme Länge hatte. Seinen Rucksack schleppte er Zentimeter für Zentimeter mit.

Wieder und wieder rätselte er über den Unsinn dieser enormen Menschenzeit-Verschwendung und über mögliche Lösungswege. Dass die Leute irgendwas tun müssten, wo es doch so viel zu tun gab, lag auf der Hand. Aber wie könnte man das auf die Schnelle so reibungslos organisieren, dass es sich auch lohnte?

Die Schlange bewegte sich nur sehr langsam vorwärts. Dabei dürfte die Ausgabe von drei Päckchen doch nicht solange dauern. Aber anscheinend gab es nur eine Schlange für alle Leute. Ulli taten immer noch die Füße weh, inzwischen wohl vom vielen Rumstehen.

Irgendwann nach geraumer Zeit traf Ulli einen entfernt bekannten Studienkollegen, der an der Schlange entlang auf und ab ging. Bei Ulli blieb er stehen und die beiden grüßten sich und hielten ein Schwätzchen. Nach einer Weile schlug der Studienkollege Ulli vor, dass er auf Ullis Rucksack aufpassen könnte, während Ulli für beide die EPAs besorgte. Ulli fand die Idee sehr erleichternd und verabredete einen Treffpunkt, an dem der Andere mit dem Rucksack auf ihn warten würde.

Nun stand er da mit zwei Bezugsscheinen in der Hand. Aber immerhin war sein Warten jetzt doppelt so effektiv. Der Studienkollege hatte einen netten

Eindruck gemacht. Es gab also doch noch Menschlichkeit untereinander und nicht nur stumpfes Schlange stehen. Ermutigt setzte er seine Füße Schrittmacher für Schrittmacher zentimeterweise voreinander. Immerhin musste er jetzt nicht mehr den schweren Rucksack mitschleppen. So ein kleines Stück Papier war doch erheblich leichter.

Etwa eine Stunde später kam er endlich an die Reihe und erkannte dann auch, warum es solange gedauert hatte. Obwohl es eigentlich nur darum ging, die Bezugsscheine entgegenzunehmen, zu entwerfen und die EPAs auszuhändigen, waren fünf Militärs mit diesem Prozess beschäftigt. Eine genaue Überprüfung auf Echtheit war ja durchaus sinnvoll, aber die Soldaten schienen sich eher im Weg zu stehen. Und weil schon so viele Leute für die eine Ausgabestelle benötigt wurden, gab es wohl nur diese eine.

Schließlich stand er da, bepackt mit seinen sechs EPAs, nachdem er glaubhaft versichert hatte, dass die zweite Ladung für einen Freund sei. Sofort ging er Richtung Treffpunkt, den er mit dem Studienkollegen vereinbart hatte. Die EPA-Pakete waren nämlich sperrig, wenn man unter jedem Arm drei davon tragen musste und schnitten mit den Kanten schmerzhaft in die Arme.

Bald hatte er den Treffpunkt erreicht, aber vom Anderen war keine Spur. Naja, er konnte ja auch ein Weilchen warten und dabei erstmal etwas essen.

Interessiert entfernte er die Verpackung des ersten EPA-Paketes. Als er den Inhalt sah, war sein erster Gedanke: Und das soll ich alles an einem Tag essen. Das schaff ich ja nie in so kurzer Zeit. Er breitete den Inhalt vor sich auf dem Boden aus, der an dieser Stelle erfreulicherweise ziemlich sauber und eben war.

Zwei Päckchen waren recht groß und abgerundet rechteckig. Aluschalen mit Deckel. "Cevapcici" stand auf dem einen und "Gulasch mit Kartoffeln" auf dem anderen. Das waren offensichtlich Hauptgerichte, aber warum zwei für einen Tag? Und wie sollte man die warm kriegen? Seinen verhängnisvollen kleinen Kocher hatte er im Wohnheim gelassen. Bei der Essens-Ausgabe hatten die irgendwas mit Wasserbad gesagt, und dass es da Plätze für gebe, wo heißes Wasser zur Verfügung stand. Wieder Schlange stehen, diesmal für heißes Wasser?

Dann gab es Obstsalat. Das war mal ne gute Idee, den konnte man auch einfach so essen. Weil Ulli inzwischen ziemlich hungrig war, öffnete er den Obstsalat sofort und schnüffelte vorsichtig daran. Begeistert war er vom ersten Eindruck nicht, aber er dachte sich, dass man bei solchen Rations-Nahrungen auch nur fad schmeckende Dosenkost erwarten konnte. Immerhin war der Obstsalat süß und saftig und das hob die Stimmung.

Als nächstes stieß er auf Vollkorn-Brot und Hartkekse und diverse Brotauf-

striche. Weil er gerade Appetit auf süß hatte, öffnete er die Konfitüre und bestrich einen der Hartkekse damit. Wie gut, dass er gute Zähne hatte. Die Kekse waren schon ziemlich knackig. "Hartkekse" traf es ganz gut.

Etwas traurig betrachtete er das Kaffee- und das Tee-Pulver. Obwohl er zu den unkomplizierten Menschen gehörte, die beides mögen, hatte er dennoch kein heißes Wasser, um sich eins davon zuzubereiten. "Dafür gibt es bestimmt auch eine Schlange." dachte er sich. Immerhin war der Obstsalat flüssig gewesen, wenn auch ziemlich süß. Wo war noch gleich die nächste Wasserausgabe-Stelle? Zur Zeit konnte er sich sowieso nicht vom Platz bewegen, weil er ja auf seinen Studienkollegen wartete.

Also setzte er seine Begutachtung des EPAs fort. Außer den Brotzutaten und den Hauptmahlzeiten gab es noch Schokolade und Kaugummi. Die Schokolade wollte er sich für später aufheben; sie sah auch nicht sehr verlockend aus. Und den Unsinn mit dem Kaugummi haben sie bestimmt den Amis nachgemacht. Normalerweise kaute Ulli fast nie Kaugummi, aber vielleicht konnte man sich damit ja die Wartezeit vertreiben. Er steckte sich also einen der Kaugummis in den Mund und packte den Rest des Tages-Vorrats wieder so gut wie möglich ein. Dabei verweilte sein Blick noch eine Weile bei den verschiedenen Tüchern, den Streichhölzern und den Wasser-Desinfektions-Tabletten. Er wäre froh gewesen, wenn er einen Einsatz-Zweck für Streichhölzer und Wasser-Desinfektion gehabt hätte. Aber auf das Wasser würde er wohl noch etwas warten müssen.

Inzwischen hatten es sich mehrere Leute neben ihm bequem gemacht und auch ihre Ess-Pakete geöffnet. Ulli kam sogar ein bisschen ins Gespräch. Einer bot ihm etwas Wasser an, was er dankend entgegennahm. Jetzt war das Durst-Problem erstmal abgewendet. Seine Mit-Lagerinsassen fanden das Leben im Lager auch sehr merkwürdig. Alle ärgerten sich über die langen Schlangen. Dann tauschten sie Tipps über kurze Kloschlangen und angebliche Heißwasser-Stellen aus, die sie auf dem Weg zur Essensausgabe gesehen hätten.

In der Nähe wurde es plötzlich laut. Eine Gruppe Männer hatte offensichtlich eine Auseinandersetzung. Nach kurzer Zeit schlugen zwei Männer aufeinander ein und es sah ziemlich brutal aus, bis die umstehenden Männer die beiden Streithähne trennten, nicht ohne ihrerseits laut zu schimpfen. Einer der prügelnden Männer blutete aus der Nase und der andere stand gekrümmt da, als würde ihm der Bauch weh tun.

Ullis Sitznachbar schüttelte den Kopf. Ihm gefiel so etwas wohl genauso wenig wie Ulli. Sie unterhielten sich ein Weilchen über die Schlechtigkeit des Tieres Mensch und kamen ins philosophieren. Irgendwann hörte man Gitarren-

klänge und nach kurzer Zeit gesellten sich Trommeln und Gesang dazu. Das gefiel den Leuten schon besser und die allgemeine Stimmung hob sich deutlich.

Mehrere Stunden später war Ullis Studienkollege immer noch nicht da. Ulli fragte vorbeigehende Leute, ob sie jemand in seinem Alter mit Rucksack gesehen hätten. Doch keiner konnte ihm weiterhelfen. Inzwischen drückte ihn seine Blase gar fürchterlich. Er beschloss, seinen Warteplatz möglichst kurz zu verlassen, um pinkeln zu gehen. Seine Sitznachbarn informierte er und bat sie, seinen Studienkollegen zu bitten zu warten, weil er in der Kloschlange stünde.

Dann musterte er seine EPAs. Sperrig waren sie. Damit konnte er keine ganze Kloschlange durchstehen, ohne dass ihm die Arme abfielen. Also zog er seinen Gürtel aus der Hose und versuchte, die Pakete zusammenzubinden. Nach ein paar Versuchen passte es endlich und er pries seinen überlangen Gürtel, der ihn sonst mit seiner Länge immer eher geärgert hatte.

Und so zog er los, um sich in eine möglichst kurze Kloschlange einzureihen. Unruhig tippelte er von einem Bein aufs andere, nicht nur, weil er pinkeln musste, sondern auch wegen seiner Besorgnis. Allmählich hatte er Angst um seinen Rucksack und in Gedanken war er ihm gar nicht mehr so lästig, wie er ihm in den letzten Tagen erschienen war. Der Rucksack war ja schließlich seine ganze Existenz, mal abgesehen von ihm selbst natürlich. Er hätte nicht mal einen Schlafsack um sich in der Nacht warmzuhalten. Und seine Jacke hatte er auch in den Rucksack gesteckt, als ihm morgens warm geworden war.

Immer wieder sprach er vorbeigehende Leute an, beschrieb seinen Studienkollegen und fragte, ob sie ihn gesehen hätten. Alle verneinten. Er kam sich schon ganz blöd vor, so viele Leute anzusprechen. Sowas war sonst gar nicht seine Art. Doch die meisten der Angesprochenen waren freundlich und verständnisvoll.

Auch als er nach geraumer Zeit wieder zum Treffpunkt kam, hatte niemand seinen Studienkollegen gesehen. Also wartete er weiter. Nach einer langen Stunde Wartezeit, entschloss er sich, wenigstens Wasser zu besorgen und stellte sich wieder in eine Schlange. Anstelle des Rucksacks schleppte er jetzt immer die EPAs mit sich rum. Das war eigentlich kein großer Unterschied, was die Unbequemlichkeit anging. Wie gerne hätte er drei der EPAs gegen seinen Rucksack eingetauscht. Inzwischen hatte er richtig Sehnsucht nach seinem Rucksack. Als wäre der Rucksack sein letztes Stückchen Zuhause gewesen.

Eigentlich war der Tag ganz nett und freundlich, wenn Ulli nur nicht solche Sorgen gehabt hätte. Immer wieder verbrachte er Stunden wartend am Treffpunkt. Allmählich sank seine Hoffnung und er fragte sich, ob er vielleicht Opfer eines Betrugers geworden war. Je mehr Stunden verstrichen, desto wahr-

scheinlicher schien es ihm, dass er mal wieder der Dumme gewesen war. Sein Magen verknotete sich zusehends und die Wichtigkeit des Rucksacks wuchs ins Unermessliche.

Als sich der Nachmittag dem Abend näherte, beschloss er, sich in der Decken-Ausgabe eine Decke zu holen, damit er in der Nacht nicht erfrieren würde. Nach der üblichen Wartezeit wurde er ausgiebig befragt, warum er denn jetzt erst eine Decke wollte, wo er doch laut Flüchtlings-Schein schon drei Tage hier war. Sein trauriges Stammeln überzeugte sie aber irgendwann, dass er sich keine doppelten Leistungen erschleichen wollte, und er bekam eine kratzige Wolldecke, wie er sie auch schon bei vielen anderen gesehen hatte. Die musste er jetzt auch noch irgendwie mit rumschleppen. Ach was hätte er seinen Rucksack gern wieder.

Anschließend ging er nochmal mit schwacher Hoffnung zum Treffpunkt, aber traf wieder niemanden mit seinem Rucksack an. Sein Hunger trieb ihn schließlich zur Heißwasser-Schlange aber nach kurzer Beobachtung der Vorgänge der Spitze der Schlange in der Ferne überschlug er, dass er bis in die tiefe Nacht hinein würde warten müssen, bis er eine warme Mahlzeit hätte. Auf den Packungen der Mahlzeiten konnte man lesen, dass sie 20 Minuten im Wasserbad aufwärmen mussten. Entsprechend chaotisch ging es an den Heißwasser-Töpfen zu.

Er beschloss also, das Essen kalt zu versuchen, obwohl er sich klar war, dass es für eine geöffnete Packung kein Wasserbad mehr geben würde, egal wie grässlich sie kalt schmecken würde. Und so öffnete er die Packung zögernd und schnupperte erstmal am Inhalt. Gar nicht so schrecklich schlecht. Er zückte seinen Löffel, den er glücklicherweise noch bei sich trug und probierte eine Löffelspitze voll. Mhmm, fast schon gut. Er aß einen größeren Löffel voll und seufzte zufrieden. Der Geschmack war nicht andeutungsweise so schlecht, wie ihm sein Vater immer von EPAs berichtet hatte. Vielleicht hatten die Hersteller das Rezept geändert. Es schmeckte sogar ein bisschen nach Urlaub am Mittelmeer. Das kam wohl vom Cevapcici-Flair. Und man konnte es durchaus kalt essen, obwohl es durch Aufwärmen sicherlich gewonnen hätte.

Seine Schlangen-Nachbarn sahen was er tat und wie er sich genussvoll die Lippen leckte und taten es ihm nach. Im Nu hatte sich ein Teil der Schlange von hungrigen ungeduldigen Menschen zu zufriedenen Schlemmern verwandelt. Die meisten suchten sich in der Nähe einen Platz zum sitzen und so entstand ein spontanes Picknick. Nachdem sie gesättigt waren, holten einige Leute Instrumente raus und begannen zu musizieren, und sogar Ulli konnte sich nach einer Weile so entspannen, dass er leise mit summt.

Ein bisschen getröstet, aber dennoch schweren Herzens ging er später, immerzu nach links und rechts spähend, in der leisen Hoffnung den Anderen doch noch zu treffen, in das ihm zugewiesene Zelt und legte sich fröstelnd an seinen zugigen Platz. Der Schlafsack war besser gewesen, aber die kratzige Decke war immer noch besser als gar nichts und er wickelte sich so gründlich hinein, dass nur noch seine Nasenspitze und ein Haarbüschel rausschauten.

13 Fritz

Die Unruhe trieb Fritz schon im Morgengrauen aus dem Bett. Eigentlich hatte er außer der Antennenverstärkung kaum noch was zu tun, aber er wollte unbedingt sehen, wie draußen die Lage stand. Er griff sich seinen Feldstecher und schaute zuallererst aus dem Schlafzimmerfenster, denn von dort hatte er einen recht guten Ausblick über die Stadt.

Im Großen und Ganzen sah es recht ruhig aus; aus vielen Schornsteinen stieg Rauch empor; deutlich mehr als sonst. Fritz dachte sich, dass wohl viele angesichts des Stromausfalls ihre alten Holzöfen wieder hervorgeholt hatten. Wohl dem, der sowas noch sein Eigen nennen konnte. Es war zwar ein frischer Morgen, aber er persönlich hätte bei diesen Temperaturen noch nicht ans Heizen gedacht und sich seinen kostbaren Brennholz-Vorrat lieber für wirklich kalte Tage aufgehoben. Wahrscheinlich war den meisten gar nicht klar, wie lange der Strom wegbleiben würde.

Bei genauem Hinschauen konnte man einige Menschengruppen sehen, die durch die Stadt zogen. An einer Stelle konnte er verfolgen, wie eine solche Gruppe anfang auf die vernagelten Fenster eines Hauses einzuschlagen. Vermutlich hatten sie Äxte oder ähnlich wirksame Werkzeuge in den Händen, denn bald waren sie im Haus verschwunden. "Es ist also mitten im Gange mit der Plündererei", dachte sich Fritz. "Fragt sich nur, wann sie hier draußen ankommen." In Richtung seines Dorfes konnte er jedoch niemanden sehen, außer ein paar verängstigt wirkenden Einzelpersonen, die eilig über die Straßen huschten.

Sein Blicke schweiften an der Flanke des Schwarzwalds entlang quer über die ganze Stadt, wo in der Mulde eines Seitentals das Neubau-Viertel lag. Er dachte sich, dass dieses Viertel bestimmt sehr geeignet erscheinen mochte, um als Stützpunkt für Plünderergruppen oder Warlords zu dienen. Es gab Wasser, Sportanlagen, ein Einkaufszentrum und jede Menge orientierungslose Jugendliche, die nur darauf warteten, in einer gefährlichen Bande Mitglied zu werden.

Fritz hoffte, dass die Plünderer eher von der neuen schicken Gegend als von seinem alten Dorf angezogen wären.

Er selbst hielt sein Dorf natürlich für viel besser. Vor allem lag es nicht in einer Mulde, sondern man konnte gut sehen, wer sich den Hang hinaufbewegte, außer an den Stellen, die von Bäumen verdeckt waren. Und es gab jede Menge Wiesen im Umfeld, die sich bei Bedarf gut in Felder verwandeln ließen.

Vorerst beruhigt von der Erkenntnissen beim Anblick der Stadt, setzte Fritz seinen Feldstecher ab und ging in die Küche, um sich einen Kaffee zu kochen. Die Verlängerung der Antenne ging ihm durch den Kopf. Bei einer normalen Antenne hätte er zur Not einen metallenen Bettrahmen zur Verstärkung nehmen können, aber ob das Prinzip bei der WiFi-Anlage auch funktionieren würde?

Er suchte das passende Werkzeug und ein paar Drähte zusammen und machte sich an die Arbeit. Als ersten Versuch befestigte er die Verlängerung erstmal provisorisch, überprüfte dann die Webcams und ging zu seinem Lager im Wald, um zu überprüfen, ob er von dort Empfang hatte. Irgendwas kam an, aber die Qualität war miserabel. Also ging er wieder zum Haus und probierte weiter.

Bis er mit der Empfangsqualität einigermaßen zufrieden war, musste er zehnmal den Berg rauf und runter marschieren, obwohl er seine neuen Einstellungen natürlich auch immer direkt vom Haus aus getestet hatte, um nicht noch öfter den Berg erklimmen zu müssen.

Zwischendrin beobachtete er immer mal wieder von seinem Zimmerfenster aus die Stadt. Auch die eine seiner Webcams zeigte ihm von Test zu Test deutlicher, dass in der Nähe alles ruhig war.

Inzwischen war es schon Mittag vorbei und Fritz hatte einen Bärenhunger vom vielen hin- und herlaufen. Da in seinem wärmer werdenden Kühlschrank noch Käse, Wurst und andere Dinge auf ihn warteten, wusste er auch schnell, wie er sein Loch im Bauch stopfen konnte. Beim Essen des Käses und später des Erdbeer-Jogurts fragte er sich, wann man wohl wieder Milchprodukte im Laden kaufen können würde. Er aß Milchprodukte sehr gern, aber auf die Haltung von Milchvieh hatte er sich bisher noch nicht eingestellt. Vielleicht ein paar Ziegen, wenn der Frühling kommt, dachte er sich. Einer seiner Onkel hielt mit großer Begeisterung Ziegen, daher hatte er schon viel von den Höhen und Tiefen der Ziegenhaltung gehört und bei Besuchen auch gesehen.

Nach dem Essen gab es nichts mehr zu tun. Außer warten, wie sich die Situation entwickeln würde. Fritz stieg wieder in sein Zimmer, um mal wieder die Stadt zu beobachten. Vielleicht sollte er hier auch eine Webcam installieren, dann hätte er einen Blickwinkel mehr. Da er noch zwei Webcams außerhalb des

hinteren Kellers hatte, war dies kein Problem.

Froh, doch noch etwas sinnvolles zu tun zu haben, widmete sich Fritz der neuen Aufgabe. Doch die war schnell erledigt.

Die andere Webcam packte er ein, um sie auf einem Baum bei seinem Lager zu montieren, denn von dort aus könnte er noch einen größeren Bereich einsehen. Am Lager angekommen, suchte er einen geeigneten Baum aus. Eigentlich war der Baum der Wahl schon seit Jahren klar, denn auf den größten der Bäume im Umfeld des Lagers war er schon als Junge geklettert und hatte sich über die gute Aussicht gefreut. Dennoch ließ Fritz sich bei seinen Überlegungen viel Zeit, denn die anderen Bäume waren teilweise auch nicht schlecht und für den aktuellen Einsatz-Zweck vielleicht besser geeignet. Am Ende war es aber doch der alte Lieblingsbaum, den Fritz auswählte.

Bevor er den Baum bestieg, um die Webcam zu montieren, überprüfte er zunächst nochmal, ob die WiFi-Anlage immer noch ein gutes Bild lieferte. Sie tat es. Also griff er sich ein Seil zum Absichern, die Webcam und das mobile Empfangsgerät und steckte die nötigen Werkzeuge in seine Gürtel-Tasche. So bestieg er den Baum, was ihm immer noch erstaunlich leicht fiel, obwohl der Baum ihm kleiner als früher erschien. An einem geeigneten Ast befestigte er die Webcam erst provisorisch und testete den Empfang. Da war anscheinend etwas im Weg, denn das Bild war schlecht. Den Zweig, der das Bild störte, hatte er auch schnell entdeckt. Also suchte er eine andere Stelle aus, aber auch dort waren Zweige im Weg.

Diese Zweige (oder ihre Vorgänger) hatten beim menschlichen Beobachten natürlich nie gestört, was sie auch jetzt nicht taten, aber Elektronik war bei so etwas leider empfindlicher. Ob er den störenden Zweig absägen sollte? Er war weit verzweigt, also eigentlich eher schon ein Ast und irgend etwas in Fritz sträubte sich, dem Baum einen Teil abzuschneiden. Dabei hatte er schon viele Bäume beschnitten und gefällt. Bei diesem Baum war es aber was anderes. Er war fast wie ein alter Freund.

Etwas ratlos setzte Fritz sich so bequem wie möglich auf den Astansatz und umfasste den Stamm des Baumes mit seinem Arm. Da saß er nun, wie viele Jahre zuvor und schaute auf die Stadt, die sich vor ihm ausbreitete. Erst von hier aus wurde ihm klar, wie sehr die Stadt in den letzten Jahren in die Breite gegangen war. Das Neubauviertel war in seiner Kindheit noch Wiese mit weidenden Kühen gewesen. Von seinem Platz aus konnte er sogar den Kran seiner Baustelle erahnen.

Lange ließ er seine Blicke schweifen, bis ihm irgendwann der Hintern vom Sitzen auf dem Ast wehtat. Sein Gefühl sagte ihm inzwischen, dass der Baum

es mochte, wenn jemand von ihm Ausschau hielt. Also waren Fritz Skrupel wegen des abzusägenden Astes auch geringer geworden. Er montierte die Webcam diesmal stabiler, nachdem er sie überprüft hatte und machte sich dann auf den Weg nach unten, um seine Klapp-Baumsäge zu holen, die noch am Boden lag.

Unten angekommen suchte er einen langen, geraden Ast und band den Griff der Säge daran fest. Dann stieg er wieder auf den Baum und zog die Säge an einem Seil mit nach oben.

Kurz erklärte er dem Baum, warum er den Ast absägen müsse und bat ihn um Verzeihung. Dann atmete er ein paarmal tief durch. Nach kurzer Zeit schon war der Ast durchgesägt und fiel nach unten. Das war fast zu schnell gegangen.

Der Empfang und das Bild der Webcam waren jetzt aber ausgezeichnet. Auch die anderen Webcams konnte Fritz gut empfangen. Er blieb noch eine Weile sitzen, bis er sich wieder auf den Weg nach unten machte. Unterwegs musste er mehrmals den abgesägten Ast mit seinem langen Sägen-Stiel aus den anderen Ästen und Zweigen befreien, in die er sich beim Fallen verheddert hatte. Dieses Befreien dauerte jedesmal erheblich länger als die eigentliche Sägeaktion. Endlich fiel der Ast bis auf die Erde und kurz darauf hatte auch Fritz wieder festen Boden unter den Füßen.

Die Überprüfung der WiFi-Anlage ergab gute Bilder von allen Webcams. Also hatte alles gut geklappt.

Was gab es jetzt noch zu tun? Abwarten. Abwarten und Beobachten.

Fritz war eigentlich viel zu unruhig, um still herum zu sitzen; viel lieber hätte er noch etwas getan. Fritz dachte nach. Ob er noch was vergessen hatte? Ihm fiel nichts ein. Er hatte jetzt die Wahl, ob er den Rest des Tages hier oben im Lager oder unten im Haus verbringen wollte. Und auch für die Nacht hatte er im Prinzip die Wahl. Eigentlich konnte er noch eine Weile hier sitzen bleiben. Die Situation hatte er voll im Blick.

Also blieb er einfach sitzen und behielt die Umgebung, die Stadt und sein Empfangsgerät im Blick. Immer noch war alles ziemlich ruhig. In der Stadt mochte es Ärger geben, denn er sah immer mal wieder Gruppen von Menschen über die Straßen eilen und dann wieder verschwinden. Auch beim Neubauviertel tat sich nichts Nennenswertes. Die Straße zu seinem Dorf lag wie ausgestorben. Und vor seinem Haus wehten lose Teile des Sperrmülls im Wind.

Und so saß er und ließ seinen Blick schweifen.

Bevor ihn seine innere Unruhe aufspringen ließ, erinnerte er sich an den Jagdausflug, bei dem er einmal teilgenommen hatte. Sein Großvater hatte mit dem hiesigen Jäger ausgemacht, dass Fritz zur Jagd mitkommen durfte, um so

eine Jagd kennenzulernen. Fritz hatte in der Nacht davor vor lauter Aufregung kaum schlafen können, und dann war es ihm sehr schwer gefallen, lange Zeit ganz still im Hochsitz zu sitzen und zu warten. Doch er wollte den Jäger nicht enttäuschen und darum hatte er sich größte Mühe gegeben, so still wie irgend möglich zu sein. Das war ihm damals auch mehr oder weniger gut gelungen, zumindest war der Jäger zufrieden gewesen und hatte ihn vor seinem Großvater gelobt.

Als er daran denken musste, fiel ihm das Stillsitzen plötzlich viel leichter und er verspürte den gleichen Willen wie damals, durchzuhalten und nicht in überflüssige Aktivität zu verfallen. Das entlockte ihm ein Schmunzeln, denn eigentlich hatte er sich inzwischen dem kleinen Jungen von damals weit überlegen gefühlt. Aber manche Dinge des Lebens begleiten einen eben über die Kindheit hinaus, dachte Fritz sich.

Allmählich kam er in eine ruhigere Stimmung und ließ den sonnigen Herbsttag auf sich wirken. Kaum vorstellbar, dass an einem so schönen friedlichen Tag nicht weit von hier viele persönliche Katastrophen passieren und noch viel mehr in Vorbereitung sind. Angesichts des milden Wetters fand Fritz es eigentlich recht gnädig vom Schicksal oder irgendwelchen Terroristen, dass der EMP-Schlag zu so einer freundlichen Zeit passiert war. Die meisten Ernten waren eingebracht und es war noch warm genug, um ein bisschen Zeit für die Wintervorbereitung zu haben. Das würde aber bestimmt nicht ausreichen; da war Fritz sich sicher.

Kurz bevor die Sonne unterging war die Stadt immer noch wie zuvor und Fritz machte sich auf den Weg zu seinem Haus, denn zumindest diese Nacht wollte er noch mal in seinem Haus verbringen. Als er vor dem Eingang den Sperrmüll sah, kam ihm das Haus schon ein bisschen fremd vor. Aber genau eine solche Wirkung wollte er ja schließlich erzielen.

Drinne fühlte er sich aber recht schnell behaglich, denn an das Kerzenlicht hatte er sich inzwischen gewöhnt. Später würde er sich um dauerhaftere Lichtquellen kümmern müssen, denn selbst der größte Kerzenvorrat ist irgendwann verbraucht, aber das hatte Zeit bis nach der Haupt-Plünderer-Gefahr.

Er machte es sich in seinem Lieblingssessel bequem und las weiter in dem Buch, das er schon wieder fast vergessen hatte. Eine Weile las er recht interessiert und die Geschichte lenkte seine Gedanken etwas ab. Nebenbei warf er immer wieder einen Blick auf sein Empfangsgerät, was aber eigentlich gar nicht unbedingt nötig gewesen wäre, denn er hatte den Bewegungsmelder-Alarm aktiviert.

Irgendwann war er jedoch müde und legte sich ins Bett. Er träumte von

Strömen von Leuten, die alle in sein Haus reingingen und über den Sperrmüll vor der Tür lästerten und anschließend aber alle davon trotteten. In ihrem Trott sahen die Leute aus wie Zombies.

14 Eva

Schon morgens beim Aufwachen dachte ich als erstes an die schwangere junge Bäuerin, aber als nächstes fielen mir sofort unsere neuen Tiere ein und mir wurde klar, dass dies der Anfang eines arbeitsreichen Tages war. Nach dem Frühstück gingen wir auch gleich in den Hof, um nach den Tieren zu schauen, denen es anscheinend ganz gut bei uns gefiel, trotz der provisorischen Unterbringung.

Dann gingen wir zu unseren kniehohen Wiesen und schnitten etliche Armvoll Gräser und Kräuter ab. Der Fahrrad-Anhänger, den wir für den Transport mitgenommen hatten, war schnell voll. Einen Teil gaben wir den Tieren gleich und den größeren Rest legten wir im Hof zum Trocknen aus. Da wir noch Platz auf dem Hof hatten und die "Heuernte" schnell gegangen war, holten wir gleich noch eine Fuhre.

Anschließend ging ich in meine Kräuterkammer, um geeignete Kräuter für die Getreide-Bäuerin zusammenzusuchen. Da ich ja schon ungefähr wusste, was ihr Problem war, konnte ich mich leicht schon vorab für einige Kräuter entscheiden, die ich auch gleich zusammenmischte, damit die arme Frau nicht vier verschiedene Kräutertees aufbrühen musste.

Die Basis der Mischung bildeten Himbeerblätter, die erstens mild und zweitens Gebärmutter-stärkend sind. Dann reichlich Johanniskraut für die Stimmung, Anis für den Magen und Ringelblumen-Blüten für das allgemeine Wohlbefinden und weil sie hübsch aussehen, in der Mischung.

Auch ein paar Tagesrationen von meinem BP5-Nachbau packte ich ein, denn wenn einem morgens so übel ist, hilft es, wenn man etwas trockenes zum knabbern hat. Für den BP-5-Nachbau hatte ich jahrelang geübt, bis ich eine geeignete Zusammenstellung und Herstellungsmethode für den Hausgebrauch herausgefunden hatte. Natürlich hielten meine selbstgemachten Notrationen nicht so lange wie das echte BP-5, aber die boten alles, was der Körper braucht in einem ausgewogenen Verhältnis und waren sehr magenfreundlich, was in diesem Fall der Hauptgrund für den Einsatz bot.. Der Hauptunterschied zwischen echtem und unechtem BP-5 war der Preis, denn die Grundzutaten sind

eigentlich recht billig. Meine Variante kostete mich unter einem Euro pro Tagesration und das echte kostete selbst als Großabnehmer über 3 Euro und in kleinen Mengen um die 6 Euro. Darum hatte ich mir überhaupt die Mühe mit dem Nachbau gemacht.

An meinem Fahrrad befestigte ich einen Fahrradanhänger, denn auf dem Rückweg wollte ich auch beim Milchbauern vorbeifahren. Dann griff ich meine Tasche, die durch die Kräuter und die Notrationen zusätzlich zum üblichen Inhalt ziemlich überfüllt war und suchte nach Felix, um mich zu verabschieden. Ich fand ihn im Hof, wo er damit angefangen hatte, stabilere Gehege für die Tiere zu bauen. Er riet mir, am Schluss in die Kneipe zu gehen, um ein paar Dorf-Neuigkeiten zu erfahren und meinen Revolver mitzunehmen, für den äußersten Notfall. Das mit dem Revolver war mir nicht so lieb, aber ich sah ein, dass er recht hatte und verstaute ihn unten in meiner Tasche, bevor ich mich auf mein Fahrrad schwang.

Die Fahrt war wunderbar in der lauen Herbstluft und da es zuerst fast nur nach unten ging, musste ich kaum strampeln. Die Bäume flogen nur so an mir vorbei und meine Haare flatterten im Fahrtwind. Viel zu schnell war ich beim kleinen Dorf angelangt und hielt, um die alten Bauern schon mal kurz zu begrüßen und ihnen mein Kommen am Abend anzukündigen. Die Bauern freuten sich, ein anderes Gesicht zu sehen und wollten mich gleich in ihr Haus bitten, aber ich vertröstete sie auf den Abend.

Um zum großen Dorf zu gelangen, brauchte ich ein wenig länger, aber das war mir ganz recht, wenn ich auch mit Grausen an den Rückweg bergauf dachte. Im Dorf angekommen, sah fast alles aus wie gewohnt, nur dass keine Autos durch die Straßen fuhren. Ein Traktor war aber sogar unterwegs, wenn auch ein recht altmodisches Modell. Dieser alte Traktor war jetzt bestimmt der Höhepunkt der Technik im Dorf.

Bei Bauer Eberle, dem Getreidebauern, wurde ich von einem freundlichen Bernhardiner begrüßt und bald kam mir auch der junge Bauer entgegen. "Wie schön, dass Sie kommen konnten, Frau Doktor." rief er mir entgegen. Ich begrüßte ihn und versuchte ihm den "Doktor" auszureden, was aber anscheinend nicht viel Erfolg hatte. Der Bauer brachte mich zu seiner Frau, die in der Küche saß und recht blass und schmal aussah. "Ich lass euch dann mal allein." sagte er noch und ging zurück an seine Arbeit.

Die blutjunge Bäuerin begrüßte mich überschwänglich und man konnte deutlich merken, wie verunsichert und ängstlich sie war. "Wissen Sie denn vielleicht, wie lange der Strom noch wegbleibt? Ich habe immerzu die Angst, dass er ganz wegbleibt, aber alle anderen sagen, dass bald wieder alles normal

ist." fragte sie mich nach der Begrüßung. "Da muss ich Ihnen leider sagen, dass Ihre Angst nur zu berechtigt ist. Ich fürchte, wir müssen eine ganze Weile ohne Strom auskommen. Aber unsere Vorfahren haben das Jahrtausende geschafft, da werden wir das auch fertigbringen." antwortete ich ihr, denn ich dachte mir, dass sie mit der Wahrheit wahrscheinlich besser klarkommen würde, als mit beruhigenden falschen Hoffnungen. "Meinen Sie wirklich? Und wie soll das gehen, ohne Strom auskommen?" fragte sie ängstlich. Ich stellte mich innerlich auf eine längere Unterhaltung ein. "Nun, auf vieles werden wir in der gewohnten Form verzichten müssen, wie beispielsweise den Fernseher und in der Anfangszeit wird es uns nicht leichtfallen, uns umzustellen, aber nach und nach fällt uns dann immer mehr ein, wie man das Leben auch ohne Strom bewältigen kann. Für das Licht kann man erstmal Kerzen nehmen, solange man noch welche hat und später bastelt man sich dann Öl-Lampen, weil man leichter Öl als Kerzen nachbekommt. Bestimmt kann man nach einer Weile auch diverse nützliche Alltagsdinge kaufen, denn clevere Bastler werden den neuen Markt bald wittern."

So unterhielten wir uns eine ganze Weile über die so sehr veränderte Welt und kamen nach einer Weile auf ihre Schwangerschaft und die damit verbundenen Probleme zu sprechen. Ich gab ihr die Notrations-Riegel und erklärte "Morgens, wenn Sie gerade aufgewacht sind und noch im Bett liegen, dann setzen Sie sich vorsichtig auf und knabbern ganz langsam einen dieser Riegel. Das bringt Ihren Blutzuckerspiegel in die Gänge und dadurch geht es dann besser mit der Übelkeit. Die Kekse sind ziemlich krümelig, darum halten Sie am besten ein Tellerchen drunter. Und abends schon zurechtlegen, damit Sie morgens nicht erst aufstehen müssen." Anschließend erklärte ich ihr den Tee und seine Wirkungen. Zum Kennenlernen kochten wir gleich eine Kanne von dem Tee und erfreulicherweise schmeckte er Frau Eberle, obwohl er durch das Johanniskraut leicht bitter war. Aber das ist ja oft so, dass der Tee, der einem gut tut, seltsamerweise auch gut schmeckt, aber nur solange man ihn braucht.

Um einen groben Eindruck über ihren Eisenspiegel zu haben, schaute ich in ihr Unterlid, das recht blass wirkte. Darum erklärte ich ihr, dass sie möglichst reichhaltig essen sollte und dass Fleisch, Linsen und Grüngemüse besonders gut geeignet seien. Dann befragte ich sie über ihre Vorräte, die sie so im Haus hätten. Das Ergebnis war halbwegs zufriedenstellend, denn Frau Eberle hatte in diesem Sommer von ihrer Schwiegermutter das Einkochen gelernt und darum war der Keller voll mit Einkochtem. Ich fragte, ob sie sich mit ihrer Schwiegermutter gut verstehen würde, und als sie das bejahte, empfahl ich ihr, sich von der Schwiegermutter helfen zu lassen, denn diese würde ohne Strom be-

stimmt besser zurechtkommen, als die jungen Leute. Glücklicherweise wohnte die alte Frau Eberle nur ein paar Häuser weiter.

Als ich auf Getreide zu sprechen kam, verfinsterte sich das Gesicht der jungen Frau sofort und sie erzählte, dass sie in diesem Jahr ihr Getreide kaum losgeworden seien, weil der Preis unter die Produktionskosten gefallen sei und keiner mehr Getreide kaufen wollte. Daher seien dreiviertel der Getreidespeicher noch voll und sie hätten kaum Geld. "Oh, das ist Ihr Glück im Unglück." sagte ich, "Das Getreide dürfte jetzt schon erheblich im Wert gestiegen sein, wenn es noch normalen Handel geben würde. Aber auch ohne Handel: Das Getreide kann Sie und das Dorf retten, denn dann gibt es genug zu essen. Sie können das Getreide zu guten Preisen verkaufen, Sie werden schon sehen. Aber bloß nicht alles auf einmal verkaufen, sondern nach und nach in kleinen Mengen." Frau Eberle schaute mich mit großen Augen an. So hatte sie ihren Getreide-Überfluss noch nicht betrachtet. "Haben Sie denn eine Handmühle?" fragte ich. "Ja, so eine kleine Mühle zum Kurbeln haben wir da. Ich hab mal ein bisschen mit selbstgemahlenem Getreide experimentiert, wo wir doch soviel Getreide anbauen." "Sehr gut, dann können Sie für den Eigenbedarf selber mahlen, aber lassen Sie das vorerst Ihren Mann machen, solange es Ihnen nicht gut geht. Und vergessen Sie nicht: Getreide ist jetzt besser als Geld. Nehmen Sie auch lieber Naturalien an, anstatt das Getreide für Geld zu verkaufen, denn bei dem Geld weiß man nicht, wie es sich entwickelt."

"Wie sieht es eigentlich mit Babykleidung aus?" fragte ich anschließend. "Ein paar Sachen haben wir schon, aber das reicht hinten und vorne nicht. Es dauert ja auch noch eine Weile und da dachte ich mir, das könnte ich so nach und nach kaufen." erzählte Frau Eberle. "Hm, dann werden Sie noch mehr brauchen." sagte ich "Können Sie denn stricken und nähen?". "Stricken geht so; ich hab mir auch schon Wolle gekauft, um Jäckchen zu stricken. Im Nähen bin ich nicht so gut." "Dann schlage ich vor, dass Sie sich abends, wenn die Sonne untergegangen ist, gemütlich mit einem Tee hinsetzen und an dem Jäckchen stricken. Das Stricken von Babykleidern ist jetzt nicht mehr Luxus, sondern nötig für die Ausstattung. Und wie sieht's mit Windeln aus?" "Windeln? Da nimmt man doch Pampers, dachte ich." sagte die junge Frau verwundert. "Ja, normalerweise tut man das. Aber bevor es Pampers gab, wurden Babies mit Stoffwindeln gewickelt. Die wurden dann immer wieder heiß gewaschen. Haben Sie viel Bettwäsche? Vielleicht auch ältere oder nicht so hübsche?" "Ja, wir haben sehr viel zur Hochzeit bekommen und die meiste Wäsche gefällt mir gar nicht und darum benutzen wir die auch nicht.". "Heben Sie die gut auf, ein andermal erklär ich Ihnen, wie Sie die Bettwäsche in Windeln verwandeln

können oder Sie lassen es sich von Ihrer Schwiegermutter erklären." schlug ich ihr vor.

Anschließend zeigte ich ihr noch Akupressur-Punkte gegen Übelkeit und Erbrechen. Gemeinsam suchten wir die leicht schmerzhaften Punkte über den Mitten der Augenbrauen etwa in der Mitte der Stirn. Die sollte sie drücken und leicht kreisend massieren, wenn ihr übel war. Und falls es schlimmer werden sollte, könnte sie noch mit dem Daumen innen am Gelenk der jeweils anderen Hand drücken. Auch wieder dort, wo es leicht schmerzte, wenn man draufdrückt. Und dann lokalisierten wir noch die Stelle an der äußeren Ellenbogenfalte, wo man mit den Fingern drücken konnte.

Frau Eberle war zwar sehr erstaunt, dass man mit Rumdrücken an bestimmten Stellen heilen können sollte, aber sie schien erfreut, selbst etwas gegen ihre Beschwerden tun zu können.

Anschließend wollte ich mich allmählich wieder auf den Weg machen, aber Frau Eberle stotterte ein wenig verlegen rum. Ihren Worten konnte ich entnehmen, dass sie irgendwie bezahlen wollte. Da musste ich auch erstmal schalten. Na klar, ich hatte hier ja ernsthafte Arbeit geleistet. Und so hatte ich es mir ja auch vorgestellt, dass ich mit meinen Kräutern etwas zum Lebensunterhalt beitragen konnte. "Geben Sie mir etwas von Ihrem Weizen, den kann ich gut gebrauchen, weil wir gerade Hühner und Kaninchen bekommen haben." schlug ich vor. "Das ist ja eine gute Idee. Davon haben wir reichlich." sagte Frau Eberle und ein Strahlen ging über ihr Gesicht. Soeben war ihr wohl klargeworden, dass ihr Weizen ein gutes Zahlungsmittel war.

Also gingen wir zu Herrn Eberle, der mir sogleich einen schweren Zentnersack aufdrängte und ihn sogar eigenhändig auf meinen Fahrradanhänger lud. Ich erzählte ihm noch kurz das Wichtigste, was wir drinnen besprochen hatten, vor allem klärte ich ihn über den Wert seines Getreides auf, was ihn sichtlich erfreute. "Und ich dachte schon, ich hätte das alles für den Müll angebaut. Und jetzt ist es plötzlich wieder wichtig." sagte er. Es schien, als würde er um fünf Zentimeter wachsen.

Der Bauer nahm seine Frau in den Arm und beide winkten mir zum Abschied freundlich zu. Jetzt sahen sie richtig zufrieden aus und wie ein junges Paar, das ihr erstes Kind erwartet, aussehen sollte.

Wegen eventueller Neuigkeiten fuhr ich als Nächstes zur Kneipe. Mit meinem beladenen Fahrradanhänger vor der Tür war ich ein bisschen unsicher, wegen der Klaugefahr, aber ich dachte mir, dass es hier wohl noch friedlich genug sei, um es an diesem Tag noch riskieren zu können. Also ließ ich das Fahrrad samt Anhänger und Ladung, natürlich abgeschlossen, vor der Kneipe

stehen und ging durch die Tür nach drinnen.

In der Kneipe hatte sich kaum etwas geändert. Die Männer grüßten mich freundlich und zogen mich, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, gleich in ein Gespräch hinein. Es gab jedoch von keiner Seite etwas wesentliches Neues zu berichten und so endeten wir im Austausch von Tipps, wie man sich das Leben ohne Strom erleichtern könne. Einer der Bauern erwähnte, dass im Bereich des Dorfes noch ein Los Holz frei sei und wir das nutzen könnten, wenn wir es schnell genug abholzen würden, denn es sei schon mehr als überfällig. Ich versprach, das mit meinem Mann zu besprechen, und ihm unsere Entscheidung spätestens in einer Woche mitzuteilen.

Dann machte ich mich auf den Weg bergan. Mein Getreidesack war erfreulicherweise noch da und so fuhr ich schwerbeladen los. Schon auf der Hälfte der Strecke zum kleinen Dorf musste ich ordentlich schnaufen und fuhr dann etwas langsamer weiter. Der Weg wurde gegen Ende doch recht lang und ich war froh, dass ich zeitig im Dorf losgefahren war.

Endlich war ich im kleinen Dorf und der alte Bauer winkte mir schon von weitem zu. Das letzte Stück kam er mir sogar entgegen. Abgesehen von einer gewissen Langeweile wirkten die beiden Bauersleut aber durchaus zufrieden. Die Bäuerin brachte eine Kanne mit heißer Schokolade nach draußen an den langen Tisch vor der Tür und so saßen wir, tranken die heiße Schokolade und tauschten die wenigen Neuigkeiten aus. Der Bauer gab mir noch wertvolle Tipps für die Kaninchen-Haltung, nämlich dass wir den Rammler getrennt von den Weibchen halten sollten und dass wir die Tiere oft streicheln und rausnehmen sollten, damit sie sich an Menschen gewöhnen. Da unsere Kaninchen erst acht Wochen alt waren, könnten wir uns mit den getrennten Ställen noch knapp vier Wochen Zeit lassen, aber dann sei es unbedingt nötig. Das mit den vier Wochen erleichte mich zu hören, denn wir hatten ja schon damit zu kämpfen, überhaupt nur zwei Ställe für unsere neuen Tiere zu bauen.

Ich bedankte mich bei den Bauern, lud meine Milchkanne auf und machte mich wieder auf den Weg. Diese letzte Etappe war die steilste und an einer Stelle musste ich sogar schieben, denn der Anhänger zog ziemlich schwer am Fahrrad. Zur Aufmunterung dachte ich an die rasante Fahrt auf dem Weg nach unten und das erleichterte den Aufstieg ein wenig. Ab und zu betrachtete ich auch den schweren Getreidesack und war mehr als zufrieden über das gute Geschäft, das ich meiner Meinung nach gemacht hatte. Später würde es bestimmt nicht mehr einen ganzen Zentner Getreide für einen Hausbesuch geben. In billiges Supermarkt-Mehl umgerechnet, kostete ein Zentner zwar nur etwa 15 Euro, aber da hatte ich mich sowieso schon immer gefragt, wie die Super-

märkte das hinkriegten.

So auf einen Schlag war ein Zentner Getreide echt viel. Immerhin konnte ein Mensch damit für ein halbes Jahr seinen kompletten Getreidebedarf decken. Und jetzt mit den Tieren war es mehr als ein Segen, denn für zusätzliche Tiere hatten wir eigentlich keine Vorräte gelagert. Diese Gedanken munterten mich etwas auf und halfen mir dabei, die schwere Last den Berg hinauf zu befördern. Während ich mich den Berg hinauf mühte, wurde es allmählich dunkel.

Und irgendwann sah ich ein schwaches Licht voraus und wusste, dass ich bald zuhause war. Felix war noch auf dem Hof und klopfte im Funzellicht noch ein paar letzte Nägel ein. "Wow, die hast du toll hingekriegt." rief ich, sobald ich erkannte, was Felix da baute. Er hatte inzwischen zwei transportable Häuschen mit abnehmbaren Gehegen gebaut, die man auf abgeerntete Gemüsebeete oder saftige Wiesenstücke stellen konnte.

Das Prinzip dieser mobilen Gehege hatte ich mir auch schon oft angeschaut und fand sie sehr praktisch. Immer wenn eine Stelle abgegrast war, konnte der Käfig zu neuem Grün umziehen. In der Praxis hatte ich dieses Prinzip schon vom Zierkaninchen meiner Schwester mitbekommen, die das als Kind jahrelang erfolgreich praktiziert hatte. Dadurch war der Familienrasen immer gut abgefressen und man musste nur selten mähen. Für den Anfang waren solche Ställe bestimmt die allerbeste Lösung und größere Gehege könnten wir immer noch bauen, wenn die Vermehrung mal anfing.

Nach ausgiebiger Bewunderung der neuen Ställe zeigte ich Felix meine Beute und auch er war voll des Lobes. Wir gingen dann nach drinnen, um noch ein paar Leckereien aus unserer Tiefkühltruhe zu verspeisen und machten uns dann einen gemütlichen Abend.

15 Ronja

Lautes Rumpeln ließ Ronja aus dem Schlaf schrecken. Schreckerstarr lag sie in ihrem Bett und versuchte zu klaren Gedanken zu kommen. Wo war sie? War noch Nacht? Was war los? Sehr schnell erinnerte sie sich, dass sie in ihrem Bett lag, aber es dauerte etwas länger, bis sie dem Rumpeln eine Bedeutung zuordnen konnte. Anscheinend war im Haus einiges los. Sie hörte Stimmen, Schritte und Schläge. Anscheinend waren die lärmenden Leute noch unterhalb ihres Stockwerkes, aber die Geräusche näherten sich beängstigend schnell.

Wie versteinert lag Ronja da und hörte zu all dem Lärm auch noch ihr Herz

so laut schlagen, als wäre sie gerade 10 km weit gelaufen. Ihr Atem dröhnte in ihren Ohren. Sie lauschte. Unten schien die Hölle los zu sein. Wahrscheinlich brauchten die Plünderer Nachschub. Angstvoll blieb sie liegen und versuchte, sich nicht zu bewegen.

Da, plötzlich ging ihre Schlafzimmertür auf. Ihr Herz blieb fast stehen vor Schreck. "Ich habe schlecht geträumt" erklang eine weinerliche Stimme. Sofort fasste Ronja sich wieder und raunte "Pssst, komm her." Leise jammernd kam Anna näher und kuschelte sich unter Ronjas Bettdecke. "Du musst ganz leise sein, denn draußen sind Leute. Die sollen uns nicht hören. Alles wird gut." flüsterte Ronja ihrer Tochter ins Ohr und drückte sie an sich.

So lagen sie eine Weile unter der warmen Bettdecke und lauschten gemeinsam. Mit der kleinen Anna an ihrer Seite fand Ronja es nicht mehr ganz so schlimm, obwohl das ja eigentlich absurd war, sich durch ein kleines Kind getröstet zu fühlen. Die Geräusche in ihrem Stockwerk wurden allmählich lauter. Dann rumpelte es ganz in der Nähe, als würde der Lärm von ihrer Wohnungstür her kommen.

Sie hörten Stimmen. "Lasst mich mal ran. Das geht viel einfacher." "Aber mit dem hier macht es mehr Spaß". Ronja erstarrte. Hatte sie die Tür auch richtig zugeschlossen? Der Schrank stand davor, aber was war mit der Tür? Es klackte leise. "Siehste, ging doch ruckzuck." "Oh Mist. Da steht was vor der Tür. Ich krieg sie nicht auf. Hilf mal drücken." Ein langgezogenes Quietschen und Kratzen war zu hören, als die Plünderer den Schrank anscheinend in Bewegung setzten.

"Mama" stieß Anna angstvoll aus. "Sssschrh" raunte Ronja ihr in Todesangst zu. Zitternd klammerten sie sich aneinander.

"Ach lass mal, das ist zu viel Action. Lass uns weiterziehen." "Aber vielleicht gibt's hier was zu holen." "Leute mit Kindern sind doch alle Hungerleider, wenn sie in so ner Gegend wohnen. Das lohnt nicht. Und willst du die Kleine massakrieren? Mir reicht schon die verschreckte Alte in der anderen Wohnung. Da gab's auch nix außer Gewimmer. Lass uns weiter nach oben gehen. Da gibt's bestimmt noch viel zu holen.". Schritte entfernten sich von Ronjas Wohnung und kurz darauf hörten Sie Lärm im Stockwerk über ihnen.

"Oh meine Kleine, du hast uns gerettet." stürmisch umarmte Ronja ihre Tochter, die immer noch angststarr im Bett lag. "Sind sie wirklich weg?" fragte Anna leise. "Ja, ich glaube schon. Hörst du, sie sind jetzt weiter oben." Der Lärm von oben war unbeschreiblich.

Die Schlafzimmertür öffnete sich wieder und nach einem kurzen Schreck erkannte Ronja Nanni, die wohl auch von dem Lärm aufgewacht war. Nach

kurzer Aufforderung legte sie sich zu den anderen ins Bett und gegenseitig gaben sie sich mit ihrer Körperwärme Trost. Anna erzählte flüsternd, was geschehen war. Einerseits waren sie sehr erleichtert und andererseits machten sie sich Sorgen um ihre alte Nachbarin. Ob sie wohl massakriert worden war. Oder ob sie auch auf Mitleid gestoßen war?

Der Lärm von oben und teilweise auch von unten dauerte noch lange. Alle drei lagen in der Dunkelheit und lauschten den angsteinflößenden Geräuschen. An Schlaf war nicht zu denken.

Nach geraumer Zeit konnten die beiden Erwachsenen jedoch Annas gleichmäßige Atemzüge hören und nickten sich kaum sichtbar zu. Jede hing ihren Gedanken nach und die Zeit zog sich endlos hin. Irgendwann wurden die Geräusche aber leiser und verebten schließlich ganz und nach und nach fielen die beiden Frauen in einen leichten Schlummer.

Wieder war es Lärm, der Ronja erwachen ließ. Es war immer noch dunkel. Das hatte aber nichts zu sagen, weil der Rollladen ja vollständig runtergelassen war. Der Lärm war anders als der Lärm der Plünderer und kam anscheinend aus dem Wohnzimmer. Nanni lag nicht mehr im Bett. Also rappelte auch Ronja sich leise auf, möglichst ohne Anna zu wecken, und ging ins Wohnzimmer.

Dort stand Nanni und stülpte gerade einen Pappkarton über einen Eimer. "Was treibst du denn da?" fragte Ronja neugierig. "Och, heute Nacht hatte ich viel Zeit nachzudenken. Und weil meine Blase gedrückt hat, habe ich über das Kloproblem nachgedacht. Pinkeln geht ja noch, aber die größeren Geschäfte sind echt lästig. Und ich hab auch keine Lust, jedesmal zu den Nachbarn zu gehen. Außerdem sind die Klos dort auch schnell voll. Und dann fiel mir die grausliche Geschichte von Gefangenen ein, die in einem Lager mit lauter leeren Einmachgläsern eingesperrt waren. Bis sie gerettet wurden, hatten sie alle Gläser fein säuberlich mit ihren Exkrementen gefüllt. Die Vorstellung widert mich so an, dass ich sowas auf jeden Fall vermeiden will. Also habe ich nachgedacht und nachgedacht und alle Dinge durchgedacht, die wir so im Haus haben, ob sie als Ersatzklo dienen könnten. Und irgendwann sah ich einen Eimer vor mir, mit einer Mülltüte drin. Und dann stellte ich mir vor, wie ich mich da draufsetze und mir wurde klar, dass das sehr wackelig sein würde. Und dann fiel mir ein, dass man über den Eimer ja eine Kiste mit Loch stellen könnte, auf die man sich dann draufsetzt. Schau, dieser Karton passt genau über den Eimer und er ist recht stabil. Jetzt muss ich nur noch ein Loch rein machen. Und dann ein Stück Pappe als Deckel."

Ronja nickte verstehend und besah sich Nannis Konstruktion von allen Seiten. "Das könnte funktionieren." sagte sie, "Bau das Ding mal fertig, ich stell

mich dann zum Testen zur Verfügung. Währenddessen geh ich einen Kaffee kochen.". Zuerst ging sie jedoch pinkeln, denn das war ja möglich und diente der Spülung der Feststoffe. Angesichts der Zustände im Bad fand sie Nannis Ersatzklo-Idee immer besser.

Langsam zog sie anschließend den Wohnzimmer-Rollladen soweit hoch, dass sie auf den Balkon gehen konnte. Das vorhandene Brennmaterial würde wohl noch gut für einen Kaffee reichen. Später würde sie sich nach geeignetem Material für zukünftige Kochaktionen umschauchen müssen. Ronja spähte über die Balkonbrüstung und sah die gleichen Lager wie zuvor. Etwas abseits lag ein Mensch bewegungslos auf dem Boden, umgeben von einer dunkelroten Lache. Ein paar Krähen hüpfen auf ihm rum und pickten. Schauernd zog Ronja sich von der Balkonbrüstung zurück und hoffte, nicht entdeckt zu werden.

Das Feuer war schnell entzündet und bald fing das Wasser an zu simmern. Der Kaffee, den sie in das Wasser streute, lies einen angenehmen Duft aufsteigen. Schnell trug Ronja den Kaffee nach drinnen und zog die Balkontür hinter sich zu. Nanni kam ihr schnuppernd entgegen und zeigte ein stolzes Lächeln. Am Küchentisch sitzend und langsam den heißen Kaffee schlürfend berichtete sie, dass sie ein schönes Loch in den Kartondeckel geschnitten hätte. Und dass der erste Sitztest (angezogen natürlich) erfolgreich verlaufen sei.

Während sie noch dasaßen kam Anna im Nachthemd in die Küche geschlurft und sagte "Mama, ich hab heute Nacht schlecht geträumt und dann bin ich in deinem Bett aufgewacht." "Ja, mein Schatz." sagte Ronja ohne weitere Erklärung und nahm ihre Tochter in den Arm. Die beiden Frauen leisteten ihr beim Frühstück Gesellschaft und erzählten von dem Klo-Experiment. Anna beeilte sich bei ihrem Müsli, weil sie neugierig auf das neue Klo war.

So zogen sie also bald gemeinsam zum Bad und Nanni trug stolz ihre Pappkiste, während Ronja den Eimer mit der Mülltüte drin hinterher trug. Sie bauten die Konstruktion vor der Dusche auf, denn die Dusche war zur Zeit sowieso zu nichts nütze. "Und wer probiert es jetzt aus?" fragte Nanni. "Natürlich die Schöpferin dieses Meisterwerks der modernen Technik." antwortete Ronja. Diskret verließen Ronja und Anna das Bad und warteten gespannt ab. Nach einer Weile kam Nanni wieder raus und zeigte eine sehr zufriedene Miene. "Aha, es klappt also. Anna, willst du auch mal?" bemerkte Ronja. Als Anna nickte, erklärte Ronja: "Gepinkelt wird ins normale Klo. Wurst und Klopapier kommen in das Pappklo. Und nachher den Pappdeckel zumachen." Anna nickte nochmal und ging ins Bad. Als letztes war die Reihe an Ronja und auch sie war von den neuen Möglichkeiten begeistert.

"Jetzt brauchen wir nur noch einen ordentlichen Schwung Wasser, um die

Reste im normalen Klo runterzuspülen. Dann ist unser Bad wieder ziemlich gut." stellte Ronja fest. "Ja, darüber habe ich heute Nacht auch nachgedacht und dabei ist mir was eingefallen. Ich hab nämlich vor einer Weile mal einen Typen besucht, der oben im Penthouse wohnt. Der hat einen Swimming-Pool. Zum Trinken ist das zwar nix, wegen dem Chlor, aber ein bisschen Chlor könnte unserem Klo durchaus guttun, vor allem in Verbindung mit viel Wasser." erklärte Nanni der erstaunten Ronja. "Das ist ja wunderbar, hoffentlich ist auch Wasser im Swimmingpool." sagte Ronja.

"Und auch sonst haben wir heute wohl viel zu tun. Wir sollten unsere Tür verstärken, mehr Nahrungsmittel organisieren, sonst holen die Plünderer alles weg, dann brauchen wir Kerzen, Mülltüten und Brennmaterial und natürlich Wasser. Und wir sollten nach Frau Walther schauen." "Tja, dann lass uns mal loslegen. Vielleicht sollten wir mit Frau Walther anfangen und ihr auch noch ein bisschen Wasser vorbeibringen." schlug Nanni vor. Sie füllten das Wasser aus der Gießkanne in mehrere Töpfe, Schüsseln und eine leere Mineralwasserflasche, um ein leeres Gefäß für neues Wasser zu haben, schoben den Schrank von der Tür weg und besahen erstmal den Schaden am Türschloss. Doch da war nichts kaputt. Die Tür war einfach wie angelehnt. Wahrscheinlich hatte der Plünderer die Tür mit einer Kreditkarte geöffnet. Nun, in der nächsten Nacht würden sie die Tür richtig zuschließen. Die Gefahr war zu dicht gewesen.

Sie gingen zur Nachbars-Tür und klopfen und riefen. Nach einer Weile öffnete Frau Walther zaghaft die Tür und sah noch zerzauster aus als am Tag zuvor. Sie erzählte ihnen, dass die Plünderer wieder da gewesen seien, ihr aber nichts getan hätten. Nur einer hätte im Zorn ihre Lieblings-Engelfigur an der Wand zerschmettert. Über das mitgebrachte Wasser freute sie sich, erwähnte aber, dass die andere Flasche noch gar nicht ausgetrunken sei. Sie sah ein bisschen traurig aus, als die anderen sagten, dass sie noch viel vorhätten und aufbrechen.

Zuerst wollten sie zum Penthouse, denn darauf waren Ronja und Anna inzwischen sehr neugierig geworden. Also stiegen sie die sieben Stockwerke nach oben und schlossen die Tür zum Dach auf. Oben angekommen standen sie auf einem kleinen Hof mit einer hüfthohen Brüstung. An einer Seite war eine mehr als mannshohe Mauer mit einer Tür in der Mitte. Nanni sprang vom Gehweg auf den Kies und suchte auf dem Boden vor der Brüstung rum. Nach kurzer Zeit sprang sie wieder auf und hielt triumphierend einen Schlüssel in der Hand. "Der Typ ist nicht oft da, und er hat mir erlaubt, in seinem Swimming-Pool zu schwimmen. Und das habe ich im Sommer öfters mal getan." "Was? Und das hast du mir nicht erzählt?" entrüstete sich Ronja. "Ich durfte nichts verraten.

Aber jetzt ist ja ein Notfall."

Sie öffnete die Tür und der Blick der drei fiel zuerst auf einen schönen blauen Swimming-Pool. Er war bestimmt zehn Meter lang und enthielt mehr als genug Wasser, um ihr Klo zu spülen und sich mehr als einmal zu waschen. Ronja ging sofort mit ihrer Gießkanne zum Wasser und füllte sie bis zum Rand. "Kommt, lasst uns reingehen. Da drin isses echt cool." schlug Nanni vor, "Die Gießkanne kannst du ja mit reinnehmen, dann können wir uns drinnen waschen." Ronja war ein wenig skeptisch, ob sie einfach bei jemand fremdes eindringen sollten, aber Anna wollte unbedingt und Nanni durfte ja schließlich ganz offiziell.

Also gingen sie zum langgezogenen Penthouse und Nanni schloss die Tür auf. Hinter einem kleinen Windfang öffnete sich ein großzügiges Wohnzimmer mit luxuriösen Möbeln. Nanni ließ sich gleich aufs Sofa fallen und Anna tat es ihr nach. Ronja stand erst noch unentschlossen mitten im Raum, setzte sich dann aber dazu. Das Sofa war aus weichem weißen Leder. So nobel saß man nicht mal in ihrem Hotel. Vom Sofa aus konnte man durch ein großes Fenster die Skyline der Stadt sehen. An einigen Stellen stiegen immer noch dicke Rauchwolken auf, aber sonst war die Aussicht einfach herrlich. Die Herbstwolken zauberten haufenweise bizarre Muster in den Himmel und leuchteten im Spiel von Licht und Schatten.

So saßen sie erstmal eine Weile da und genossen sprachlos die Aussicht. Nanni räkelte sich und sprang dann auf. Zielstrebig ging sie auf eine Tür zu und öffnete sie. "Hier schaut mal, was für eine geile Küche der Typ hat." rief sie den anderen beiden zu. Die anderen gingen auch zur Küche und Nanni hatte wirklich nicht übertrieben. Die Küche stand dem Wohnzimmer in nichts nach. Nanni öffnete den Kühlschrank, der natürlich dunkel blieb, und etliche Flaschen mit Cola, Bier und Champagner enthielt. Essen war keines drin. Anschließend öffnete Nanni eine Küchenschranktür nach der anderen. Ein hoher Schrank war voll mit Vorräten. Massenweise Fertig-Mahlzeiten standen neben Müsli, Kochzutaten, Konserven-Dosen, Kondensmilch und Pulverkaffee. Ronja und Anna fielen vor Staunen fast die Augen aus dem Kopf und Nanni präsentierte den Schrank, als hätte sie ihn soeben hergezaubert.

"Das können wir nicht machen." antwortete Ronja auf eine nichtgestellte Frage. "Doch, das ist bestimmt ok. Der Typ hat Geld wie Heu und in jeder Metropole eine schicke Wohnung. Der sitzt bestimmt grad in Sydney und guckt in den Nachrichten, was für ein Chaos hier herrscht. Oder er lässt sich in Rio von einer Schönheit den Rücken massieren. Das mag er nämlich gern. Weil der überall nur so selten ist, hat er überall haltbare Vorräte, ist doch logisch." "Aber..." "Nix aber. Wir brauchen ja nur nehmen, was wir zur Zeit brauchen."

"Hm, hm, irgendwie macht das Sinn, was du sagst, aber ich hab dennoch Skrupel." "Mama, schau mal der hat ganz leckeres Schoko-Müsli. Biittte!" "Also gut, aber nur ein paar Sachen. Und wir machen nix unordentlich und dreckig."

"Ok, einverstanden. Also schauen wir mal, was wir so brauchen können." sagte Nanni und griff nach dem Müsli und einem Glas mit Kaffee. "Guck mal, der hat auch Milchpulver und Dosenmilch." rief sie und hielt voller Freude eine Packung mit Milchpulver in die Höhe. "Gib mir mal die Tasche, die du mitgenommen hast." Zügig packte sie verschiedene Packungen in die dargebotene Tasche, die schnell schwerer wurde. "Was wollen wir heute Abend essen?" fragte sie und zeigte auf die Fertig-Gerichte. "Linsensuppe wäre prima. Da reicht auch eine Dose für uns alle." schlug Ronja vor. Schwupps landete eine Dose Linsensuppe in der Tasche. "Jetzt reicht es aber." sagte Ronja streng. "Nur noch die Limo da hinten." bettelte Anna. "Na gut. Sonst noch superdringende Wünsche?". "Nein, ok, es reicht für heute." sah Nanni ein und auch Anna nickte zufrieden.

"Und jetzt waschen. Du darfst zuerst, weil du das Wasser geschleppt hast." schlug Nanni vor. Das Bad war ähnlich gut ausgestattet, wie die Küche. Und das Beste war: Es hatte ein Fenster und daher konnte man alles wunderbar sehen. Ronja goss Wasser aus der Gießkanne in das verstöpselte Waschbecken und war froh, sich mal wieder richtig waschen zu können, obwohl das Wasser deutlich nach Chlor roch. Ein heißes Bad wäre jetzt toll gewesen. Am besten in der großen Badewanne hier. Nach dem Waschen betrachtete Ronja kritisch ihre Haare. Die waren auch längst überfällig. Sie ging ins Wohnzimmer zu den anderen und fragte Nanni, ob sie ihr helfen könnte. Außerdem füllte sie die Gießkanne wieder nach und holte auch die andere Gießkanne gefüllt nach drinnen, um genug Wasser zum Spülen zu haben. Nanni kam auch ins Bad und goss Ronja das Wasser über den Kopf während diese sich über die Badewanne beugte. Das Shampoo schäumte auch bei der zweiten Wäsche nicht richtig, aber es war besser als gar nicht. Nach dem Spülen fühlten sich die Haare seltsam stumpf an und rochen nach Chlor. Aber immerhin waren sie wieder sauber.

Als nächstes war Nanni an der Reihe und zum Schluss kam Anna dran, die sich aber weigerte, sich die Haare waschen zu lassen. Stattdessen ließ sie sich Zöpfe flechten. Inzwischen waren alle hungrig geworden und selbst Ronja ließ sich leicht überreden eine Packung Knäckebrötchen und eine Dose Thunfisch zu öffnen und zu essen. Nach dem Essen machten sie alles wieder sauber und packten die leere Dose sorgfältig in eine Plastiktüte, damit die Küche nicht danach roch, wenn sie im Mülleimer lag. In der Schublade mit den Plastiktüten lagen mehrere Packungen mit Mülltüten und Ronja wog nachdenklich eine

davon in der Hand. "Auf komm, trau dich. Das kann er bestimmt verschmerzen, wenn wir uns ein paar Mülltüten ausleihen." ermutigte Nanni sie. Ronja nickte und steckte die Mülltüten in ihre Tasche. Irgendwie fühlte sie sich schuldig. Aber dann stellte sie sich einen braungebrannten Mann am Strand mit Whiskey in der Hand vor und dachte sich, dass so einer ein paar ferne Mülltüten und Vorräte wohl entbehren können würde. Wenn er irgendwann zurückkommen würde, wäre sie auch gerne bereit, ihm ein paar Mal den Rücken zu massieren, um sich zu revanchieren.

Dann drängte sie zum Aufbruch, aber die beiden anderen wollten nochmal genüsslich pinkeln gehen, weil man hier ja fast normal spülen konnte, mit dem Wasser aus dem Swimmingpool. Schließlich pinkelten sie alle drei nochmal und der Weg vom Swimmingpool durch das Wohnzimmer ins Bad, beladen mit Gießkannen, wurde schon fast zur Gewohnheit.

Endlich waren alle zum Aufbruch bereit und Ronja kontrollierte nochmal alle benutzten Räume, ob alles in Ordnung war, dann schlossen sie die Tür wieder sorgfältig zu. Sie füllten die Gießkannen ein letztes Mal und verließen das Grundstück, nicht ohne die schwere Eingangstür auch zu verschließen und den Schlüssel wieder an der alten Stelle gut zu verstecken. Auch die Tür zum Dach schlossen sie mit ihrem eigenen Schlüssel sorgfältig zu, denn sie wollten nicht riskieren, dass jemand fremdes aufs Dach kam.

Der Weg nach unten mit der schweren Last war lang und Anna sprang fröhlich vor den beiden Erwachsenen her, ihre Limo-Flasche als Beute fest in den Händen. Die beiden Frauen brauchten deutlich länger, um nichts von dem Wasser in den Gießkannen zu verschütten. Irgendwann waren sie aber in ihrem Stockwerk angekommen und trugen ihre Beute in die Wohnung. Ihre Situation wurde eigentlich von Tag zu Tag besser. Wenn nur die nächtlichen Plünderer nicht wären.

Da fiel Ronja wieder die Verstärkung der Tür ein. Sie fragte Nanni, ob sie eine Idee hätte, wie man das am besten bewerkstelligen könnte. Nanni schien auch ratlos. Ronja holte ein Stück Papier und skizzierte eine Tür mit drei Balken, die von großen eckigen Haken an der Wand gehalten wurden. "So könnte ich mir das vorstellen. Ein paar Schrauben und Dübel hab ich noch. Wir brauchen also nur noch Haken und Balken. Und dann noch irgendwas, womit wir Löcher in die Wand machen können." Nanni schüttelte den Kopf: "Womit willst du denn Löcher in die Wand kriegen? Willst du die etwa reinpulen?". "Ja, sowas wie reinpulen. Oder hast du ne bessere Idee?". "Noe, da fällt mir im Moment auch nix besseres ein. Probier doch aus, ob du ein Loch in die Wand pulen kannst.".

"Ja, das ist vielleicht ein guter Tipp." sagte Ronja und machte sich auf die Suche nach ihrem kleinen Werkzeug-Kasten. Sie fand ein schraubenzieher-ähnliches Gerät, das wie ein Dorn geformt war. Anscheinend das optimale Werkzeug für ihren Zweck. Sie ging zur Wand neben der Tür und fing etwas oberhalb des Schlosses an zu stochern. Zuerst ging es ganz einfach, die Öffnung wurde nur zu breit. Sie frohlockte. Aber nach etwa einem Zentimeter stieß sie auf harten Widerstand. Da rührte sich nichts mehr, obwohl Ronja stocherte, drehte, hieb und schlug. Nach zehn Minuten gab sie etwas entmutigt auf. "Mist. So geht das nicht." sagte sie, "Aber morgen lass ich mir was einfallen und heute wird wenigstens richtig abgeschlossen. Und vielleicht sollten wir noch was in den Schrank räumen, damit er schwerer ist."

Leicht frustriert ging Ronja zurück ins Wohnzimmer. "Wir sollten ins Penthouse ziehen." schlug Nanni vor. Ronja starrte sie entsetzt an, "Was? Nein! Wir sind doch hier zuhause. Wer soll denn nachts auf unsere Sachen aufpassen?". "Stimmt schon, aber dort wären wir sicherer. Da sind drei Türen zwischen uns und den Plünderern." "Da hast du wohl recht, aber ich häng an meinen Sachen hier. Dort oben würde ich mich schrecklich fühlen." "Na gut, dann lass uns hierbleiben." räumte Nanni ein. Man konnte ihr aber ansehen, dass sie den Gedanken eines Umzugs ins Penthouse noch nicht endgültig aufgegeben hatte.

Ihr heimatliches Klo hatten sie inzwischen auch schon gut durchgespült und daher war das Bad nicht mehr so sehr ein Ort des Schreckens. Weil sie eigentlich genug für einen Tag eingesammelt hatten, beschlossen sie, an diesem Tag nicht mehr im Haus herum zu streifen und schlossen die Tür wie geplant sorgfältig zu, schoben den Schrank davor und beschwerten ihn mit zusätzlichen Dingen, die sie rein räumten.

Beim Kochen der Linsensuppe plagte Ronja wieder ein schlechtes Gewissen, aber zusammen mit einigen der Knäckebrotsscheiben schmeckte sie einfach prima. Zum Abschluss des Tages spielten sie wieder einige Runden Skat und waren abgesehen von der Plünderer-Angst ziemlich guter Dinge. Wegen der unterbrochenen Nacht legten sie sich früh ins Bett und hofften, dass diese Nacht friedlicher verlaufen würde.

16 Ulli

Ulli erwachte von seiner laufenden Nase. Ganz verschlafen wischte er mit dem Ärmel über die Nase, um die Störung wegzubekommen, aber das Ärgernis

war hartnäckig. Dann wurde er von einem kräftigen Nieser durchgeschüttelt und ihm wurde klar, dass ihm sehr kalt war. "Oh nein, nicht auch das noch." dachte er mit dem ersten bewussten Gedanken und steckte seinen Kopf aus der Decke, um sich zu orientieren.

Seine Umgebung sah aus wie an den vergangenen Tagen. Unzählige Leute wuselten umher, schliefen noch oder waren, wie er, gerade mit Aufwachen beschäftigt. In manchen Ecken hatten die Leute es sich sogar ein bisschen gemütlich gemacht und hausten mit der ganzen Familie in dem Zelt. Die hatten es gut, weil immer einer bei den Sachen bleiben konnte, während andere in den Schlangen standen. Darum schleppten wohl auch nicht alle Leute Taschen und Decken mit sich rum.

Wieder wischte Ulli mit dem Ärmel über die Nase, bis ihm klarwurde, was er da eigentlich tat. Nicht mal mehr ein Taschentuch hatte er. Er war wirklich tief gefallen. Verschämt versuchte er den Ärmel zu säubern, aber das half nicht viel. Und seine Nase lief immer noch. All seinen Mut zusammennehmend ging er zu der nächstgelegenen Familiengruppe und fragte schüchtern, ob sie vielleicht ein Taschentuch für ihn hätten. Die Frau war nett und bot ihm gleich eins an. Dann war sie aber sofort wieder mit ihren Kindern beschäftigt, bevor Ulli ihr richtig danken konnte.

Etwas getröstet putzte Ulli seine Nase, die sich leider nicht so anfühlte, als würde sie anschließend Ruhe geben. Auch sein Kopf dröhnte an der Schwelle zum Kopfschmerz und sein Hals fühlte sich beim Schlucken rau an. Wahrscheinlich entwickelte sich da eine heftige Erkältung und er hatte keine Hoffnung auf ein warmes Plätzchen zum Aufwärmen. Hoffentlich würde es tagsüber wärmer werden, damit er sich in der Sonne aufwärmen konnte.

Am liebsten hätte er sich wieder zusammengekuschelt, um wenigstens das bisschen Wärme der Decke zu haben, aber er wollte sich wieder auf die Suche nach seinem Studienkollegen machen. Außerdem rief die Kloschlange. Sein erster Weg führte ihn also zu dem verabredeten Treffpunkt, der aber leer war und von dort aus direkt zur nächsten Schlange. Sein Bündel mit den fünfeinhalb EPAs schleppte er mühsam mit sich und die kratzige Decke hatte er über die Schultern gelegt, um sich zu wärmen.

Während der Wartezeit schaute sich Ulli nachdenklich den Lagerbetrieb an. Wieso war er eigentlich hierher gekommen? In seinem Zimmer wäre es wenigstens ruhig und vertraut. Und er hätte lernen können. Aber anscheinend war man ja in seinen eigenen Wohnungen nicht vor Plünderungen sicher. Irgendetwas lief hier grundverkehrt. Und was machten eigentlich die anderen Münchner, die nicht hier im Lager waren? Rätsel über Rätsel. Er versuchte,

sich vorzustellen, wie er eine solche Katastrophe koordinieren würde, wenn er was zu sagen hätte. Einfach wäre es auf jeden Fall nicht.

Nachdem er endlich dran war, ging er zur Lagerzentrale, denn dort hingen Blätter mit Informationen über die Geschehnisse innerhalb und außerhalb des Lagers. Anscheinend waren die anderen Lagerinsassen fast alle mit anderen Schlangen beschäftigt, denn an den Anschlagtafeln war es relativ leer. Ullis Taschentuch war inzwischen völlig durchtränkt und er beschloss, sich als nächstes irgendwo Nachschub zu besorgen. Die Info-Blätter gaben nicht allzu viel her. Er erfuhr, dass es inzwischen völlig klar war, dass Europa, Nordamerika, Südindien und der gesamte ostasiatische Raum mit Japan, Hongkong und Teilen Chinas von den Anschlägen betroffen seien. Auch in den nichtbetroffenen Ländern gab es teilweise ernsthafte Probleme, weil der Außenhandel und die internationale Kommunikation zum Erliegen gekommen war. Die afrikanische Liga hatte jedoch Hilfslieferungen mit Einfach-Technologie, Nahrungsmitteln und funktionierender Elektronik angekündigt.

Über München erfuhr er, dass Spezialisten an der Wiederherstellung der Strom- und Wasserversorgung arbeiteten, was sich aber als schwierig erwies, weil alle elektronischen Bauteile zerstört waren und es keinen Ersatz gab. Seit gestern wurde versucht, einen älteren Gross-Generator zu reaktivieren, der damit zumindest Teile der älteren Wasserversorgungs-Anlagen wieder mit Strom versorgen könnte und außerdem einige öffentliche Beleuchtungen. Plünderungen waren in fast allen Stadtteilen an der Tagesordnung trotz verstärktem Einsatz der wenigen Militärs, die in München zur Verfügung standen. Die Krankenhäuser waren überlaufen und nahezu handlungsunfähig. Wegen der diesjährigen extremen Dürre im mittleren Osten waren die meisten verfügbaren erfahrenen Hilfskräfte im Auslands-Einsatz, sodass es hier vor Ort an erfahrenen Katastrophen-Spezialisten mangelte. Experten warnten, dass die Notsituation unter Umständen den ganzen Herbst und Winter hindurch andauern könnte, weil der Schaden zu groß sei, um schneller behoben zu werden.

Das klang alles gar nicht sehr erfreulich, bis auf die Hilfslieferungen aus Afrika, was für Ulli irgendwie sehr merkwürdig klang. Ausgerechnet aus Afrika, die noch vor wenigen Jahren am Tropf der Entwicklungshilfe hingen. Aber sie hatten sich recht erfolgreich am Modell Südindien orientiert, wo durch billige Topkräfte eine blühende Wirtschaft entstanden war. Außerdem hatten sie natürlich viel Erfahrung in Basis-Technologie ohne Strom und fließend Wasser. Ulli stellte ich vor, wie ein erfahrener und kompetenter Schwarzafrikaner den hilflosen Münchner Studenten zeigen würde, wie sie die Tretpumpe betreiben sollten und musste schmunzeln.

Er schaute sich um, auf der Suche nach einer Ausgabestelle für Taschentücher, aber so etwas gab es natürlich nicht. Fürs Sanitätszelt fühlte er sich nicht krank genug, blieb eigentlich nur Klopapier, was auch überall knapp war.

Auf der Hauptstraße des Lagers hatte sich inzwischen ein kleiner Markt gebildet. Dort gab es fast alles von Zigaretten über Schokolade, Schnaps, Süßigkeiten, Schmuck bis hin zu Ausrüstungsgegenständen aller Art. Sogar Taschentücher gab es, aber Ulli hatte keinen Cent mehr in der Tasche. Wehmütig schaute er sich die Schlafsäcke an. Einer der Schlafsäcke ähnelte seinem eigenen Schlafsack und er stellte sich sehnsüchtig vor, sich den ganzen Tag hinein zu kuscheln.

Am Treffpunkt waren zwar inzwischen viele Leute, aber nicht sein Studienkollege. Das konnte kein Pech oder Zufall mehr sein, dass er seinen Studienkollegen nie traf. Seine Befürchtung wuchs, dass der Andere ihn betrogen hatte. Aber was konnte er in solchen Zeiten dagegen unternehmen? Wahrscheinlich gar nichts.

Weil sich sein Magen knurrend meldete, setzte er sich an einer relativ ruhigen Stelle hin und aß einen Teil der Kekse und Brote seines offenen EPAs. Mit der Hauptmahlzeit würde er vermutlich bis zum Abend auskommen. Mitten beim Essen entdeckte er plötzlich das Allzweck-Papier, das beim EPA dabei war und schlug sich auf die Stirn. Die ganze Zeit über hatte er relativ brauchbare Taschentücher mit sich rumgeschleppt und sie hatten ihm so gefehlt.

Da saß er nun, fürs erste versorgt und satt, und er fragte sich, was er mit sich anfangen sollte. Hatte es noch Zweck, nach dem Studienkollegen zu suchen? Wahrscheinlich nicht, um ein versehentliches Verfehlen zu beenden, sondern wenn dann eher, um ihn zur Rede zu stellen. Aber wenn der Andere ihn absichtlich übers Ohr gehauen hatte, war er bestimmt schlau genug, hier nicht mehr rumzulaufen. Doch während Ulli das dachte, ließ er seinen Blick durch die Menge schweifen, ob er den Anderen nicht doch sehen würde. Es hatte also kaum Sinn, sich gegen eine weitere Suche zu entscheiden. Er würde wohl automatisch von selbst immer weiter suchen.

Ihn fröstelte etwas, obwohl die Herbstsonne freundlich schien. Das erinnerte ihn daran, dass es bald richtig kalt werden würde. Wenn sie dann immer noch in diesem Zeltlager leben würden, hätten wohl irgendwann alle Erkältung und viele würden mit Lungenentzündung im Zelt liegen. Das waren gar keine guten Aussichten. Doch wie sollte es weitergehen? Hatten die Leiter des Lagers schon konkrete Pläne? Er versuchte, sich vorzustellen, wie die Gesamt-Situation in ganz München wohl aussah. Hier im Lager waren ja nur etwa 10.000 Menschen untergebracht. Es wurden zwar täglich mehr, aber bald würden auch

die Zusatz-Zelte voll sein. Bestimmt gab es auch kleine Lager in Turnhallen, aber was war mit dem Rest? Hockten die alle Zuhause oder waren sie am Plündern? Ob wohl viele Leute gestorben waren? Von Toten war bei den Info-Aushängen nicht die Rede gewesen.

Wie würde er sowas wohl organisieren in Hinblick auf möglichst geringe Schadenssummen? Das Durchrechnen von solchen Szenarios war schließlich sein Hobby, auch wenn er bisher immer viel kleinere Katastrophen durchgerechnet hatte. Aber die jetzige Situation war eigentlich nur deutlich grösser und komplexer; die Grundproblematik war die gleiche. Für das Optimieren der vorbeugenden Sicherheitsmaßnahmen war es natürlich zu spät, relevant war jetzt nur noch die Optimierung der Maßnahmen nach dem Eintritt des Ereignisses. Ziel der Maßnahmen müsste wohl sein, dass möglichst bald wieder jeder in seinem eigentlichen Zuhause wohnen kann und dort Wasser, Nahrung und Wärme zur Verfügung hat. Und dann müsste man sich darum kümmern, dass die Wirtschaft wieder ins Rollen kommt.

Ulli stellte sich vor, was es, abgesehen von den deutlich erkennbaren Problemen wie Strom- und Wasserausfall, für praktische Folgen hatte, dass nahezu alle elektronischen Geräte kaputt waren. Ein Großteil aller Computer und deren Daten würde zerstört sein, ebenso die Maschinen in Fabriken. Das hatte wohl zur Folge, dass nur wenige Firmen überhaupt in der Lage sein würden, irgendwann wieder ihren Betrieb aufzunehmen, selbst wenn der Strom eines Tages wiederkommen würde. Die Welt würde wohl nie wieder so werden, wie zuvor. Nach dem 11. September damals hatten sie das auch gesagt, aber diesmal war es wirklich der Fall. Wie würde die neue Welt wohl aussehen und wie ist der beste Weg dorthin? Gar nicht so einfach. Ulli dröhnte der Kopf. Einerseits von seinen leichten Kopfschmerzen und andererseits, weil die Komplexität der Situation seinen Kopf fast sprengte.

Also schaute er lieber ein wenig in der Gegend umher. Dabei stellte er zum ersten Mal fest, wie bunt durchmischt die Lagerbevölkerung war. Da gab es zwar recht viele Studenten, aber ansonsten gab es Leute jeden Alters und mit den unterschiedlichsten Erscheinungsbildern. Einige sahen so aus, als hätten sie schon vorher draußen gelebt und andere liefen immer noch in teuren Anzügen rum, die inzwischen aber leicht zerknittert aussahen. Fast alle Männer hatten inzwischen einen leichten Bart, der sie wie Angehöriger wilder Horden aussehen ließ. Ulli fasste sich ans Kinn und stellte auch bei sich einen leichten Bartwuchs fest, obwohl er noch recht weich und löcherig war. Er hatte noch nie einen Bart getragen, weil er noch nicht dicht genug wuchs und eigentlich passte so ein Bart auch nicht unbedingt zu einem ordentlichen Mathematikstudenten.

Die warme Sonne ließ ihn dösig werden und so breitete er seine Decke auf einem Wiesenstückchen aus und rollte sich zu einem Nickerchen hinein. Er träumte von seinem Rucksack, der von selber rumhüpfte und immerzu EPAs ausspuckte bis rundherum alles mit EPAs übersät war. Dann schloss sich sein Rucksack einer Gruppe von Leuten an, die alle fleißig am Arbeiten waren. Die Leute nahmen die EPAs und warfen sie wie Frisbee-Scheiben anderen Leuten zu. Nach einer Weile hörte der Rucksack auf, EPAs zu spucken und setzte sich an die Spitze der Leute, die einen Umzug bildeten und riefen "Wir wollen nach Hause."

Erfüllt von dem Gedanken nachhause zu gehen, wachte Ulli wieder auf. Seine Kopfschmerzen waren stärker geworden und seine Nase lief unvermindert. Er wollte nach Hause. Warum war er überhaupt hierher gekommen? Welcher Wahn hatte ihn aus seinem gemütlichen Zimmer getrieben. Nur weil er auf die Schnelle nichts zu essen bekommen hatte, war er weggelaufen. Wie dumm von ihm. Wenn er geahnt hätte, dass er in einem Massenlager landen würde, hätte er vielleicht gründlicher nachgedacht. Hier hielt ihn nichts mehr. Gestärkt durch seinen Entschluss machte er sich auf den Weg zum Ausgang des Lagers. Ob man sich irgendwie abmelden musste?

Im Eingangsbereich angekommen, strömten ihm massenhaft Leute entgegen, die wohl gerade angekommen waren. Ob seine Idee wirklich so gut war? Der Weg nachhause war weit und wer weiß, wie es da draußen aussah. Er stieß auf einen Soldaten, der den Eingang bewachte und dieser schickte ihn zu einer Frau, die etwas abseits mit einem Klemmbrett saß. Die Frau sah Ulli freundlich an und fragte: "Sie wollen das Lager verlassen?". "Ja," sagte Ulli, "ich will nachhause in die Studentenstadt." "Nun, die Studentenstadt ist zwar halbwegs sicher, weil die Kasernen nicht weit sind, aber dort gibt es immer noch kein Wasser und natürlich auch keinen Strom. Haben Sie Vorräte in Ihrem Zimmer?". Als Ulli verneinte, fuhr sie fort: "Das ist nicht so gut, denn dort haben wir noch keine regelmäßige Lebensmittelversorgung eingerichtet und wir wissen auch nicht, wie wir das schaffen sollten. Außerdem ist der Weg sehr weit. Unterwegs müssten Sie durch Plünderergebiet. Das könnte Sie das Leben kosten. Wir haben einfach nicht genug Leute, um die Stadt zu sichern. Und es ist auch schon zu spät am Tag; vor der Dunkelheit würden Sie nicht zuhause ankommen. Wir können Sie natürlich nicht festhalten, schließlich ist das hier kein Gefängnis, aber wollen Sie wirklich riskieren, unterwegs abgemeuchelt zu werden oder zuhause zu verdursten?". "Hm, hm, so hab ich das bisher noch nicht durchdacht. Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht sollte ich morgen früher aufbrechen, wenn ich dann noch will."

Ulli dankte der Frau und ging mal wieder zum Treffpunkt auf der Suche nach seinem Studienkollegen. Er war natürlich nicht da. Anschließend bummelte er die Markstraße entlang und schaute sich wehmütig die Angebote an. Ein Schlafsack wäre wirklich eine feine Sache. Der Schlafsack, der seinem so ähnlich sah, war inzwischen nicht mehr im Angebot. Er putzte sich seine triefende Nase und ging weiter zur nächsten Kloschlange. Dort war er entsetzt über den Zustand der überfüllten Klos, aber er hatte Glück und konnte einige Blätter Papier erwischen, um seinen Naseputz-Vorrat aufzustocken.

Was für ein öder Tagesablauf. Wie gerne würde er stattdessen hinter seinen Büchern sitzen. Mal wieder suchte er sich einen Platz, und guckte in der Gegend rum. Da saß er einfach ein paar Stunden, ratlos, was er sonst mit sich anfangen sollte. In seinem Kopf drehten sich die Fragen über den Sinn des Ganzen im Kreis. Er dachte auch an seine Eltern und deren neuen Hof. Wäre der Anschlag einen Monat vorher gewesen, würde er jetzt dort sitzen und ihnen helfen, den Hof auch ohne Strom winterfest zu machen. Dort war es bestimmt ziemlich in Ordnung, weil seine Eltern sich ja immer auf schlechte Zeiten vorbereitet hatten. Aber jetzt war der Hof weit weg. Zu weit weg, um überhaupt dran zu denken, dort in diesen Zeiten hinzukommen. Hätte er sich doch nur ein bisschen auf den Spleen seiner Eltern eingelassen, als noch Zeit dafür war. Dann würde er hier bestimmt nicht so ziellos rumsitzen.

Als er Hunger bekam, aß er die zweite Hauptmahlzeit seines ersten EPAs, natürlich wieder kalt, wie am Tag zuvor. Danach war nur noch die Schokolade übrig und Kaffee- und Teepulver für die er noch kein heißes Wasser ergattert hatte. Die anderen fünf EPAs hatte er neben sich aufgestapelt und wenn sie auch, außer der Decke, sein einziger Besitz waren, begann er, sie zu hassen. Er musste sie genauso rumschleppen, wie seinen Rucksack, aber so viele Dinge fehlten.

Sobald die Sonne untergegangen war, ging er zu seinem Zelt und machte es sich in seiner Ecke so bequem wie möglich. Längere Zeit konnte er nicht einschlafen, weil es ja eigentlich noch viel zu früh war, also schaute er dem Treiben im Zelt zu, bis ihm irgendwann die Augen zufielen.

17 Fritz

Obwohl die Sonne freundlich ins Zimmer schien, ahnte Fritz schon beim Aufwachen, dass dies ein Tag des Abwartens und der Ungewissheit sein würde.

Das waren beides nicht gerade seine Lieblingsbeschäftigungen. Viel lieber hätte er sein Haus tatkräftig für den Winter vorbereitet, aber das musste noch eine Weile warten.

Also ließ er sich Zeit beim Aufstehen und warf erst mal einen Blick aus dem Fenster, natürlich mit seinem Feldstecher. Auf den ersten Blick war nichts besonderes zu sehen. In den Außenbereichen der Stadt war mehr los als am Tag zuvor; bei genauem Hinsehen konnte er kleine Menschengruppen in den Straßen erkennen. Anscheinend arbeiteten sich die "Bösmenschen", wie erwartet, nach und nach durch die Stadt. Wie lange sie wohl brauchen würden, bis sie bei ihm angekommen waren? Interessant wäre auch gewesen, zu wissen, inwieweit die Plünderer organisiert waren. Einen Fernhörer müsste man haben.

Nachdem er auch noch die Webcams überprüft hatte, ging er in die Küche, um zu frühstücken. Der Kühlschrank gab immer noch einiges her und er musste sich wohl beeilen, alles rechtzeitig aufzuessen. Beim Kaffeetrinken ließ er sich die Situation nochmal gründlich durch den Kopf gehen. Bisher lief eigentlich alles wie erwartet. Viele Menschen hatten sich offenbar in ihre Wohnungen zurückgezogen und andere zogen durch die Straßen und plünderten. Unklar war nach wie vor, ob sich feste Gruppen bilden würden oder ob die Plünderungen mehr spontan verliefen. Da es schon vorher Probleme mit mehreren Gruppen von Spätaussiedlern gegeben hatte, befürchtete er die organisierte Plünderung und vielleicht auch Übernahme der Stadt. Doch dafür fehlten ihm bisher eindeutige Anhaltspunkte.

Für ihn stellte sich aktuell eigentlich nur die Frage, ob er den Tag in seinem Haus oder in seinem Versteck verbringen wollte. Er entschied sich für das Versteck, denn dort könnte er in aller Ruhe ausprobieren, ob er auch alles Wichtige vor Ort hatte, denn jetzt war wahrscheinlich noch genug Zeit, seine Ausrüstung zu ergänzen, falls das nötig sein sollte. Eigentlich hatte er es wohl wirklich sehr gut im Vergleich zu den meisten anderen. Er saß hier und hatte die Wahl zwischen zwei relativ sicheren Orten. Sein Bauch war voll und er hatte genug zu trinken. Er konnte sich echt nicht beklagen.

Fritz packte seine Sachen zusammen in einen kleinen Rucksack und machte sich auf den Weg zu seinem Waldversteck. Sein Zelt und die dort verbliebene Ausrüstung waren unangetastet. Er räumte ein bisschen rum und dann stieg er auf seinen Baum, um mit dem Feldstecher Ausschau zu halten. Von hier oben war der Überblick etwas besser, dafür war alles ein wenig weiter entfernt. In den Straßen sah er wieder mehrere Menschengruppen. Manchmal trafen sich auch zwei Gruppen und vermischten sich oder trennten sich nach kurzer Zeit wieder. Zu gern würde er wissen, was dort genau vor sich ging.

Eine ganze Weile verfolgte er mehrere Gruppen, die seinem Ortsteil am nächsten waren und versuchte abzuschätzen, wie schnell sie vorwärts kamen. Sie gingen in ein Haus nach dem anderen und etwas später kamen sie wieder raus. Schwer bepackt waren sie aber nicht. Nur einmal konnte er sehen, wie ein größerer Gegenstand auf einem Handwagen wegtransportiert wurde. Die kleine Gruppe der Wagenzieher ging in Richtung Neubausiedlung, was Fritz deutlich erleichterte.

Der Wunsch, zu wissen, was da vor sich ging, wurde zunehmend grösser. Er sagte sich, dass er froh sein sollte, nicht da unten sein zu müssen. Wer weiß, was die Leute bei ihren Besuchen in den Häusern machten. Sie brachten bestimmt keine Spenden vorbei. Allmählich bekam er ein Gefühl für den Rhythmus. Nach etwa zwei Stunden konnte er hochrechnen, dass es noch etwa zwei Tage dauern würde, bis die Leute auch nur entfernt in seine Nähe kommen würden, es sei denn, irgendjemand machte einen Abstecher in seine Richtung.

Noch eine Stunde später entschloss er sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Schließlich war er ausgebildet für Spähtrupps in gefährlichen Städten.

Er kletterte vom Baum und vertrat sich erstmal die Füße. Anschließend war ein kleiner Happen zur Stärkung dran. Seinen Revolver verstaute er unter seiner Achsel und sein großes Messer steckte er an den Unterschenkel unter die Hose. Ein kleines Wurfmesser befestigte er unauffällig und griffbereit am Gürtel. Dann fehlte nur noch sein Taschen-Periskop, das er in den Weiten seines Sweatshirts verstaute.

Für eventuelle Überfälle steckte er noch ein älteres Portemonnaie mit etwa 70 Euro und einer Menge Kleingeld ein, das die Hintertasche seiner Jeans deutlich ausbeulte. Dann wussten die Burschen gleich, wo sie sich bedienen mussten und ließen den Rest vielleicht undurchsucht.

Um bei eventueller Beobachtung durch die Anderen nicht zu verraten aus welcher Richtung er kam, schlug er zuerst einen großen Bogen durch den Wald rund um ein Viertel der Stadt. Dann betrat er einen Ortsteil, in dem er heute noch keine Menschengruppen gesehen hatte. Auf den Geraden schritt er zügig, aber nicht hastig aus. An den Kreuzungen peilte er erstmal die Lage, bevor er weiterging.

Die Straßen lagen wie ausgestorben. Im Augenwinkel vermeinte er manchmal Bewegung hinter den Fenstern zu sehen, als würde jemand hinausspähen. Nach etwa einem Kilometer in die Stadt hinein waren die meisten mit Brettern verammelten Haustüren gewaltsam geöffnet und wieder notdürftig verschlossen worden. Hier waren die Plünderer also schon gewesen. Also bewegte Fritz

sich noch umsichtiger vorwärts. Von der Gegend mit dem meisten Betrieb am heutigen Tag, war er aber noch einen weiteren Kilometer entfernt. Er machte einen weiteren Schlenker, der ihn zwar noch etwas mehr Zeit kostete, ihn aber von hinten an die Plünderer-Gruppen rankommen ließ.

Als er sich den Banden näherte, hörte er aus manchen Häusern lautes Schluchzen durch die Fenster schallen. Inzwischen bewegte er sich von Deckung zu Deckung, um möglichst unsichtbar zu sein. An einem Hauseingang sah er, wie ein verängstigter Mann die aufgebrochene Tür so weit es ging verschloss und die Löcher mit Plastikfolie abklebte.

Fritz schlich zwischen den Autos durch, die teilweise immer noch wirr auf der Straße standen. Die meisten waren aber schon notdürftig an den Rand geschoben, wodurch sich ein schöner unübersichtlicher Bereich mit vielen Deckungsmöglichkeiten ergab.

Da, endlich sah er eine der Gruppen aus einem Haus kommen. Einer hielt einen Beutel hoch und ein anderer mehrere Schmuckgegenstände und sie sprangen erfreut in die Luft. Ein anderer herrschte die beiden an und sie gaben sofort Ruhe. Dieser Andere trug relativ unauffällig eine Kalaschnikow an einem Schulterriemen. Einige andere hatten Baseballschläger oder Äxte in den Händen.

Aus einer Seitenstraße kam eine weitere Gruppe von Männern. Der vermeintliche Anführer der ersten Gruppe rief den Neuankömmlingen etwas zu, das Fritz nicht verstehen konnte. Es klang irgendwie russisch. Die anderen kamen unbeeindruckt näher. Der Anführer rief auf deutsch: "Was wollt ihr hier?". Die anderen kamen näher und zückten Messer, die sie angriffslustig nach vorne streckten.

Der Anführer rief mit scharfer Stimme: "Sofort Messer wegstecken und antworten!". Zwei der anderen kamen trotzdem näher und in ihren Augen konnte man auch aus der Entfernung das Glitzern ahnen. Bevor sie in Reichweite der ersten Gruppe kamen, riss der Anführer seine Kalaschnikow rum und mähte die beiden mit einer Salve einfach um. Aufgrund der geringen Entfernung war das Blutbad entsetzlich. Die anderen Mitglieder der zweiten Gruppe traten sofort den beschleunigten Rückzug an und der erste Anführer rief ihnen nach: "Mischt euch bloß nicht wieder in unsere Angelegenheiten ein. Ihr werdet es mit dem Leben bezahlen."

Einer der Männer, die mit einem Baseball-Schläger bewaffnet waren, gab einer der Leichen einen Tritt, sodass sie zum Straßenrand rollte und ein anderer folgte seinem Beispiel mit einem hässlichen Grinsen im Gesicht.

Die erste Gruppe hatte sich gerade wieder etwas reorganisiert, als weitere

Männer einem anderen Haus entströmten. Mit sich zerrten sie eine junge Frau, die sich verzweifelt wehrte. Der vorderste der neuen Männer schwenkte eine Gold-Kette und rief dem ersten Anführer zu: "Für den Chef haben wir hier außer dem Monatsbeitrag noch ein nettes Mitbringsel gefunden. Eine Rot-haarige fehlt ihm noch in der Sammlung."

Fritz war geradezu schockiert, dass sich so schnell mafiöse Strukturen hatten aufbauen können. Das war ja fast wie zu Capones Zeiten. Bestimmt war die Struktur schon lange im Hintergrund gewachsen und konnte sich deshalb so schnell etablieren, als die normale Ordnung zusammenbrach.

Am liebsten hätte er sich sofort auf die Männer gestürzt und die verzweifelt weinende und schreiende Frau gerettet, aber der kleine Rest Vernunft, der sich durchsetzen konnte, riet ihm ganz eindeutig, das nicht zu wagen, weil er und wahrscheinlich auch die Frau innerhalb von Sekunden Hackfleisch sein würden, wenn er sich einmischen würde. Vielleicht könnte er ja später noch was für die arme Frau tun.

Im Prinzip hatte er genug erfahren. Er wartete ab, bis sich die Gangster in Richtung Neubauviertel entfernt hatten, und trat vorsichtig den Rückzug an.

Als er wieder in seinem Waldversteck ankam, war es schon spätnachmittag. Er fühlte sich hier oben momentan besser, als es wahrscheinlich unten im Haus der Fall gewesen wäre, daher kehrte er nach einer kurzen Überprüfungsrunde wieder in sein Versteck zurück.

Seine offenen Fragen waren in der kurzen Zeit mehr als geklärt worden. Die Stadt wurde anscheinend systematisch von einer dominanten Gruppe in Beschlag genommen und ausgepresst. Konkurrierende Gruppen mussten unter der Waffengleichheit leiden und waren wahrscheinlich zum Untergang verdammt. Na prima, Klein-Chicago am Schwarzwald-Rand. Oder war es eher Klein-Moskau? Oder Klein-Warschau? Das würde er bestimmt auch noch herausfinden.

Die Rettung der Frau. Sie ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Da mussten auch noch mehr Frauen sein, wenn er das richtig verstanden hatte. Der Willkür des Chefs völlig ausgeliefert. Was erwartete sie wohl dort? Erfahrungsgemäß hatten es hübsche Gespielinnen außer sexueller Belästigung eher besser, als der Rest der Bevölkerung, was Versorgung mit Nahrung, Wärme und Komfort anging.

Und wenn er sie retten würde? Selbst wenn es klappen würde, sie zu befreien, würden sie eine Flucht durchhalten und wollen? Wo würde er sie dann unterbringen? Mit fünf Frauen im Haus würden hier alle noch vor Weihnachten verhungern. Zu ihren Eltern zurückbringen? Da würden sie zuerst gesucht und

wahrscheinlich die gesamte Familie getötet. In eine andere Stadt bringen? Ja toll, wo ist es gut und sicher, jetzt?

Irgendwie schien es ihm, als hätte er den traurigen jungen Damen nicht andeutungsweise genug zu bieten, um eine Rettung rechtfertigen zu können. Und den Familien wollte er auch nicht noch mehr schaden, als es sowieso schon geschah. Manchmal hatten die Familien von Mätressen ja sogar diverse Vorteile in puncto Grundversorgung.

Äußerst frustriert machte Fritz sich eine Suppe warm und merkte kaum, was er da aß.

Wozu hatte er sich so gut vorbereitet, wenn er doch niemand helfen konnte? Warum war er der Übernahme der Stadt gegenüber so völlig hilflos?

Er kletterte wieder auf den Baum und starrte über die Landschaft, bis es völlig dunkel war. Dann legte er sich in sein Zelt, ohne noch ein Licht anzuzünden. Lange Zeit konnte er nicht schlafen und die immer gleichen Fragen kreisten durch seinen Kopf. Am Ende blieb nur die große Frage "Was kann ich tun?", die ihn bis in den Schlaf hinein begleitete.

18 Eva

Der Zusammenbruch war jetzt schon sechs Tage her. Man könnte aber auch sagen, dass er erst sechs Tage her war, denn ich hatte mich schon fast daran gewöhnt, morgens erstmal ein Feuer im Ofen anzumachen, um Kaffee und Tee zu kochen. Als ich dem Feuer beim Auflodern zusah, wurde mir bewusst, dass ich eigentlich das Gefühl hatte, schon ewig in der veränderten Welt zu leben.

Dabei war Vieles so neu, zum Beispiel die Hühner und Kaninchen. Die wollte ich heute unbedingt mal richtig kennenlernen. Schließlich hatte ich sie bestellt und Felix hatte bisher den meisten Kontakt und die meiste Arbeit damit gehabt. Also ging ich nach dem Frühstück gleich in den Hof, um den Tieren einen Besuch abzustatten.

Der Hahn war wohl noch nicht in der Blüte seiner Manneskraft, aber er hatte schon schillernde grüne und blaue Federn und sein Kamm schwoll sichtbar rot an. Die drei Hennen sahen aus wie normale Hennen, wenn auch noch relativ klein. Ich fing gerade an, über Namen nachzudenken, als mir einfiel, dass man Tieren, die man vielleicht schlachten will, besser keine Namen geben sollte. Also ließ ich das mit den Namen sein und gab ihnen stattdessen ein paar Handvoll Körner. Ob ich sie wirklich schlachten wollte, würden wir sehen, wenn es

soweit war, aber sicherheitshalber besser ohne Namen.

Aufgeregt gackernd stürzten sich alle vier auf die Körner und pickten sie auf. Bald wollten wir einen Futterautomat bauen, bei dem sich die Hühner, immer wenn sie Hunger haben, selbst bedienen können. Aber das hatte bestimmt noch ein paar Tage Zeit.

Die Kaninchen hockten alle in ihrem Haus. Als ich ihnen jedoch etwas Grünfutter ins Gehege legte, kamen sie nach und nach herausgekrochen und knabberten an den grünen Blättern. Sie sahen sehr kuschelig aus und weil der Bauer gesagt hatte, dass es auch Kaninchen, die als Nahrung gehalten werden, gut tut, gestreichelt und herausgenommen zu werden, hielt ich vorsichtig meine Hand in den Stall, damit sie sich daran gewöhnen konnten. Sie kamen an und schnupperten an der Hand und nach einer Weile fraßen sie auch Löwenzahnblätter direkt aus der Hand. Am Schluss streichelte ich sie noch ein wenig und das schien ihnen zu behagen.

Felix kam in den Hof und mit vereinten Kräften trugen wir beide Ställe in den Garten, wo wir die Kaninchen auf ein Stück Wiese stellten, das wir noch nicht gemäht hatten. Dort konnten sie das Gras direkt fressen und wir brauchten es nicht extra mähen. Den Hühnerstall stellten wir auf ein kürzlich abgeerntetes Gemüsebeet, wo noch die Pflanzenreste und Unkraut standen. Die Hühner konnten die Pflanzen und eventuelle Schadinsekten fressen und ordentlich auf dem Beet scharren. Dadurch sparten wir uns das Unkrautjäten und hatten zudem noch stickstoffhaltigen Dünger auf dem Boden, der über den Winter kompostieren konnte. Auf diese Weise wollten wir die Ställe von Platz zu Platz wandern lassen, solange es draußen noch warm genug war. Den Winter sollten sie dann auf dem geschützten Hof in Hausnähe verbringen.

Weil wir sowieso schon draußen im Garten waren, schnitten wir noch eine Menge Gras an den entfernteren Stellen, um es dann auf dem Hof zu trocknen. Das Heu, das schon auf dem Hof lag, war schon recht gut getrocknet, dafür dass es erst einen Tag dort lag. Wir wendeten das angetrocknete Heu mit den Heugabeln und warfen es dabei auflockernd in die Luft, wie wir es schon oft bei Kleinbauern gesehen hatten. Jetzt freute ich mich, dass wir so einen großen Hof hatten, denn dadurch war genug Platz für unsere Trocknungs-Aktion. Vorher war mir der Hof oft zu groß vorgekommen. Aber jetzt würde er wohl manchmal sogar knapp werden.

Ich versuchte mir vorzustellen, wie wir wohl nächstes Jahr um die Zeit leben würden. Wahrscheinlich wären wir dann schon sowas wie Kleinbauern, wenn auch mit immer noch recht wenig Erfahrung. Wie viel von der Technik bis dahin wohl wieder nutzbar war? Unser Notfall-Netz würde bis dahin bestimmt

noch ordentlich anwachsen. Und wir würden natürlich auch elektrisches Licht usw. haben. Hatten wir ja schließlich jetzt schon, wenn wir wollten. Aber für Stadtbewohner sah das bestimmt ganz anders aus. Möglicherweise würden die richtig harten Zeiten sogar erst später kommen, wenn die vorhandenen Nahrungsmittel-Vorräte landesweit verbraucht waren und die Bauern ohne die moderne Technik keine richtigen Ernten einbringen konnten. Die Vorstellung grauste mich und ich dachte lieber wieder daran, dass unser Gemüsegarten bis dahin bestimmt schon zweihundert Quadratmeter groß sein würde, zusätzlich zu den Gewächshäusern, deren zweihundert Quadratmeter wir dann wohl auch voll nutzen würden. Dann hatten wir auch Platz für ausreichend Kartoffeln und Zwiebeln, die bisher mengenmäßig immer zu kurz gekommen waren.

Der Topinambur wucherte sowieso wild und fröhlich vor sich hin. Wir sollten dennoch im Laufe des Herbstes die Knollen noch etwas verbreiten, damit nächstes Jahr doppelt soviel plünderfestes Knollengemüse wachsen würde, als normalerweise der Fall gewesen wäre. Sowieso war bald Topinambur-Ernte und diesmal würden wir ihn wohl auch richtig ernten. In anderen Jahren waren wir nicht so wild auf die süßlichen Knollen und daher ernteten wir immer nur ein paar davon und ließen den Topinambur ansonsten wild wachsen. Aber dieses Jahr war alles anders.

Je länger ich über den Garten nachdachte, desto klarer wurde mir, dass wir in den nächsten Tagen unbedingt eine neue Gartenplanung machen mussten, denn unsere bisherigen Pläne mit der allmählichen Eroberung des Terrains waren jetzt ja weitgehend unbrauchbar.

Als nächstes war erstmal wieder Zeit für unser Netz. Seit vorgestern hatte ich nicht mehr reingeschaut, aber Felix hatte es natürlich die ganze Zeit über im Auge. Obwohl ein guter Tag für die Arbeit an frischer Luft war, waren außer uns fünf Leute im Chat. Diese fünf waren inzwischen schon fast sowas wie Stammgäste, zusammen mit etwa zehn anderen, die zur Zeit wohl woanders am arbeiten waren. Fast alle lebten in mehr oder weniger großen Häusern in eher ländlicher Gegend, also ähnlich wie wir. Natürlich waren sie unterschiedlich gut vorbereitet, aber gemeinsam war allen, dass sie soweit vorgesorgt hatten, dass sie noch funktionierende Computer, Funk und eine kleine Stromversorgung hatten. Da das ja schon eine ganze Menge ist, und nur wenige besonders Verrückte soweit gingen, hatten die meisten natürlich auch einiges an Nahrungsvorräten und eigene Gemüse-Gärten. Manche lebten sogar schon seit Jahren vollständig als Selbstversorger. Von denen konnten wir anderen noch einiges lernen.

Die Foren kamen auch allmählich in Bewegung, denn gerade wenn man nicht

ständig online ist, ist es sehr praktisch, wenn man zeitversetzte Kommunikation betreiben kann. Im Tierhaltungs-Forum erzählte ich von unseren neuen Kleintieren und bat um weitere Tipps für junge Hühner und Kaninchen. Natürlich standen die wichtigsten Infos schon lange in unserer Datenbank und in mehreren unserer Bücher, aber Tipps von lebenden Menschen sind immer wieder Gold wert.

Im Chat kamen wir ins Gespräch über Plünderer. Bei den meisten war es bisher ruhig. Nur einer, der Franzl, der am Rand einer Kleinstadt lebte, erzählte, dass bei ihm schon Plünderer gewesen waren, aber dass es weitgehend glimpflich abgegangen sei. Sie hatten natürlich die wichtigsten Sachen versteckt und ein paar unwichtige Dinge, wie kaputte, aber neu aussehende Hifi-Geräte als Lockangebot in erreichbare Nähe gestellt. Die Plünderer waren wohl schon ermüdet von ihrem Beutezug gewesen, auf jeden Fall hatten sie sich anstandslos mit ein paar rumliegenden Geldscheinen und den kaputten Geräten begnügt und waren wieder abgezogen. Die Frau des Hauses hatte vor lauter Angst jedoch fast einen Nervenzusammenbruch erlitten und die Kinder hatten auch sehr darunter gelitten, stundenlang ganz leise im Keller zu hocken. Mit Grausen stellte ich mir so eine Situation vor und auch wenn es gut ausgegangen war, war ich alles andere als scharf darauf, so etwas auch zu erleben.

Felix ging nach einer Weile in den Hof, um Holz zu hacken, denn wir hatten noch viel Holz, das auf die Axt wartete. Glücklicherweise hatten wir in der Küche den Vielzweck-Ofen, der auch dicke Hölzer schluckte, darum mussten wir nicht alles nochmal nachspalten. Der Holzbauer hatte das Holz schon grob gespalten angeliefert. Wie gut, dass wir schon im Frühling das Holz gekauft hatten. Auf die Weise war es recht billig gewesen und es konnte den Sommer über gut trocknen. Jetzt war Holz bestimmt erheblich teurer und vor allem in trockener Form knapp bis zur Schmerzgrenze.

Ein neuer Chatter betrat den Raum. Bisher hatte ich ihn erst einmal im Chat erlebt. Er war wohl bisher der einzige, der mitten in der Großstadt saß und nicht im eigentlich Sinne ein Survival-Fan war. Sein bisheriges Interesse lag vorwiegend im Bereich Amateur-Funk, Elektronik-Bastelei und Internet und er hatte einen Alukisten-Fimmel. Diesen Alukisten war es zu verdanken, dass die meisten seiner Geräte sowohl den großen zentralen, als auch die späteren lokalen EMP-Schläge überstanden hatten. Damit war er in Frankfurt vielleicht der einzige Privatmensch, der über die nötige Ausrüstung verfügte, um mit uns in Kontakt zu treten. Die Frequenz über die unser Notfall-Netz lief, hatte er sich irgendwann mal mehr aus Langeweile aufgeschrieben. Das hatte er bei seinem letzten Besuch im Chat erzählt.

CityGuy: hi folks

Eva: Hi CityGuy :-)

Franzl: Hi CG, auch mal wieder im Lande. Was macht das Citylive?

CityGuy: grauslich, grauslich sag ich euch. echt nicht zu empfehlen. der pizza-service ist ausgefallen, die speisekammern leer und ich hab einen scheiss-durst. die plünderer werden immer dreister und kommen jetzt auch schon tagsüber in die wohnungen. fast alle hier sind irgendwo hin geflohen. keine ahnung wohin.

Eva: Ohje *troest* Geh doch mal in die geplünderten Wohnungen, wenn es mal ruhig ist. Meistens wird da einiges übersehen, weil Plünderer ja meistens Wert-sachen suchen und die gefüllten Gießkannen in Ruhe lassen.

CityGuy: gute idee, werd ich mal machen, wenn's wieder ruhig ist.

Franzl: Wenns regnet, kannst du auch das Wasser mit einem aufgespannten Müllsack sammeln und durch ein Loch in der Mitte in einen Topf leiten.

CityGuy: auch gut. leider scheint hier die sonne. ein bisschen regen würde vielleicht auch den plünderern die lust nehmen.

CityGuy: aber die größte kacke hab ich noch gar nicht erzählt. meine autobatterie mit der ich den krempel hier betreibe, nähert sich ihrem ende. ich hab vielleicht nur noch für ne viertelstunde saft. dann bin ich weg vom fenster.

Eva: Du hast aber echt schwer. Hast du eine funktionierende lichtmaschine?

CityGuy: ja, hab ich, wieso? mein auto ist natürlich kaputt. aber die lichtmaschine war vorher noch prima. und die batterie auch, bis jetzt.

Eva: Und hast du ein Fahrrad?

CityGuy: klar, hab ich, wenn auch selten benutzt. was hat das jetzt mit meiner batterie zu tun? aaah, mir dämmerts. du meinst, mit dem fahrrad die lichtmaschine antreiben?

Eva: Ja, genau. Verbinde das Fahrrad mit der Lichtmaschine und lade damit deine Autobatterie auf. Einen geeigneten Spannungswandler hast du ja anscheinend, sonst wärst du nicht hier.

Franzl: In der Datenbank gibt es dazu eine Bauanleitung. Müsstest du als Bastler leicht hinkriegen. Einfach unter Fahrradgenerator suchen.

TopiFriend: Is natürlich tierisch ineffektiv so ein fahrrad-generator, aber das kannst du dir bestimmt denken. Is aber besser als nix.

CityGuy: ist ja echt geil eh. das könnte meine rettung sein.

Franzl: Und denk mal über einen Umzug aufs Land nach. Städte sind zur Zeit echt ungünstig.

Eva: Du kannst ja eine Anfrage ins Wohn-Forum stellen. Vielleicht gibt's ja jemand in deiner Nähe, der Platz hat.

CityGuy: oh, mist. sie kommen schon wieder. ich geh mal auf tauchstation.

vielleicht bis bald.

TopiFriend: Machs gut und halt die ohren steif.

Franzl: Tschau, ich drück die Daumen.

Eva: Alles Gute, CityGuy. Meld dich wieder. Und besorg dir was zu essen und zu trinken.

Und dann war CityGuy weg.

Wir unterhielten uns noch eine Weile über die dramatischen Ereignisse und Franzl zündete sogar extra eine Kerze an für den CityGuy und alle anderen, die jetzt in ähnlichen Situationen waren. Das hielt ich für eine gute Idee und zündete auch eine Kerze an. Dann holte ich Felix von draußen und erzählte ihm von CityGuy und zeigte ihm das Chat-Protokoll. Wir hielten dann mit den anderen Chatteilnehmern eine Art gemeinsamer Daumendrück-Runde, verbunden durch unser dürftiges Netz.

Natürlich dachte ich bei dieser Gelegenheit auch an unsere Kinder, die jetzt weit weg ohne Kontakt zu uns klarkommen mussten. Mir war gar nicht wohl bei dem Gedanken. Nur bei Fritz war ich mir halbwegs sicher, dass er sich erfolgreich durchschlagen würde. Aber die beiden anderen hatten in ihren Großstädten so viel schlechtere Bedingungen und hatten auch kaum je Interesse für Survival-Dinge gezeigt. Und dann sogar noch mit der kleinen Anna. Mir war gar nicht wohl bei den Gedanken und ohne, dass ich etwas dagegen tun konnte, liefen mir die Tränen aus den Augen.

Den anderen war es wohl ähnlich gegangen, denn nach der Daumendrück-Minute, die in Wirklichkeit fast fünf Minuten gedauert hatte, verabschiedeten sich alle Chatter ziemlich schnell, um sich wieder ihren Arbeiten zu widmen. Auch wir brauchten ein bisschen Bewegung, um die schweren Gedanken zu lockern.

Ich ging in den Garten und fing einfach schon mal an, dem bisherigen Gemüse-Garten ein neues Stück aus der Wildnis hinzuzufügen. Dazu schnitt ich erstmal die wuchernden Pflanzen mit einer großen Rasenschere und dann schnappte ich mir die Grabgabel, um den störrischen gut durchwurzelten Boden zu beackern. Eigentlich war der Boden zu trocken für diese Art von Wildwurzeln-Kampf. Besonders zäh und hartnäckig erwiesen sich in diesem Bereich die Efeuranken und -wurzeln, mit denen ich schon in meinem früheren Garten immer hart zu kämpfen gehabt hatte. Aber diese Art von Tätigkeit war in diesem Moment genau das Richtige für mich, denn gegen irgend etwas wollte ich kämpfen. Da bot sich das Unkraut als dankbares Opfer an.

Nachdem ich etwa zwei Quadratmeter bezwungen hatte, streckte ich den schmerzenden Rücken und beschloss, dass es genug des Kampfes für einen Tag

war. Zur Abkühlung stieg ich in unsere Tauch-Tonne, die ich im letzten Frühjahr endlich aufgestellt hatte, denn ich liebe es, in kaltes Wasser zu tauchen. Nach ein paar Prustern ging es mir schon deutlich besser und ich ging in die Küche, weil ich inzwischen einen Bärenhunger hatte. Dort traf ich auf Felix, der sich auch ausgetobt hatte und schon dabei war, eines der letzten Gerichte aus der Kühltruhe aufzuwärmen.

Dankbar setzte ich mich an den Tisch und freute mich auf das lecker duftende Essen. Als es dann auf dem Tisch stand, stiegen mir wieder die Tränen in die Augen, denn sofort fielen mir CityGuy, unsere Kinder und all die anderen Menschen in Not ein. Und ich schämte mich fast, so reichlich lecker Essen vor mir zu haben. Aber es war nicht mehr so schlimm wie vor dem Umgraben.

"Was kann man denn so verlorenen Städtern empfehlen? Würdest du so einen hier aufnehmen? Wohl eher nicht?" fragte ich Felix, nachdem wir das schmackhafte Essen schweigend gegessen hatten. "Ne, ganz bestimmt nicht einfach so. Wir haben äußerstenfalls Platz für unsere Kinder und Anna, und wenn die alle kommen, wird sogar das ein verdammt knappes Rennen. Wir haben ja eigentlich nur für uns genug, um locker durchzukommen. Und jemand hier rein lassen, den wir gar nicht kennen? Kommt gar nicht in Frage. Tipps kann er kriegen und in der Datenbank nachlesen." Ich nickte, denn ich hatte nichts anderes erwartet und es stimmte ja auch, vernünftig betrachtet. Aber dennoch starrte ich ihn wohl so traurig an, dass er noch sagte: "Vielleicht kann man ja mittelfristig in den Dörfern noch Häuser bauen oder umbauen, wenn es dort gut läuft. Die Dörfer werden sowieso Zulauf kriegen ohne Ende."

Das tröstete mich ein wenig, aber nicht so ganz. Am liebsten würde ich die ganze Welt retten, aber wir konnten wohl bestenfalls uns oder die engste Familie retten und selbst das war nicht sicher. Am liebsten hätte ich zu diesem inneren und äußeren Konflikt gleich einen Beitrag ins allgemeine Forum gestellt, aber dann traute ich mich nicht, weil ich nicht die erste sein wollte, die anspricht, dass man niemanden aufnehmen kann und will, um die eigene Haut zu retten.

Eigentlich war mir dieser Zwiespalt schon seit vielen Jahren bewusst und ich hatte mich immer davor geграust. Aber jetzt war die Situation in greifbare Nähe gerückt. Wir wohnten zwar zu weit weg für den CityGuy, aber wer weiß, wann der nächste kommen würde, der dann zu uns fliehen wollte.

Nach der verspäteten Mittagspause gab es noch viel zu tun und nach dem Versorgen des Gartens und der Tiere gesellte ich mich zum Holzhacken dazu und zusammen schafften wir noch einen ordentlichen Haufen Ofenholz. Felix warf es dann durch das Loch auf den Holzboden, weil er besser werfen konnte

als ich, und ich räumte die Haufen, die ich aus der Wurfzone geholt hatte, möglichst ordentlich auf den Holzstapel, wo die Scheite auf ihren Einsatz warteten. Die Stapel waren schon kräftig angewachsen. So viel kleingehacktes Holz hatten wir hier vorher noch nie gelagert, denn moderne Heizungen machen in guten Zeiten deutlich weniger Arbeit. Unsere Arbeitskraft hatten wir vorher lieber in die Firma gesteckt, denn das war unterm Strich billiger. Gewesen. Jetzt war alles anders.

Beim Holzhacken hat man natürlich auch massig Zeit zum nachdenken, was ich auch notgedrungen tat, denn mein Kopf ließ mir sowieso keine Ruhe. Aber das Hacken half dabei, die Gedanken zu bewältigen. Als die Sonne sich dem Untergang näherte, taten mir nicht nur mein Rücken, sondern auch die Hände weh, aber das war ganz gut so, denn dann spürte ich wenigstens, dass ich ordentlich was geschafft hatte im Kampf um das Leben in der neuen Welt.

Noch vor dem Duschen und Essen eilten wir ins Büro, um zu sehen, ob der arme Kerl aus Frankfurt sich wieder gemeldet hatte. Wir hatten Glück. Im allgemeinen Forum stand ein kurzer Beitrag, in dem stand: "alles roger. tretmühle läuft halbwegs. muss noch weiterbasteln. bis bald.". Einer der aktuellen Chatbesucher, der heute mittag nicht dagewesen war, hatte CityGuy auch kurz im Chat erlebt, aber CityGuy war nur wenige Minuten online gewesen. Die Plünderer waren wohl weitergezogen.

Für den Moment war das sehr erleichternd, aber mir war durchaus bewusst, dass das am Grundproblem gar nichts änderte. Ich schrieb noch eine aufmunternde Antwort auf CityGuys Beitrag und Felix steuerte ein paar hilfreiche Links zur Datenbank-Themen bei, die CityGuy dann bei seinem nächsten Besuch auf dem Server finden konnte, auch wenn wir gerade nicht im Büro waren.

Für diesen Tag hatte ich mich genug verausgabt, um, trotz der nagenden Sorgen um die Welt, bald ins Bett zu gehen. Felix ging es wohl nicht anders, denn auch er ging früher als sonst ins Bett. Kurz vor dem Einschlafen fiel mir noch ein, dass ich ja eigentlich an diesem Tag den zukünftigen Garten planen wollte. Und dann dachte ich, dass ich vielleicht besser für sechs Personen, als für zwei Personen planen sollte und der zukünftige Garten blähte sich in meiner Vorstellung ganz enorm auf. Mir wurde klar, wie viel Land da noch der Wildnis entrissen werden musste. Und so sah ich mich umgraben und umgraben und umgraben bis ich in den Schlaf glitt und dort noch viele Stunden weiter umgrub, als wollte ich die ganze Welt umgraben.

19 Ronja

Das erste Mal seit Tagen gab es ein richtiges Frühstück. Anna mümmelte schon an ihrem Müsli mit Milch, während Ronja draußen noch den Kaffee kochte. Der kurze Blick über die Balkonbrüstung hatte gezeigt, dass da unten inzwischen zwei weitere Leichen lagen. Das Plünderer-Lager sah leerer aus als vorher und Ronja konnte mehrere Leute sehen, die mit schweren Bündeln beladen, die Straße entlang zogen. Wo sie wohl hinzogen? Gab es verlockendere Gegenden? Egal wohin sie gingen, Ronja freute sich über jeden Plünderer, der die Gegend verließ.

Zufrieden setzte auch Ronja sich an den Tisch zu ihrem Kaffee. Anna fragte: "Wann gibt es endlich wieder Schule? Ich will die Kinder wiedersehen und weiter schreiben lernen." "Oh, das kann noch eine Weile dauern, aber du hast recht: Du solltest etwas lernen." antwortete Ronja. "Wir sollten mit dir Schule spielen. Nanni was kannst du denn unterrichten?" "Ähem, das kommt aber plötzlich. Vielleicht könnte ich Kunst und Musik übernehmen und vielleicht auch Sport. Naja und wenn's was ernsthaftes sein soll, vielleicht noch englisch." "Au ja, au ja, klasse! Ich will Englisch lernen." jubelte Anna. Ronja sagte: "Da haben wir ja schon eine ganze Menge Fächer zusammen. Ich übernehm dann Lesen, Schreiben und rechnen. Wie wär es zuerst mit schreiben, dann englisch, dann rechnen und am Schluss Musik, Sport oder Kunst?"

Damit waren alle einverstanden. Anna genoss es sichtlich, dass sich gleich zwei "Lehrerinnen" um sie kümmerten, denn Nanni hatte sowieso nichts Besseres zu tun, also blieb sie auch beim Schreiben und Rechnen dabei. Da Anna gerade erst in die zweite Klasse gekommen war, hatte sie als wissbegieriges Kind noch sehr viel Spaß am Lernen. Außerdem war das Lernen im Einzelunterricht viel interessanter und ging schneller, weil das Tempo genau ihren Fortschritten entsprach. Nach einer guten halben Stunde hatte sie schon den Stoff von zwei normalen Deutschstunden durchgemacht.

Weil die Fortschritte so gut waren, verbrachten sie den Rest der Schreibstunde mit einer Fortsetzungsgeschichte. Ronja fing an und erzählte drei Sätze. Dann war Anna dran, die Geschichte fortzuführen. Den Schluss machte Nanni und dann war wieder Ronja dran. Die Geschichte entwickelte sich sehr drollig und nahm manch überraschende Wendung, dadurch, dass sie immer wieder von jemand anders weitererzählt wurde.

Wenn Ronja und Nanni an der Reihe waren, schaute Anna ganz verträumt in die Luft und man konnte ihr so richtig ansehen, wie sie die Bilder der Geschichte vor sich sah. Kaum war Ronja fertig mit ihrem letzten Satz, entstand

eine kleine Pause und ein Ruck ging durch Annas Gesicht, die Augen blickten lebendig umher und dann sprudelte sie ihren Teil der Geschichte hervor. Das war faszinierend anzusehen. Die Fortsetzungsgeschichte machte soviel Spaß, dass sie eine gute Stunde damit verbrachten, was ursprünglich gar nicht vorge-sehen war.

Schließlich bekamen sie jedoch einen trockenen Mund vom vielen Erzählen und machten eine Kaffee- und Limopause. Danach kam englisch dran und Anna war wieder voller Begeisterung. Die Schulstunden waren wirklich eine gute Idee gewesen, dachte sich Ronja, als sie den beiden anderen beim eng- lisch-sprechen zuhörte.

Nach der Englisch-"Stunde", die sich bis zum Mittag hinzog, ging Ronja wieder auf den Balkon, um ein Essen warm zu machen. Erstaunt sah sie, dass unten zwischen den Häusern fast keine Leute mehr waren. Die ganze Gegend schien verwaist zu sein. Wieder drinnen erzählte Ronja diese Neuigkeit den beiden anderen. Nannis Augen leuchteten auf und sie fragte: "Glaubst du, wir könnten mal wieder aus dem Haus gehen und schauen, was draußen los ist?" "Tja, das habe ich mich auch schon gefragt. Vielleicht sollten wir noch ein bis zwei Stunden abwarten, um zu schauen, wie es sich entwickelt." antwortete Ronja. Anna war auch ganz aufgeregt, bei der Idee, endlich mal wieder das Haus zu verlassen.

Eine Rechen-Stunde später lag die Umgebung immer noch verlassen da und die Unruhe und Neugier trieb alle drei nach draußen. Also verschlossen sie ihre Wohnung so gut wie möglich und schauten auf dem Weg nach draußen noch kurz bei Frau Walther vorbei, die sich über das Wasser und eine Packung Brot sehr freute.

Dem Treppenhaus konnte man deutlich ansehen, dass hier die Vandalen unterwegs gewesen waren. An den Rändern häufte sich der Abfall und der Dreck von den Schuhen hatte sich zu einer hässlichen Schmiere verbunden. Davon ließen sich die drei aber nicht abschrecken und spähten vorsichtig in den Ein- gangsbereich, als sie unten angekommen waren. Dort war alles ruhig und die Haustür stand offen. "Die könnte man auch mal richtig zu machen, gegen die nächtlichen Räuber." dachten Ronja und Nanni wohl gleichzeitig, denn ihre Hände trafen sich am Türgriff. Also schlossen sie die Haustür doppelt zu, damit nur Besitzer von Schlüsseln oder kräftigen Knüppeln Zutritt hatten.

Der Platz zwischen den Häusern lag tatsächlich leer vor ihnen. Die drei Lei- chen konnte man hinter niedrigen Büschen noch erkennen, aber nur, wenn man genau hinschaute. Es roch nach kaltem Feuer und Exkrementen.

An der Anschlagtafel in der Mitte zwischen den Häusern, an der sonst für den

Seniorentreff geworben wurde, konnte man einen neuen Zettel sehen. Sie gingen hin, um den Zettel in Augenschein zu nehmen. Der neue Anschlag war groß, schlecht gedruckt und besagte, dass auf dem Gelände der Grundschule ein Auffanglager mit Notversorgung aufgebaut wurde.

Nanni und Ronja sahen sich an und schüttelten beide gleichzeitig mit den Köpfen. Dorthin, wo die Plünderer gezogen waren, wollten sie auf keinen Fall freiwillig hin. Der Anschlag klärte aber, wohin sich die Plünderer offensichtlich verzogen hatten. Nach kurzem Überlegen, entschieden sich die drei, mal einen Ausflug zum Einkaufszentrum zu wagen, ob dort noch etwas nützliches übriggeblieben war.

Das Einkaufszentrum lag nur ein paar Straßen weiter und lag genauso verlassen da, wie die Wohnhäuser. Zuerst gingen sie in den Supermarkt und stiegen vorsichtig über die zersplitterten Scheiben der Eingangstür. Im Supermarkt war es fast dunkel und Ronjas sicherheitshalber mitgebrachte Taschenlampe warf breite Kegel auf leergeräumte Regale und teilweise umgeworfene Sonderangebots-Ständer. Der Oberkörper samt Kopf eines Kundenservice-Beraters aus Pappe lugte schief aus einem Haufen mit umgeworfenen Körben und gab der Szenerie ein gespenstisches Aussehen.

Die drei schritten die Gänge ab und waren erstaunt, wie leer ein Supermarkt sein konnte. Im Delikatessen-Regal gab es noch ein paar Gläser mit eingelegten Peperonis und Auberginen. Anna entdeckte am Fuß des ehemaligen Nudelregals unter leeren Packungen eine fast unbeschädigte Packung Spaghetti-Gericht und drückte ihre Beute fest an sich.

An mehreren Stellen waren Tüten aufgeplatzt und so war der Boden stellenweise voller Mehl und Zucker. Erstaunlicherweise waren noch zwei Tüten mit Tellerlinsen und drei Tüten mit weißen Bohnen übrig. Anscheinend wussten die Menschen heutzutage nicht mehr, was man mit trockenen Hülsenfrüchten anfangen kann. Ronja packte die Tüten sorgfältig in ihre Tasche.

Sonst gab es aber nicht viel zu finden im Supermarkt, daher gingen sie in die Lagerräume, als sie feststellten, dass die Tür zum Lager aufgebrochen war. In den Lagerräumen lag auch alles durcheinander. Am Ende eines Ganges führte eine Treppe in den Keller. Obwohl es ein bisschen unheimlich war, so tief in das dunkle Gebäude vorzustößen, trieb die Neugier die drei nach unten. An einer Wand stapelten sich mehrere Alukisten. Eine davon war aufgebrochen und handliche elektronische Geräte quollen heraus. Anscheinend waren diese Geräte uninteressant, denn sonst wären sie wohl längst weg gewesen. Ronja nahm eines der Geräte in die Hand und betrachtete es von allen Seiten. "Sieht aus wie ein Handscanner." sagte Nanni. "Hm ja, könnte sein. Ob das schon die

modernen Geräte für die Abrechnung per RFID sind?" entgegnete Ronja.

Über die zunehmende Einführung von RFIDs war in letzter Zeit viel in den Medien berichtet worden. Die Produkte hatten schon längere Zeit die winzigen Minichips gehabt, die sie eindeutig kennzeichneten, so wie es auch die Barcodes schon lange vor der breiten Einführung der Barcode-Kassen gab. Bei den RFIDs stand die Nutzung im großen Stil kurz bevor. Dadurch, dass jeder Artikel seine persönliche Nummer hatte, die ohne Optik und Berührung gelesen werden konnte, konnten Supermärkte mehr und mehr automatisiert werden. Diese Geräte dienten wohl so Zwecken wie Inventur. Ronja drückte auf die Knöpfe des Gerätes, aber nichts passierte. "Da ist bestimmt keine Batterie drin." meldete sich Anna und zog ein Päckchen mit Batterien aus der Alukiste, die sie inzwischen mit kindlicher Neugier inspiziert hatte.

Ronja setzte die Batterien in das Gerät und prompt leuchtete das Display auf und es piepste. "Spaghetti-Gericht - 0,49 Euro - haltbar bis: 31.8.2015 - Nettogewicht: 397 gr - mehr..." stand auf dem Display. Verwirrt drehte Ronja den Scanner in eine andere Richtung und plötzlich konnte man lesen: "Tellerlinsen - 0,99 Euro - haltbar bis: 3.5.2016 - Nettogewicht: 500 gr - mehr..."

"Schaut mal, schaut mal. Das ist ja erstaunlich." rief Ronja aus und zeigte den anderen ihre Entdeckung. "Das ist ja eine Art Essens-Ortungs-Gerät. Wie praktisch." Sie hielt den Scanner auf die Kiste mit den anderen Scannern und man konnte lesen: "Handscanner - Nicht zum Verkauf bestimmt".

Die anderen beiden wollten das Scannen auch unbedingt ausprobieren und so ging das Gerät von Hand zu Hand, bis Anna auf die Idee kam, für jeden einen Scanner mit Batterien zu bestücken. Und so probierten sie eine Weile mit den Scannern rum, der noch etliche zusätzliche Einstellungsmöglichkeiten bot. Man konnte die Fächerbreite einstellen, sodass er entweder breitflächig oder gebündelt und weit scannte. Außerdem konnte man sich ganze Listen anzeigen lassen, von allen Dingen mit RFIDs im Scanbereich.

"Wisst ihr wofür die Dinger richtig praktisch sind? Man kann damit die Wohnungen von außen abscanen, ob drinnen was lohnenswertes ist." fiel Nanni ein. "Ja, das könnte funktionieren." sagte Ronja. Also entschieden sie sich, die Scanner mitzunehmen und packten auch noch Reserve-Batterien ein.

Im Supermarkt entdeckten sie mit den Scannern mehrere zerrissene Zuckertüten und ein zerbrochenes Konserven-Glas. Das war zwar keine brauchbare Beute, zeigte aber immerhin, dass die Scanner funktionierten und auch ihre Grenzen hatten, was die Nützlichkeit der Funde anging.

Da sie schon eine ganze Weile unterwegs waren, gingen sie anschließend wieder nach Hause und kamen ohne Störungen zuhause an. Die Haustür ver-

schlossen sie sorgfältig hinter sich. Auf dem Weg in den ersten Stock kam Nanni die Idee, die Scanner mal auszuprobieren. Die anderen waren einverstanden und so gingen sie mit angeschalteten Scannern durch den Gang des ersten Stocks.

Bei der zweiten Tür zeigten die Scanner plötzlich verschiedene Sachen an. "Alpenmilch-Schokolade" stand auf dem einen und "Feinste Pralinen, bunte Mischung" stand auf einem anderen. Auf Annas Scanner stand "Himbeer-Likör". Die Tür war schon aufgebrochen und die Wohnung gründlich verwüstet und leergeräumt. Trotzdem zeigten die Scanner unerbittlich diverse Leckereien an. Sie folgten den Signalen bis zum Wohnzimmer-Fenster. Dann hörten die Anzeigen auf dem Display plötzlich auf. Erst als Nanni sich nach links drehte, wurde wieder etwas angezeigt.

Und tatsächlich. Zwischen Vorhang und Heizung stand ein Pappkarton, ganz an die Wand gerückt. Nanni öffnete den Karton und fand Frauenmagazine. Der Scanner deutete aber weiterhin auf eine Alpenmilch-Schokolade hin. Also hob Nanni die Zeitschriften an und fand darunter einen Süßigkeiten- und Likör-Schatz. Da hatte sich wohl eine Frau einen heimlichen Naschvorrat gehalten. Und nicht nur der Ehemann, sondern auch die Plünderer hatten ihn nicht entdeckt.

Süßigkeiten helfen zwar nicht besonders gut beim Überleben, aber sie versüßen das Leben. Und so war es nicht verwunderlich, dass Anna vor Begeisterung über den Fund laut jubelte. Da der Scanner seinen Wert bewiesen hatte, scannten sie auch noch den Rest des ersten Stocks und gingen dann in die zweite Etage.

Hinter einer der Türen dort mussten wahre Schätze schlummern, denn der Scanner gab eine umfangreiche Liste von haltbaren Nahrungsmitteln aus, die sie gar nicht komplett durch scrollen konnten und wollten. Hinter den Wänden gab es keine Display-Anzeige, sondern nur, wenn sie direkt vor der Tür standen. Die Tür war leicht beschädigt und wieder repariert worden. Anscheinend wohnte dort noch jemand. Nanni klopfte mutig an, aber nichts rührte sich. Sie klopfte noch ein zweites Mal, aber auch diesmal passierte nichts.

Achselzuckend gingen sie weiter. In den anderen Wohnungen fanden sie etliche angebrochene Packungen mit Mehl, Zucker, Gries, Nudel, Haferflocken usw.. An verborgenen Stellen fanden Sie so viele Dosen und andere Nahrungsmittel, dass ihre Taschen am Ende des zweiten Stocks mehr als voll waren, obwohl Nanni im Supermarkt an der Kasse noch zwei Stofftaschen mitgenommen hatte. Also keuchten sie die restlichen Treppen hoch und freuten sich, als sie wieder in ihrer Wohnung ankamen.

Nachdem sie ihre neuen Vorräte gesichtet und sortiert hatten, spielten sie noch die gewohnte Runde Skat und gingen dann früh ins Bett, in der Hoffnung, dass ihre Wohnung in dieser Nacht sicherer war als in den Tagen davor.

20 Ulli

Hämmernde Kopfschmerzen ließen Ulli nicht weiter schlafen, obwohl er sich gerne noch eine Weile im Reich der Träume verkrochen hätte. Durch seine Nase bekam er kaum noch Luft und sein Mund war schon ganz ausgetrocknet, weil er wohl im Schlaf durch den Mund geatmet hatte. Als er sich aufsetzte, wurde alles noch schlimmer, darum legte er sich gleich wieder hin.

An Schlaf war jedoch nicht mehr zu denken, darum verfolgte Ulli eine Weile das Leben im Zelt. Viele der Leute verbrachten anscheinend einen großen Teil des Tages im Zelt, denn es sah nicht so aus, als wollten alle Leute, die sich im Zelt aufhielten, gleich aufbrechen. Vielmehr hatten sie es sich zunehmend gemütlich gemacht. Einige Familien frühstückten, als wären sie bei einem Picknick und andere Menschengruppen saßen um einen Mittelpunkt und spielten Karten. So lag Ulli eine ziemlich lange Zeit einfach unter seiner Decke und schaute den anderen Leuten zu.

Irgendwann trieb ihn jedoch seine volle Blase von seiner Matte und er machte sich auf den Weg zur täglichen Morgentoilette. Erfreulicherweise war die Schlange diesmal ein bisschen kürzer als sonst am Morgen. Wahrscheinlich hatten die meisten diesen Gang schon hinter sich. In dem kleinen verdreckten Spiegel schaute ihm ein nahezu fremder Mensch entgegen. Die Haare hingen wirr um seinen Kopf, der unregelmäßige Bart sah sehr unseriös aus und seine Augen waren von tiefblauen Schatten umrahmt, vermutlich eine Folge seiner Erkältung. Er sah irgendwie schlimmer aus als die Penner im Stadtpark.

Vielleicht konnte er sich im Zelt einen Kamm leihen. Die Mütter sahen so aus, als hätten sie sowas. Er schlurfte also zurück zum Zelt; seine EPAs immer im Schlepptau. Eine der Frauen lieh ihm einen Kamm und er brachte seine Haare notdürftig in Ordnung. Mal wieder dachte er wehmütig an seinen Rucksack. Da wäre bestimmt ein Kamm drin gewesen.

Am schlimmsten war aber eigentlich der Verlust seines Kompasses. Alles andere konnte man mit Geld ersetzen, aber der Kompass war ein unersetzlicher Familien-Glücksbringer. Er knabberte ein paar der Hartkekse aus seinem zweiten EPA und legte sich dann noch für eine Weile hin. Seine Kopfschmer-

zen wurden allmählich ein klein wenig besser. Irgendwie gefiel es ihm fast im Zelt. Die Mütter hatten ihre Bereiche gut in der Hand und eine der Frauen veranstaltete mit mehreren kleinen Kindern ein Hüpfspiel, bei dem es zwar drunter und drüber ging, was den Kindern aber offensichtlich viel Spaß machte. Später ging eine andere Frau mit der Kindergruppe aus dem Zelt.

Wenn doch nur alles so gut funktionieren würde, wie diese Arbeitsteilung mit den Kindern. In seinem Kopf begann sich ein vages Bild zusammensetzen und Ulli ahnte, dass dieses Bild mit seiner Frage zur Lösung der ganzen Probleme zusammenhing. Noch konnte er das Bild nicht greifen, aber das kannte er schon von anderen Problemlösungen, daher ließ er seinen Kopf einfach weiterarbeiten.

Als ihm langweilig wurde, ging er nach draußen, um ein bisschen herum zu laufen und auch noch mal nach seinem Studienkollegen Ausschau zu halten. Am alten Treffpunkt war der Andere natürlich nicht, aber das hatte Ulli auch gar nicht anders erwartet. In der Hoffnung, etwas Neues zu erfahren, ging Ulli zu den großen Anschlagtafeln und las die neuesten Nachrichten. Ein erstes Flugzeug war aus Zentralafrika gekommen und in Frankfurt gelandet. Aufgrund der provisorischen Streckenführung ohne Strom und Elektronik hätte die Landung fast ein tragisches Ende genommen. Daher würden weitere Hilfsflüge erstmal auf sich warten lassen, bis der Flughafen in einem besseren Zustand sei. Ansonsten hatte sich seit gestern nicht viel getan, aber vielleicht wurde auch einfach nicht viel berichtet.

Ulli setzte sich eine Weile auf eine Bierbank, die inzwischen an verschiedenen Stellen aufgestellt worden waren und sah sich den Betrieb an. Überall sah man lange Menschen-Schlangen, die sich langsam vorwärts bewegten. Es war der gleiche Anblick, wie in den Tagen zuvor. Viele der Leute wirkten erkältet oder krank. Das wunderte Ulli gar nicht und er kramte mal wieder ein Taschentuch hervor, um gründlich zu schnäuzen. Dann ließ er das Bild der vielen wartenden Leute einfach auf sich wirken und wie im Tagtraum mischte sich das Bild der Mütter mit ihren Kindern dazu. Irgend etwas sollte ihm das sagen, er wusste nur noch nicht genau, was.

Auf einmal zog auch die Gruppe der Kinder aus seinem Zelt singend an ihm vorbei. Sie hielten sich alle an den Händen und liefen durch das ganze Gelände. Ihr Lied brachte einige der Umstehenden zum Schmunzeln. Als hätte Ulli sie herbei gedacht. Aber vielleicht war es auch umgekehrt und er hatte sie schon kommen hören, als er an sie denken musste.

Die Munterkeit der Kinder hatte ihn auch etwas aktiviert und er stand auf, um sich zu bewegen. Die Sonne schien zwar klar vom Himmel, aber sie verlor

allmählich an Kraft. Unter seiner Decke, die er über den Schultern trug, wurde ihm jedoch endlich richtig warm.

Nach wenigen Schritten fand er sich auf der neuen Marktstraße wieder und links und rechts von ihm zogen sich endlos die Angebote hin, wie auf einem Flohmarkt. Da er reichlich Zeit hatte, besah er sich die interessanten Dinge ausgiebig. Eine der Jacken erinnerte ihn sehr stark an seine eigene, aber daneben lag der gleiche Typ Jacke in einer anderen Farben, sodass sich sein Argwohn in Grenzen hielt.

Interessiert sah er den Menschen beim Handeln zu. Manche der Händler nahmen kein Geld mehr an, sondern bestanden auf Wertsachen oder Naturalien. Dabei konnte Ulli beobachten, wie vor allem die traurig aussehenden Leute meistens erheblich wertvollere Dinge gaben, als sie bekamen. An anderen Ständen galten enorme Preise, selbst für die einfachsten Waren. So war das nun mal mit dem Handel, dachte Ulli bei sich. Dennoch schienen die Händler ihm wie bessere Plünderer. Wie konnte jemand die Not der anderen so schamlos ausnutzen? Die meisten anderen schienen sich nicht daran zu stören und die Stimmung war sogar recht ausgelassen. Der Markt erinnerte ein klein wenig an die sonst üblichen Marktstände auf dem Oktoberfest und brachte dadurch einen Hauch der ausgelassenen Oktoberfest-Stimmung.

An einer Ecke stand ein Junge über und über behängt mit Brezeln. Die Brezeln wirkten schon ziemlich altbacken und kosteten schamlose zehn Euro. Aber sie wurden dem Jungen schier aus der Hand gerissen und die Kunden wirkten sehr zufrieden. Als hätten sie sich zusammen mit der Brezel ein Stück der alten Welt zurückgekauft.

Ulli schaute dem Jungen eine Weile beim Verkaufen zu. Alle fünf Minuten, wenn der Junge fast ausverkauft war, kam ein dicker Mann und brachte möglichst unauffällig neue Brezeln, gerade soviel, wie der Junge bewältigen konnte und nahm das Geld an sich. Da konnte man sehen, wie man mit knapp scheinendem Angebot und einem harmlos aussehenden Jungen dicke Geschäfte machen konnte.

Sogar Bier wurde angeboten. Um den Bierstand herum stand eine ganze Traube von Männern, die sich fast um das Bier prügelten. Ein paar Meter weiter stand eine kleine Gruppe, deren Unterhaltung recht laut und schon leicht lallend stattfand. Um diese Gruppe machte Ulli lieber einen weiten Bogen, denn sie schien ihm potentiell gewalttätig.

Dann gab es wieder endlose Stände mit diversen nützlichen Dingen. Der Anteil der professionellen Händler schien seit gestern gewachsen zu sein. Es gab fast alles, was das Herz begehrte, vorausgesetzt man hatte Geld oder Wert-

sachen. Das war ja im Prinzip auch wie früher, denn wenn man kein Geld hatte, ist man auch früher traurig an den vielen Angeboten vorbeigegangen, dachte sich Ulli. Aber es schien ihm, als würden mehr Menschen als sonst mittellos das Angebot bestaunen. Dennoch machten die Händler sehr gute Geschäfte.

Etwas weiter hinten waren mehrere Stände mit Trödel. Ulli ging langsam daran vorbei und schaute sich alles an, denn er wollte vor allem Zeit totschiessen.

Er erkannte ihn auf den ersten Blick. Seinen Kompass. Sein Herz blieb ihm fast stehen und dann schlug es ihm bis zum Hals. Fast hätte er sich drauf gestürzt auf seinen Kompass, der da zwischen anderen älteren Kompassen und Gerätschaften lag. Aber er hielt sich gerade noch zurück. Möglichst ruhig nahm er das Angebot des Standes in Augenschein und nahm hier eine Uhr und dort ein Armband in die Hand und beschaute sie gründlich.

Endlich war er in Reichweite der Kompassse angekommen. Er zwang sich, zuerst einen anderen Kompass in die Hand zu nehmen und zu untersuchen. Dann traute er sich endlich, seinen Kompass zu ergreifen und umzudrehen. Da war sie, die Gravierung "1918 Friedrich". Es war wirklich sein heißgeliebter Familien-Kompass. Jetzt bloß nicht aufregen, dachte Ulli sich.

Schlagartig fiel ihm ein, woher er wusste, wie man sich in solchen Marktsituationen verhalten muss. Fritz hatte nach seiner Rückkehr aus Bagdad immer wieder gerne Geschichten vom Handeln mit den Arabern erzählt und Ulli hatte den amüsanten Anekdoten gerne zugehört und sich immer wieder gesagt "daraus sollte ich was lernen.". Jetzt würde sich zeigen, ob er genug gelernt hatte.

Was hatte er denn schon anzubieten? Im Prinzip nur das eine ungeöffnete EPA, das seines war. Die anderen drei gehörten seinem Studienkollegen und das offene brauchte er zum Essen. Ein so ein EPA war ja nun wirklich nicht viel, auch wenn es sein einziger Besitz war. Und ohne Bezahlung würde der Händler den Kompass bestimmt nicht rausrücken. Wahrscheinlich hatte er selbst dafür bezahlt.

Ulli zuckte mit den Achseln und schaute sich noch einen weiteren Kompass an. Dann ging er zurück zu den Uhren und schaute sie gründlich und lange an, bevor er eine mittelmäßige mit deutlichen Gebrauchsspuren ergriff und untersuchte. Er fragte den Händler nach dem Preis und der knurrte ein "500 Euro". Ulli verschlug es fast die Sprache. Er nahm eine billig aussehende Uhr und fragte erneut. Diese sollte 150 Euro kosten.

"Schweineteyer dein Gelump hier." sagte Ulli kühn. "Was heißt hier Gelump. Edle Markenware sag ich dir." "Trotzdem zu teuer." "Der Euro ist nichts mehr wert, sag ich dir. Kauf solange du noch was kaufen kannst, sag ich dir." "Naja,

so dringend brauch ich eigentlich keine Uhr." sagte Ulli und schickte sich zum Gehen an. Ullis Kopf dröhnte, so heftig hörte er sein Blut pulsieren. Bloß die Ruhe bewahren, sagte er sich und versuchte, gelangweilt dreinzuschauen.

Er ging langsam am Stand entlang und ließ den Blick gelangweilt über die Angebote schweifen. Bei den Kompassen lies er seinen Blick verweilen, zeigte auf einen der besseren Exemplare und fragte: "Und was willst du für den da haben?" "250 Euro" "Und für den?" dabei zeigte Ulli auf den lumpigsten der Kompass. "80" kam die kurzangebundene Antwort. Ulli merkte aber, dass der Händler durchaus ein Geschäft witterte. Ulli nahm den billigen Kompass und betrachtete ihn argwöhnisch. "Ne, der ist zu lumpig. Was ist denn mit dem da?" dabei zeigte er auf seinen Kompass und hoffte, dass seine Hand nicht zitterte. "Für dich 150, Junge".

"Hm, du bist einfach zu teuer." "Tja, nix mehr wert das Geld" wiederholte der Händler. Plötzlich fühlte sich Ulli wie vom Teufel geritten und er dachte noch kurz "jetzt oder nie" bevor er sagte: "Ja, ich verkauf gar nicht mehr in Euro, was glaubst du denn? Gold oder andere Wertsachen will ich sehen für meine guten EPAs hier. Läuft wunderbar das Geschäft. Diese Dinger gehen heutzutage weg wie warme Semmeln. Aber nicht für Euros. Ne, ne nicht mit mir."

Der Händler sah Ulli erstaunt an und dann schaute er auf Ullis gebündelte EPAs, die er hochhielt wie bei einer Präsentation. "Was n das für'n Zeug?" fragte er. "Das ist Notfallnahrung. Reicht locker für zwei Tage, schmeckt superlecker und habe ich direkt aus Bundeswehr-Beständen. Aber psst, gibt nicht mehr viel davon. Die Dinger werden auch schon knapp. Darum geb ich die auch nicht für Euros her. Was soll ich denn mit den Papierlappen?" Ulli kam richtig in Fahrt und es begann, ihm Spaß zu machen.

"Hm, hm" machte der Händler, "hm, was willstest du für so'n ein Paket haben?". Darauf hatte Ulli gehofft. "Du bist lustig, soviel Ramsch brauch ich gar nicht, wie so ein EPA wert ist." dabei fühlte Ulli innendrin so richtig, wie wertvoll so ein EPA war, denn die drei EPAs des Studienkollegen waren für ihn soviel wert wie sein ganzer Rucksack samt Inhalt und das eine übriggebliebene EPA, dass er seins nennen konnte, war sein kompletter Besitz. Daher fiel es ihm auch leicht, den immensen Wert der EPAs rüberzubringen.

"Also für ein ganzes Paket müsstest du mir schon die beiden Uhren da und die drei Kompass dort geben.". Ulli zeigte auf die teurere und die billigere Uhr und außer auf seinen Kompass noch auf einen teureren und einen mittelwertvollen. Dabei hielt er dem Händler ein Paket fast in Reichweite. Der Händler schluckte. "Das ist zu viel." stieß er hervor, berührte das EPA jedoch schon mal neugierig. "Tja" sagte Ulli leichthin, "Für den dort würdest du grad mal ne

Packung des Vollkornbrots aus dem angebrochenen Paket kriegen.". Er zeigte auf seinen Kompass. "Das ist zu wenig." "Also gut, woll'n wir mal nicht so sein. Nehmen wir die halbwegs brauchbare Uhr dort und diesen Kompass und den dort. Dann kannst du ne ganze Packung haben." "Zuviel. Lass den Kompass dort weg." dabei zeigte der Händler auf den teuren der Kompass. "Ja, aber der hier ist alt. Schau mal, wie alt der ist.". Ulli hielt dem Händler die Rückseite des eigenen Kompasses anklagend entgegen, damit er die 1918 lesen konnte. "Ja, ja, schon ist der alt, der ist schon fast antik." "Aber kann ich mich in der Praxis auf den verlassen?" fragte Ulli und erschrak über sich selbst. "Also gut, lassen wir den teuren Kompass weg, nehmen wir die Uhr und als Ausgleich noch diesen Modeschmuck hier." Ulli griff sich ein hübsch aussehendes Armband mit roten unregelmäßigen Perlen. Sein Herz klopfte.

Mit der anderen Hand reichte er dem Händler das EPA und nickte. Der Händler wusste wohl nicht so ganz, was er von diesem Handel halten sollte und hielt ein wenig verduzt sein EPA in der Hand.

Ulli ging so langsam wie möglich weiter und versuchte, nicht ständig an Flucht zu denken. Erst als er wieder im Zelt angekommen war und auf seiner Matte saß, traute er sich, seine gekaufte Beute aus der verkrampften Hand zu legen. Er breitete sie auf der Matte aus und bestaunte sie. Vorsichtig fuhren seine Fingerspitzen über den Kompass, der unerbittlich nach Norden zeigte.

Er konnte es kaum fassen. Da lag er, sein Kompass, sein Familienglücksbringer. Er hatte ihn zurück-errungen. Er umfasste ihn ganz, um es wirklich glauben zu können. Immer wieder drehte er ihn in seinen Händen, um zu spüren, dass es nicht nur ein Traum war, was er da erlebt hatte. Bei jeder Bewegung richtete sich der Kompass wieder neu aus und zeigte immer an, wo es lang ging. Vielleicht könnte er auch Ullis innerer Richtungslosigkeit auf die Sprünge helfen.

Behutsam legte Ulli den Kompass nach einer Weile wieder auf die Matte und besah sich die beiden anderen Trophäen. Die Uhr schien recht brauchbar und von dem Armband konnte er nur sagen, dass er es hübsch fand. Was war da nur in ihn gefahren? Nicht nur seinen Kompass hatte er bekommen, sondern auch noch die Uhr und dieses völlig unnötige Armband.

Diesen freudigen Moment wollte sich Ulli aber nicht mit Grübeleien verderben, und außerdem hatte er inzwischen einen ordentlichen Hunger. Also aß er eine der beiden verbliebenen Hauptmahlzeiten und versuchte, sich einmal keine Sorgen um seine Zukunft zu machen, auch wenn er gerade Essen für zwei Tage verscherbelt hatte.

Seine gute Stimmung hielt den Rest des Tages über an und selbst der

Schnupfen konnte ihn nicht mehr so ärgern, wie vorher. Als es dunkel wurde, ging er jedoch bald ins Zelt und kuschelte sich in seine Decke ein.

Im Traum sah er die Zeltstadt wie von oben und alles lief wirr durcheinander. Dann hielt er seinen Kompass über das Lager und plötzlich lief unten alles wie geschmiert. Alle werkelten vor sich hin, festere Unterkünfte entstanden und dann sah Ulli, wie Menschen auf klaren sternförmigen Strahlen über den Rand des Lagers hinausgingen und Klarheit und Licht in den Rest der Stadt brachten.

21 Fritz

Fünf junge Frauen knieten vor Fritz auf dem Boden und hielten ihm flehend ihre mit schweren, rostigen Ketten gefesselten zierlichen Hände entgegen. Ihr Flehen stach Fritz in die Seele. Er zückte sein Messer und schnitt eine Kette nach der anderen durch. Die Frauen warfen sich Fritz an den Hals und bedeckten ihn mit Küssen des Dankes. Ihre schlanken Leiber schmiegt sich vielversprechend an ihn und ließen ihn kaum zu Atem kommen.

Er signalisierte den Frauen mit Zeichensprache, dass es Zeit zum Fliehen war und als die Damen nicht von ihm abließen, nahm er einfach eine davon bei der Hand und zog sie in Richtung Ausgang. Die anderen Frauen schlossen sich ihnen an und so zogen sie einer Menschenschlange gleich in die kalte dunkle Nacht.

Der Sturm toste und Fritz konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Wie durch zähen Schlamm wadend kamen sie nur langsam voran und Fritz musste kräftig ziehen, um die Frauen beim Weitergehen zu unterstützen. Dabei fürchtete er jede Sekunde entdeckt und verfolgt zu werden. Er mahnte die Frauen zur Lautlosigkeit und kämpfte selber weiter gegen den vermeintlichen Schlamm an. Baumwurzeln ließen ihn alle paar Meter fast stürzen und immer wieder musste er den hingefallenen Frauen beim Aufstehen helfen. Die seidenen Gewänder der Frauen waren inzwischen braun verschmiert und teilweise zerrissen. Die langen offenen Haare, die allen Frauen gemeinsam waren, hingen voller Zweige und Blätter. Dreien liefen Tränen über die schmutzigen Wangen. Die Rothaarige aber streckte entschlossen ihr Kinn nach vorne und biss sichtbar die Zähne zusammen und die kleinere der Blondes lächelte einfach engelsgleich, was Fritz mehr irritierte als die Tränen der anderen.

In der Ferne hörten sie von hinten lautes Hundegebell und Kommandorufe. Fritz trieb die Frauen unerbittlich an und verzweifelte fast daran, wie langsam

sie vorwärts kamen. Immer weiter drangen sie in den dichten Wald vor, obwohl jeder Schritt ein kleiner Kampf war. Manchmal schien es Fritz, als wären seine Füße auf dem Boden festgeklebt. Zuerst wurde das Hundegebell immer lauter und schien näher zu kommen, aber nach endlos scheinender Zeit ebten die Bellgeräusche langsam ab und das Vorwärtskommen schien leichter zu werden.

Fritz blickte sich um und konnte in der Dunkelheit nur Schemen erkennen. Sie befanden sich offensichtlich in dichtem Wald. Ihm war bisher gar nicht bewusst gewesen, dass es in seiner Nähe einen solch dichten Wald gab, aber er hatte wohl noch nicht alle Stellen kennengelernt. Er hatte keine Ahnung, wo sie sich befanden. Die Frauen sahen ihn erwartungsvoll an.

Er steckte seine freie Hand in die Hosentasche, um den Kompass herauszuholen. Da war aber kein Kompass. Den hatte ja auch sein Bruder bekommen, fiel ihm plötzlich ein. Ob ihn jetzt der Familienfluch der Orientierungslosigkeit überkommen würde? Wo er sich doch bisher davon verschont geglaubt hatte. Sogar beim Bund war er immer einer der besten bei Orientierungsübungen gewesen. Er versuchte, sich an seine Orientierungsfähigkeiten zu erinnern. "Folge dem Licht" sagte eine Stimme in ihm und er wusste, dass das die Lösung war. Er schaute sich um und siehe da, in etwa zehn Meter Entfernung konnte er ein schwaches Licht erkennen. Er ging mit den Frauen darauf zu und das Licht sprang vor ihnen auf und ab, als würde jemand Unsichtbares eine Lampe halten und ihnen den Weg weisen.

Sie folgten dem Licht und nach kurzer Zeit öffneten sich der Wald vor ihnen zu einer Kuppel. Das Dach der Kuppel bestand aus den Kronen riesiger alter Bäume, deren Blätter sacht im Wind wehten. Eine natürliche Kathedrale, die von innen heraus zu leuchten schien.

In der Mitte stand ein leerer weißer Tisch mit sechs Stühlen. Die Frauen drängten ihn in Richtung Tisch und er ließ es gern mit sich geschehen, obwohl er es auch nicht lassen konnte, sich umzuschauen. Außer den fünf Frauen und ihm war niemand zu sehen, aber merkwürdig war das schon, so eine leuchtende Kathedrale mitten im Wald mit Tisch und Stühlen.

"Danke, dass du uns gerettet hast." sagte die exotisch wirkende Schönheit mit den schwarzen Haaren und hauchte im einen Kuss auf die Wange. Die Brünnette, deren Tränen inzwischen getrocknet waren und die trotz der unübersehbaren Spuren auf ihren verschmierten Wangen sehr anziehend wirkte, schmiegte sich an ihn und sagte mit samtiger Stimme: "Oh ja, du bist unser heldenhafter Retter." Jetzt kam auch die Rothaarige, nickte ihm anerkennend zu und verkündete: "Ja, hast du wirklich gut gemacht", nicht ohne ihm den Arm um die Hüften zu legen. "Wie du das hingekriegt hast, wirklich beein-

druckend." ließ die Platinblonde vernehmen und schloss sich der allgemeinen Umarmung an. Den Schluss bildete die süße Kleine mit den goldblonden Engelslocken, die ihm einen dicken Kuss direkt auf die Lippen gab und lächelnd schmachtete "Du bist einfach wunderbar."

"Und jetzt wollen wir essen." rief die Rothaarige aus. Fritz sah sich leicht verwirrt um, auf der Suche nach dem angekündigten Essen, dann spürte er, wie sich die langen Haare der Rothaarigen um seinen Brustkorb wanden. Sowa sollte doch eigentlich nicht möglich sein. "Au ja, wir haben Hunger." auch die Haare der Schwarzhaarigen wanden sich um seinen Körper. Die weißblonden Haare kamen angezündelt, als die Platinblonde säuselte "Mhm lecker, ich weiß auch schon was.". Als die brünetten Haare seine Hände fesselten, leckte die dazugehörende Frau ihm über das ganze Gesicht und seufzte dann.

"Wir wollen dich!" stieß das engelsgleiche Wesen mit den goldblonden Locken erregt aus. Ihre Haare nahmen ihm den letzten Rest an Bewegungsfreiheit und ihr Gesicht näherte sich dem seinen. Ihr Mund öffnete sich. Zuerst nur ein wenig, doch dann immer weiter.

Der Mund öffnete sich immer weiter und weiter, bis Fritz von dem Gesicht der jungen Frau nichts mehr sehen konnte. Und die riesige schwarze Höhle näherte sich ihm immer mehr.

Fritz versuchte gegen die Umschlingung anzukämpfen und wollte schreien, aber kein Laut kam aus seiner Kehle. Der Kampf gegen die Fesseln schien aussichtslos.

Abrupt öffnete er seine Augen und sah über sich ein olivgrünes Schimmern. Es sah aus wie Stoff, mit einer Stange in der Mitte. Sein Zelt. Er hatte sich vollständig in seinen Schlafsack verheddert und konnte sich nur mit Mühe daraus befreien. Der Traum war so lebendig gewesen, dass es ihm schwerfiel, sich zurechtzufinden. Zumal er es in letzter Zeit gar nicht mehr gewöhnt war, im Zelt zu übernachten.

Er schälte sich vollständig aus dem Schlafsack und streckte sich erstmal in alle Richtungen, um langsam wach zu werden. Dann öffnete er den Reißverschluss des Zeltes und sofort schlug ihm kalte Herbstluft entgegen. Das machte ihn schlagartig richtig wach. Um warm und beweglich zu werden, machte er ein paar Auflockerungsübungen und überprüfte dann seine Webcams.

Alles schien ruhig und so nahm er sich die Zeit für einen ausgiebigen Morgenkaffee. Die Geister des Traumes ließen ihm keine Ruhe und er überdachte erneut eine mögliche Rettung der gefangenen Frauen, von denen es ja anscheinend mehrere gab.

Sein Traum hatte aber eigentlich ganz klar gezeigt, dass eine Rettung nicht in

Frage kam. Das ärgerte ihn und er fühlte sich ohnmächtig. Um sich besser zu fühlen, stieg er mal wieder auf seinen Lieblingsbaum und trotz der Morgenkälte blieb er weit über eine Stunde oben sitzen. Nach kurzer Zeit freute er sich über seine warmen und praktischen Klamotten, die es ihm ermöglichten, ohne Frösteln auf dem Baum auszuharren. Allmählich hatte sich sein Hinterteil auch schon wieder an längere Baumsitzungen gewöhnt.

Mit seinem Feldstecher beobachtete er die Stadt. Alles sah so aus, wie er es erwartet hatte. Die kleinen Menschen-Gruppen, von denen er inzwischen wusste, dass sie organisierte Spätaussiedler waren, waren im vorausberechneten Tempo weitergezogen und näherten sich langsam aber sicher seinem Ortsteil. Noch war es aber nicht wirklich brisant für ihn. In anderen Stadtteilen, die schon von den Banden heimgesucht worden waren, sah er hin und wieder einzelne Menschen mit Handwagen oder schweren Taschen beladen durch die Straßen ziehen.

Eine gewisse Form von menschlichem Alltag schien also wieder einzuziehen, wenn auch nur zaghaft. Das ganze müsste man sorgfältig im Auge behalten.

Ob sich die organisierten Stadteroberer wohl vertreiben oder schlagen ließen?

Alleine ging das bestimmt nicht. Und wen gab es, mit dem er sich zusammen tun könnte? Die Kumpels vom Bau waren zwar herzensgute Männer, die auch zupacken konnten, aber als Basis für eine schlagkräftige Truppe schienen sie Fritz nicht sehr geeignet, weil ihnen ein gemütlicher Feierabend und eine ungestörte Fußballübertragung bisher immer das höchste Gut gewesen waren. Wenn mal eine kleine Truppe stand, würden sie aber eine wertvolle Ergänzung sein.

Und was war aus dem Bürgermeister geworden? Und all den anderen Würdenträgern, die der Bevölkerung bekannt waren und die sich mit der hiesigen Organisation auskannten? Die müsste man mal aufsuchen und mit ihnen sprechen, wenn die erste Plünderungswelle vorbei war.

Bilder von Straßenkämpfen zogen durch seinen Kopf. Und andere Bilder, wo er unauffällig durch die Stadt zog, um geeignete Kämpfer zu finden. Szenen, wie er mit einem Bürgermeister sprach, der verängstigt in seinem Haus saß und sich nicht hinaus traute.

Die Befreiung der Stadt war auf jeden Fall eine große Aufgabe, die nicht von heute auf morgen von ihm erledigt werden konnte. Er freute sich über seine gute Ausbildung, die ihn unter anderem auch vorausschauende Umsicht gelehrt hatte. Sonst hätte er sich vielleicht einfach wie ein wilder Stier auf die Plünderer gestürzt und wäre wahrscheinlich getötet worden. Es war sogar fraglich, ob eine Befreiung überhaupt machbar und sinnvoll war. Aber das würde er im

Lauf der Zeit schon herausfinden.

Als ihm nach langer Zeit der Hintern wehtat, kletterte er wieder nach unten und setzte sich in sein Lager. Die vielen Webcams zeigten immer wieder das gleiche Bild. In der Umgebung seines Hauses war alles ruhig. Er machte sich etwas zu essen und aß langsam und bedächtig, denn er hatte ja sowieso nichts anderes zu tun. Trotzdem schmeckte er kaum, was er aß, weil seine Gedanken ihn nicht in Ruhe ließen. Immer wieder sah er die flehenden Frauen vor sich, aber dann auch wieder die unheimliche Szene am Schluss.

Nach dem Essen ging er ein wenig auf und ab und sprang auf der Stelle, um seine steifen Glieder aufzulockern. Er kletterte nochmal auf den Baum, um die Stadt mit seinem Feldstecher zu beobachten, kam aber bald wieder runter, weil es nichts neues zu sehen gab. Dann saß er lange Zeit bei seinen Beobachtungsgeräten und schaute von einem Bildschirmfenster zum anderen.

Nichts passierte, darum hing er weiter seinen Gedanken nach. Die Überlegungen zur Befreiung der Stadt waberten durch seinen Kopf und ergaben einfach kein klares Bild. Wahrscheinlich brauchte der Plan Zeit, um in ihm zu reifen.

Plötzlich wurde er von einem warnenden Blinken seiner Überwachungsmonitore aufgeschreckt. Vor seinem Haus war Bewegung. Schlagartig hellwach schaute er auf den entsprechenden Bildschirm und sah einen benachbarten Bauern, der mit seinem Fahrrad und einem Fahrradanhänger an seinem Haus vorbeifuhr und nur einen kurzen Blick auf das Chaos vor der Tür warf. Dann war wieder Ruhe.

Das Herz schlug Fritz bis zum Hals, obwohl gar nichts gewesen war. Sein Körper hatte sich instinktiv auf eine große Schlacht eingestellt. Um seinen Adrenalinpiegel wieder runterzubringen, machte er wieder ein paar Übungen und kletterte zweimal den Baum rauf und runter. Danach ging es ihm wieder besser und er konnte sich wieder seinen Bildschirmen widmen.

In dieser Situation schien ihm das untätige Warten viel härter als jemals beim Jagen. Aber diesmal ging es ja auch um seine Existenz und möglicherweise sogar um sein Leben. So spannend das Jagen immer gewesen war, war es letztendlich doch nur eine Art Spiel gewesen, denn auch wenn sie ohne Beute heimkamen, gab es zuhause mehr als genug zu essen. Das schlimmste war das Gefühl der Ohnmacht, denn eigentlich hatte er das Gefühl, ganz viel tun zu müssen, um der veränderten Welt das beste abzugewinnen. Eigentlich müsste man jetzt handeln, um eine vollständige Übernahme der Stadt zu verhindern, solange sie noch im Gange war. Stattdessen saß er hier untätig rum und ließ seine Muskeln steif werden.

Den restlichen Tag verbrachte Fritz mit Phasen des Akzeptierens, in denen er sich um Entspannung bemühte und Phasen des inneren Aufbegehrens, in denen seinen Kopf schier Amok lief. Am Abend war er gedanklich kaum weiter, als am Morgen, aber immerhin lag ein weiterer Tag des Abwartens hinter ihm.

Schon kurz nach Einbruch der Dunkelheit kroch er wieder in seinen Schlafsack, der noch ziemlich zerknüllt im Zelt lag und legte sich schlafen. Seine kreisenden Gedanken ließen ihn jedoch noch lange wachliegen, bevor er endlich einschlief.

22 Eva

Die ganze Nacht hatte ich im Traum störrische, harte Erde umgegraben und war doch kaum weitergekommen. Als ich aufwachte, war mir sofort klar, dass es an diesem Tag viel zu tun geben würde. In meine Gedanken, die sich mit dem Ausbau des Gartens beschäftigen, woben sich Gedanken an unsere Kinder, und ich fragte mich, ob und wann sie wohl kommen würden. Der Weg von Berlin und München war wirklich weit, vor allem in Zeiten wie diesen. Wie sollten sie überhaupt die weite Strecke überwinden, ohne Verkehrsmittel und mitten durch das ganze Chaos.

Beim Frühstück sprach ich Felix auf diese Gedanken an und er antwortete: "Darüber würde ich mir an deiner Stelle zur Zeit nicht so viele Gedanken machen, denn du kannst es ja doch nicht ändern. Ronja und Ulli kommen her, wenn sie es wollen und schaffen. Auf die Wegelagerer unterwegs haben wir leider keinen Einfluss. Aber ich kann mich ja mal im Netz und im Radio umhören, ob ich Informationen über den Zustand von Städten und Verkehrsverbindungen finde."

"Das ist lieb von dir. Es macht zwar wohl keinen echten Unterschied, aber es gibt ein besseres Gefühl, zu wissen, ob man überhaupt durchkommen kann. Hach, das waren noch Zeiten, als man einfach mal so anrufen konnte, ob alles in Ordnung ist."

"Sie sind ja erwachsen. Ronja wird bald 26. In dem Alter hast du dich bestimmt nicht mehr als hilfloses Kind gefühlt", versuchte Felix mich zu trösten. Ich nickte und wischte meine Augen trocken.

Nach dem Frühstück ging ich zuerst in den Garten, um eine Runde umzugraben. Dabei konnte ich mir den Garten auch immer wieder anschauen und dabei allmählich meinen zukünftigen Gartenplan entwickeln. Mein Blick fiel öfters

auf das große Stück Wildnis, das wir für den Gemüseanbau vorgesehen hatten. Da hatte ich echt noch viel vor mir. Aber was ich nicht vor dem Winter schaffen würde, konnte ich dann eben nächstes Frühjahr umgraben. So hatte ich das sowieso meistens gehandhabt und es hatte bisher immer funktioniert. Früher war aber auch alles anders gewesen, weil wir nicht auf das Gemüse angewiesen gewesen waren. Diese neue Notwendigkeit zerrte kräftig an meinen Nerven, was ich aber eigentlich als Unsinn erkannte, denn ich hatte ja schon jahrelang geübt und es würde schon ordentlich wachsen im nächsten Jahr.

So werkelte ich mich durch den Vormittag und als ich genug geackert hatte, ging ich noch in die Gewächshäuser, wo schon die ersten kleinen Keimlinge der Rüben zu sehen waren. Ich war gespannt, ob die noch groß werden würden. Im Gewächshaus hatten sie aber bestimmt mehr Chancen als draußen. Den Tieren ging es auch gut und langsam gewöhnte ich mich an die neuen Mitbewohner und regelmäßige Fütterbesuche. Auf dem Hof konnte man das Heu schon wieder wenden, was ich auch sogleich in Angriff nahm, denn nach dem schweren Umgraben, schien mir diese Arbeit wie mit Federn spielen.

Felix hatte sich unterdessen wieder dem Holz gewidmet und wir trafen uns in der Küche zu einem kleinen Imbiss. Er erzählte mir, dass er auf seiner Morgenrunde im Netz einen Forenbeitrag von CityGuy entdeckt hatte und dass es ihm wohl halbwegs gut ging. Dabei glitzerte es fröhlich in seinen Augen. Neugierig geworden, ging ich gleich ins Büro, um es mir selber anzusehen. Sein Beitrag stand im allgemeinen Forum.

"hi folks

das mit dem strampelstrom klappt inzwischen ganz gut. bestimmt bin ich bald mega-sportlich.

eure datenbank ist ja klasse. mit der kann man sich ja sogar unterhalten. hab ich per zufall entdeckt. da hab ich immer zwischen chatfenster und datenbank-suche hin- und hergewechselt und dann aus versehen mit der datenbank gechattet und sie hat geantwortet, als wäre sie ein schlauer mensch. ihr könnt euch bestimmt vorstellen, wie erstaunt ich war, als ich meine verwechslung entdeckte.

und ich bin echt froh, dass ihr auch eine rubrik fürs überleben in der belagerten stadtwohnung habt. da hab ich echt ein paar gute tipps gefunden, die mir das leben erleichtern. die rubrik über flucht ziehe ich mir aber auch grad rein, denn ich glaube, dass ich bald hier weg will.

aber vielleicht könnte ich auch ein business als netzknoten aufmachen ;-)

ob sowas wohl ne chance hat?

bis denne CityGuy"

Felix hatte schon am Morgen eine kurze Antwort dazu geschrieben: "Wenn du Mikrofon und Lautsprecher hast, probier es doch mal mit folgender Adresse." Darunter stand die Netzadresse zu unserer sprechenden Datenbank, die aber noch in den Kinderschuhen steckte. Jetzt war mir auch klar, warum CityGuys Beitrag dieses Funkeln in Felix Augen gezaubert hatte. Er liebte es einfach, wenn jemand die Genialität seines natürlich sprachlichen Datenbank-Interfaces bemerkte. Das war schließlich seine ganz große Leidenschaft. Die Verbreitung dieser Errungenschaft würde jetzt natürlich gewaltig ins Stocken geraten, wo die Menschen um das nackte Überleben kämpften. Dafür hatte sich Felix wirklich erstaunlich tapfer mit der neuen Situation abgefunden. Das war eine Eigenschaft, die ich an Felix besonders bewunderte, dass er sogar noch ausgeglichen blieb, wenn sein Lebenstraum für die nächsten Jahre quasi in Trümmern lag. Aber an den langen Winterabenden würde er bestimmt genug Zeit finden, um sich der Weiterentwicklung zu widmen.

Als ich Felix darauf ansprach, sagte er: "Daran habe ich auch schon gedacht, aber ich glaube, ich werde den Winter unter anderem nutzen, um die Unkraut-Roboter weiterzuentwickeln. Denn wenn ich so sehe, mit welchem Eifer du den Garten vergrößerst, wirst du dich bestimmt im Sommer freuen, wenn dir die kleinen solarbetriebenen Kerle bei der Gartenpflege helfen. Ich hab da auch schon ein paar Ideen, wie ich das mit dem vorhandenen Material hinkriegen kann." Einfach unglaublich, dieser Typ, dachte ich mir. Kein Wunder, dass ich mich schon seit vielen Jahren so wohl mit ihm fühlte.

Weil ihm das Handgelenk von der Verstauchung noch etwas weh tat, wollte Felix nachmittags mit dem Holzhacken pausieren und stattdessen mal wieder ins Dorf fahren, um zu schauen, ob dort alles mit rechten Dingen zuring. Ich hatte mir für den Nachmittag die Verlegung der Wasserrohre für unsere Wasserversorgung vorgenommen. Mit der Verlegung für die Gemüsebeete war ich schließlich auch gut klargekommen, darum traute ich mir das auch durchaus für Versorgung des Hauses zu. Natürlich würde ich die Rohre erstmal einfach oberirdisch und provisorisch verlegen. Eingraben konnten wir sie dann immer noch.

So hängte ich mir das biegsame Rohr zusammengerollt wie einen wuchtigen Formel-1-Siegerkranz über Schulter und Oberkörper, nahm das Zubehör und die Werkzeuge in die Hände und stapfte zur vorgesehenen Abzweigstelle der vorhandenen Rohrleitungen.

Felix schwang sich auf sein Fahrrad und radelte los. Beim kleinen Dorf angekommen, sah er den alten Bauern Gugel vor seinem Haus stehen und mit zwei jungen Männern reden und wild gestikulieren. Im kleinen Dorf schien sich

etwas geändert zu haben. Felix begrüßte die drei Männer höflich und der alte Bauer schien erfreut, ihn zu sehen.

"Darf ich vorstellen? Herr Hufschmied und Herr Friedrich vom Nachbarhof. Leider heißt Herr Hufschmied nur so und kennt sich mit der Schmiederei nicht aus, denn einen guten Schmied könnten wir hier gut gebrauchen", Bauer Gugel nahm kein Blatt vor den Mund und die beiden vorgestellten jungen Männer sahen auch leicht verunsichert aus. Felix stellte sich auch vor und begrüßte die beiden herzlich.

Herr Hufschmied war ein sehr schlanker, mittelgroßer Mann mit Brille, der wahrlich nicht wie ein Schmied aussah. Er sagte: "Wir wohnen dahinten in dem Hof mit dem angefangenen Swimming-Pool. Jetzt werden wir wohl Bauern werden müssen." Dabei wirkte er ziemlich verloren und ängstlich.

Der andere junge Mann, der als Herr Friedrich vorgestellt worden war, stieß Herrn Hufschmied aufmunternd gegen die Schulter und sagte: "Keine Sorge Martin, das schaffen wir schon irgendwie." Martin Hufschmied lächelte seinen Freund tapfer an und nickte. Als Felix versprach, mit Knowhow weiterzuhelfen, wurde das Lächeln noch ein wenig zuversichtlicher.

"Bauer Gugel hat uns freundlicher Weise auch schon erklärt, was wir jetzt am besten zuerst machen, um über den Winter zu kommen." berichtete Herr Friedrich. Der Blick von Bauer Gugel ruhte wohlgefällig auf dem jungen Mann. Es schien ihn zu freuen, dass sein altes Wissen wieder gefragt war.

Weil Felix den Eindruck hatte, dass die neuen Bewohner unter Bauer Gugels Obhut sehr gut untergebracht waren, verabschiedete er sich bald, um zum großen Dorf weiter zu fahren.

Direkt vor dem großen Dorf stieß er auf einen bewaffneten Dorfbewohner, den er flüchtig aus der Kneipe kannte. Dieser hielt ihn an und fragte nach seinem Begehren.

Felix sah ihn erstaunt an und sagte: "Ich komme von dem Einzelhof oben auf dem Berg. Sie kennen mich doch, oder?"

"Ja, schon", sagte der andere, "Aber wir kontrollieren jetzt jeden, der ins Dorf will. Gestern wollten Plünderer eindringen und erst als sie die Flinte von Jäger Behr sahen, sind sie wieder abgezogen. Jetzt stehen wir an den Ortseingängen Wache. Mit der Trillerpfeife hier kann ich im Handumdrehen Verstärkung herbeirufen."

"Das halte ich für eine sehr vernünftige Idee", lobte Felix, "Was muss ich jetzt noch tun, damit Sie mich durchlassen?"

"Sie können schon durch. Ich kenn Sie ja. Im goldenen Hirsch ist heute mächtig was los. Eine Dorfversammlung ist einberufen worden. Sie können ja

mal vorbeischaun", schlug der junge Wächter vor. Da Felix sowieso zuerst in die Kneipe gehen wollte, griff er den Vorschlag gerne auf.

In der Kneipe war tatsächlich viel Betrieb. Ein Mann stand in der Mitte, wo ihn alle sehen konnten. Felix erinnerte sich vage, dass es sich bei diesem Mann wohl um Bürgermeister Schmidlin handelte. Herr Schmidlin hielt eine Ansprache, in der er alle zum Zusammenhalten aufrief. Eine Bestandsaufnahme sollte gemacht werden, um den Winter und das nächste Jahr zu planen. Es gab mehrere Listen, in die man sich eintragen konnte. Drei Listen waren für vorhandene Vorräte vorgesehen. Eine für Leute, die zu wenig hatten, um durchzukommen, eine weitere für die, die selbst klarkamen und die dritte für diejenigen, die Überschüsse oder Lagerbestände hatten, wie zum Beispiel die Eberles mit ihrem Getreide.

Die Lager würden besonders bewacht werden und im Gegenzug würden die Besitzer einen Teil der Lagerbestände der Gemeinde für Notleidende zur Verfügung stellen. Mit dem Rest konnten sie freien Handel treiben. Die Besitzer der Lagerbestände waren darüber zwar nicht sehr glücklich, aber sie waren froh, dass die Vorräte bewacht werden sollten und dass ein Teil an die Armen gehen sollte, war irgendwie auch einzusehen.

Weitere Listen waren ausgelegt, wo jeder eintragen konnte, was für Fähigkeiten und Gerätschaften er einbringen konnte.

Felix trug sich in die Liste der Leute, die selbst klarkommen ein und schrieb in die anderen Listen, dass er Knowhow in Basis-Technologie einbringen konnte. Außerdem notierte er das Notfall-Netz und die Möglichkeit der Überwachung per Webcam.

Im allgemeinen Getümmel arbeitete er sich bis zum Bürgermeister durch und fragte ihn, ob es im Dorf jemand gäbe, der mit Funk Erfahrung hatte. Der Bürgermeister neigte den Kopf und sagte nach kurzem Überlegen: "Der Thomas Lehmann hat früher mal gefunkt. Vielleicht steht bei ihm noch was im Keller rum. Da hinten in der Ecke steht er. Der grauhaarige mit der Brille, der sich grad mit dem kräftigen Herrn unterhält.". Felix bedankte sich und bahnte sich den Weg zu den beschriebenen Herren. Er stellte sich vor und fragte Herrn Lehmann nach seiner Funkausrüstung.

"Jo, die müsste noch im Keller liegen, hab ich lange nicht benutzt", sagte Herr Lehmann.

"Ist sie zufällig in einer Metallkiste untergebracht?", fragte Felix.

"Woher wissen Sie das? Ja, die Anlage liegt bei mir immer in einer Metallkiste. Aber ich weiß nicht, ob sie noch tut. Sie ist schon über zwanzig Jahre alt", wandte Herr Lehmann ein, "Und wofür brauchen Sie die überhaupt?".

"Oh, ich brauche die gar nicht. Aber wir haben noch einige Webcams übrig. Mit denen könnte man die Dorfeingänge zusätzlich überwachen. Uns fehlt aber eine zusätzliche Funkanlage, die man braucht, um die Bilder hier zu empfangen. Wir haben nur eine Anlage für uns. Wenn Ihre Anlage schon so alt ist, ist es umso besser. Das und vor allem die Metallkiste erhöhen die Chance, dass die Anlage noch funktioniert." antwortete Felix.

"Na das wär mir aber eine große Freude, wenn mein altes Funkgerät nochmal gebraucht werden würde. Das sollten wir gleich dem Herrn Bürgermeister sagen." schlug Herr Lehmann vor, ergriff Felix am Oberarm und zog ihn in Richtung Bürgermeister. Dieser war sehr angetan von der Idee mit der Dorfüberwachung.

In seinem Eifer lud Herr Lehmann Felix gleich zu sich nachhause ein, um die Funkanlage zu besichtigen. Anscheinend freute er sich sehr, dass er mit seiner Anlage etwas für das Dorf beitragen konnte. Felix erinnerte sich dunkel, den Namen Lehmann auf der Liste der Vorratslosen gesehen zu haben. Bei seinem kleinen Haus angekommen, stellte Herr Lehmann Felix seiner Frau vor, die sich mühsam vom Sofa erhob und einen Kaffee anbot. Felix lehnte ab, mit der Begründung an diesem Tag schon genug Kaffee getrunken zu haben. In Wirklichkeit wollte er den alten Leuten aber nicht ihren letzten Kaffee wegtrinken.

Herrn Lehmann schien das auch ganz recht zu sein, denn es drängte ihn in den Keller. Im Licht einer flackernden Kerze ging er zielstrebig auf eine leicht angerostete Kiste zu, auf der erstaunlicherweise kein Flöckchen Staub lag. Felix dachte sich seinen Teil. Im Nu war die Kiste geöffnet und Herr Lehmann präsentierte stolz seine Funkausrüstung. Sie sah wirklich alt aus, aber ansonsten hervorragend gepflegt. Gemeinsam trugen Felix und Herr Lehmann die Kiste ins Erdgeschoss. Sorgfältig baute Herr Lehmann seine Anlage auf, nicht ohne beim Auspacken hin und wieder liebevoll über die Geräte zu streichen.

"Ach ich alter Esel. Wir haben ja gar keinen Strom." rief Herr Lehmann aus, nachdem er alles aufgebaut hatte.

"Haben Sie vielleicht ein Auto mit Autobatterie?" fragte Felix.

"Ach ja, natürlich. Eine Autobatterie haben wir wohl schon in unserem Auto." Herr Lehmann ging zu einer Werkzeugkiste, die in der Küche stand, griff sich einen Satz Schraubenschlüssel und winkte Felix nach draußen. Dort gingen sie zu einem alten VW Golf und schraubten die Batterie heraus. Felix hoffte, dass sie noch geladen war. Sie gingen wieder ins Haus und schlossen die Funkanlage an die Batterie an. Herr Lehmann schaltete das Funkgerät an und zur großen Freude beider Männer leuchtete ein Lämpchen auf und es fing an zu rauschen und zu fipen.

Felix änderte die Frequenz, nachdem Herr Lehmann ihn dazu aufgefordert hatte. Als er die Frequenz seines Notfall-Netzes eingestellt hatte, wurde das Rauschen deutlich lauter. Viel mehr konnte er auch nicht erwarten, weil das Netz ja Daten und keine Sprache sendete. Das Rauschen schien ihm noch nicht laut genug, daher wollte er die Antenne etwas besser ausrichten.

Suchend blickte er sich in der Küche um, aber wie immer hatte er keine Vorstellung davon, in welcher Richtung sein Hof lag oder wo Norden war. Das war mal wieder der leidige Familien-Fluch der Orientierungslosigkeit. Wo er doch sonst in kaum einer Hinsicht unfähig war. Etwas verlegen fragte er Herrn Lehmann wo Norden sei. Herr Lehmann zeigte es ihm und wirkte etwas verwundert.

Dank Richtungsangabe konnte Felix die Antenne aber recht schnell besser ausrichten und das Rauschen wurde noch erheblich lauter. "Hören sie, wie laut es hier rauscht? Das ist unser Funk-Netz. Da werden Daten ausgesendet, darum rauscht es nur. Aber es zeigt ganz deutlich, dass Ihr Funkgerät funktioniert. Ich werd mir in den nächsten Tagen mal Gedanken machen, wie wir eine Dorf-Warnanlage aufbauen können. Dann werde ich mich wieder bei Ihnen melden." sagte Felix.

Sehr zufrieden wirkend blickte Herr Lehmann auf sein Funkgerät und stimmte Felix Vorschlägen zu. Felix dachte bei sich, dass er sich auch bald eine Lösung für das Aufladen der Autobatterie ausdenken müsste, denn Herr Lehmann würde jetzt bestimmt noch längere Zeit mit seinem Funkgerät verbringen und die Batterie wäre wohl bald leer. Aber für die Dorf-Warnanlage brauchte man sowieso dauerhaften Strom.

Auch Felix war recht zufrieden, als er sich vom Ehepaar Lehmann verabschiedete. Sogar die gehbehinderte Frau Lehmann schien erfreut, dass ihr Mann sein altes Hobby wiederentdeckt hatte.

Bevor er das Dorf verließ, fiel Felix im letzten Moment noch ein, dass er ja für das Los Holz im Wald noch zusagen wollte und so ging er noch mal in die Kneipe, wo er den Zuständigen vermutete. In der Kneipe konnte er nicht nur die Angelegenheit mit dem Holz klären, sondern traf auch Herrn Eberle, der Felix liebe Grüße für seine Frau auftrug, denn Frau Eberle würde es schon viel besser gehen. Sie hatte wohl wieder neuen Mut gefasst.

Auf dem Heimweg traf er wieder den Wächter, der sich freute, die Neuigkeiten von der Versammlung zu hören. Eine Weile später erreichte Felix das kleine Dorf und hielt vor Bauer Gugels Hof, um die Milch zu holen. Die Bäuerin bot ihm außer der Milch auch noch Frischkäse und Butter an, was Felix gerne annahm. Sie sagte dazu: "Wir wollen jetzt unser Angebot erweitern, weil

ja anscheinend wieder mehr Bedarf besteht. Und die alte Molkerei ist ja noch da. Ich musste da nur mal gründlich saubermachen. Schade nur, dass wir keinen Joghurt machen können, denn wir haben keine Joghurtkulturen."

"Oh, da könnten wir Ihnen aushelfen. Wir züchten Joghurt, aber es ist immer mehr, als wir verbrauchen können. Darum würde ich gerne Ihnen die Joghurtkultur überlassen. Bei Ihnen lohnt sich das eher. Wenn sich das dann bei Ihnen eingespielt hat, könnten wir unseren Joghurtbedarf auch bei Ihnen decken", bot Felix an. Frau Gugel war begeistert und bot Felix gleich noch eine Butter an, die Felix aber mit dem Hinweis ablehnte, dass die neuen Nachbarn bestimmt einen viel dringenderen Bedarf hatten.

Auf dem Weg nach oben ließ Felix die Erlebnisse durch den Kopf gehen. Die Notsituation schien nicht für alle schlecht zu sein. Einige vor allem ältere Leute blühten förmlich auf. Ihr altes Wissen war auf einmal wieder gefragt und sie fühlten sich nicht länger wie unnütze Überbleibsel. Nach einem anstrengenden Anstieg kam Felix endlich wieder zuhause an.

Ich hatte inzwischen die Rohre soweit verlegt, dass man direkt neben dem Kücheneingang aus einem provisorischen Hahn fließend Wasser abzapfen konnte. Felix lobte mich angemessen und erzählte mir dann drinnen beim Abendessen von seinen Erlebnissen. Über den Quark und die Butter freute ich mich sehr, denn bisher war ich noch nicht dazu gekommen, das Buttermachen selbst in Angriff zu nehmen und wenn die Bäuerin das stattdessen für viele Leute machte, war das eine erheblich bessere Lösung.

Nach dem Essen gingen wir gemeinsam ins Büro, um uns mal wieder unserem Netz zu widmen.

Im allgemeinen Forum war eine hitzige Diskussion darüber entbrannt, ob es möglich sei, die Situation in einer Großstadt zu überstehen. Manche waren der Meinung, dass man nur auf dem Land überleben könne und dass Flucht die einzige Lösung für Stadtbewohner sei. Andere hingegen waren überzeugt, dass es mit etwas Glück und viel Flexibilität durchaus möglich sein müsste, in der Stadt zu überleben.

Dass ein Funknetz-Standort in Frankfurt eine wertvolle Sache wäre, darin waren sich alle einig. CityGuy selbst schrieb, dass er sich sehr über die Unterstützung freuen würde, und dass er wohl noch mindestens einen Tag Zeit zum Überdenken bräuchte. Inzwischen sammelten sich auch immer mehr Ideen zum Überleben in der Großstadt im Forum an. Einer verwies auch auf den Frankfurter Hafen, wo wahrscheinlich einiges an Nahrungsmitteln lagerte. Fragte sich nur, wie jemand wie CityGuy da rankommen sollte.

Insgesamt war der Tag recht erfreulich verlaufen und wir waren in vielerlei

Hinsicht weitergekommen mit der Umstellung auf das neue Leben. Daher fühlte ich mich auch recht wohl und konnte mich etwas zuversichtlicher als am Tag zuvor ins Bett legen.

23 Ronja

Herrlich ausgeschlafen ging Ronja am nächsten Morgen wie üblich auf den Balkon, um das Wasser für den Kaffee heiß zu machen. Noch hatten sie ein paar Pappen und Holzstückchen für ihren improvisierten Herd, aber bald würden sie außer Nahrungsmitteln auch Brennmaterial suchen müssen. Während das Wasser langsam warm wurde, spähte sie über die Balkonbrüstung und sah nur Leere und Gerümpel zwischen den Häusern. Die Plünderer hatten sich anscheinend gründlich verzogen. Im Stillen pries Ronja die unbekanntenen Organisatoren des Lagers, die ihnen die Plünderer vom Hals geschafft hatten.

Den Vormittag verbrachte die kleine Familie wieder mit Unterricht, der allen viel Spaß machte. Anna ging ja sowieso noch gerne in die Schule, aber die beiden Frauen erinnerten sich an viele langweilige Stunden in ihrer Schulzeit und fanden ihren eigenen Unterricht sehr viel spannender. Aber es war natürlich einfacher, einer einzelnen wissbegierigen Schülerin etwas beizubringen, als gegen die Unlust einer ganzen Teeniehorde anzukämpfen. Wenn nicht die Neugier auf neue Unternehmungen mit ihren RFID-Scannern gewesen wäre, hätten sie bestimmt den ganzen Tag mit Schule spielen verbracht.

Beim Mittagessen sprach Ronja aus, was den anderen beiden zwischendrin auch immer wieder durch den Kopf gegangen war: "Ich frag mich, wie das weitergehen soll. Hier sitzen und lernen und nachmittags essen sammeln gehen ist zwar ganz lustig, aber das kann ja kein Dauerzustand sein. Irgendwann müsste sich doch da mal was tun mit der Katastrophe. "

"Das hab ich mich auch schon immer wieder gefragt." entgegnete Nanni. "Keine Anweisungen von oben, was man tun soll, kein patrouillierendes Militär, das für Ordnung sorgt, kein Ersatzstrom, keine Wasserwagen und es wird von Tag zu Tag kälter. "

"Genau, Militär hätte ich bei sowas auch erwartet. Sogar in Somalia tauchen sie haufenweise auf, wenn dort was los ist. Und Polizisten müsste es doch auch noch geben, die für Ordnung sorgen." bestätigte Ronja Nannis Aufzählung.

"Wahrscheinlich sind die alle vollauf damit beschäftigt, die Politiker vor dem randalierenden Mob zu schützen." vermutete Nanni mit leichtem Sarkasmus in

der Stimme und ahnte nicht, dass sie damit den Nagel auf den Kopf traf.

"Vorräte einsammeln ist aber bestimmt auf jeden Fall sinnvoll, egal wie es weitergeht", sagte Ronja und die beiden anderen stimmten ihr zu.

Sie packten ihre Taschen und die RFID-Scanner ein, um sich für neue Abenteuer zu rüsten. Die Haustür war noch ordnungsgemäß verschlossen, was Ronja als gutes Zeichen wertete. Zuerst gingen sie zur Anschlagtafel zwischen den Häusern, aber leider war dort nichts neues zu erfahren. Dieses Abgeschnitten-sein vom Puls der Zeit war ein sehr merkwürdiges Gefühl. In guten Zeiten konnte man sich vor Neuigkeiten kaum retten und jetzt erfuhren sie nichts von dem, was in der Welt vor sich ging.

Der Weg führte sie als nächstes wieder ins Einkaufszentrum, denn dort hatten sie gestern nur einen kleinen Teil durchforstet. Neben dem Supermarkt befand sich eine Apotheke, die auch schon sehr durchgeplündert aussah. Nanni stieg als erste vorsichtig durch die zersplitterte Glastür, deren unterer Teil mit großen scharfen Zacken noch im Boden steckte. Ronja hob Anna anschließend hoch und reichte sie Nanni über die Scherbenbarriere, denn für ein Kind von Annas Größe, waren die Scherben zu hoch, um sie gefahrlos zu übersteigen.

Rinnen angekommen erwartete sie ein heilloses Durcheinander. Fast alle Medikamentenschachteln waren aus den Regalen geworfen und lagen in wirren Haufen auf dem Boden. Die Plünderer waren zwar gründlich beim Chaos gewesen, aber mitgenommen hatten sie offensichtlich nicht sehr viel. Vielleicht waren sie auch vor allem auf der Suche nach drogenähnlichen Mitteln gewesen. Anna hob eine Schachtel vom Boden auf und betrachtete sie neugierig.

"F u n g i z i d", entzifferte sie mühsam, "Was ist denn das für ein Zeug?".

"Wahrscheinlich ist das gegen Hautpilz." erinnerte sich Ronja unsicher an ihr rudimentäres medizinisches Wissen. "Die Frage ist, was brauchen wir von hier? Wir sind ja schließlich nicht krank. Vielleicht sollten wir einfach die Hausapotheke etwas aufstocken und Verbandszeug, Schmerztabletten, Erkältungstropfen und solche Sachen einpacken."

Die anderen fanden die Idee gut und so suchten sie sich normale Standard-medikamente zusammen. Anna konnte mit den normalen Mitteln nichts anfangen und stöberte daher bei den bunteren Haufen. Sie kam mit mehreren Packungen Vitamin-Brausetabletten an und Ronja lobte sie sehr, denn sie hatte bisher gar nicht an die Vitaminversorgung gedacht. Außerdem hätte man jedes Mal ein schmackhaftes Getränk, was vor allem Anna gefallen würde, wie man ihren leuchtenden Augen deutlich ansehen konnte. Also forderte Ronja Anna auf, noch mehr von den Vitamin-Brausetabletten zu suchen, was Anna auch sofort in Angriff nahm.

Ausgerüstet mit einer besseren Hausapotheke, als sie je zuvor besessen hatten, verließen sie die Apotheke und widmeten sich einem Klamottenladen. Die Ständer mit den teureren Kleidungsstücken waren fast ausnahmslos leergeplündert, aber bei den billigen T-Shirts, Jogginghosen und diversem Zubehör wurden sie noch fündig.

Merkwürdigerweise war es im gesamten Einkaufszentrum völlig leer. Als wären sie in einer Geisterstadt. Ronja und Nanni fragten sich, wo die ganzen Leute wohl abgeblieben seien, waren aber irgendwie auch ganz froh, dass sie nicht auf gefährliche Fremde gestoßen waren. Da die mitgenommenen Taschen schon voll waren, machten sie sich schwer bepackt auf den Heimweg.

Kurz vor der Anschlagtafel kam ihnen ein junger Mann entgegen, der sie freundlich grüßte. Nanni nahm ihren ganzen Mut zusammen und fragte ihn, ob er was Neues wüsste von der Situation.

"Oh, von den Neuigkeiten komme ich gerade her. Die sind aber nicht besonders zu empfehlen", meinte er zwinkernd. "Das Auffanglager hier in der Nähe, in dem ich ein paar Tage war, ist völlig überfüllt und die hygienischen Zustände versprechen baldige Seuchen. Da bin ich dann lieber wieder in das wilde Feindesland zurückgekehrt." Dabei konnte man seiner Heiterkeit deutlich anmerken, dass sie nicht sehr tief ging und dass es ihm innendrin wohl ziemlich elend ging.

"Und wo wollen Sie jetzt hin?", fragte Nanni unverblümt.

"Ich wohne in dem Haus dort", dabei zeigte er auf das Haus, in dem auch Ronja und ihre Familie wohnten. "Meine Wohnung ist ziemlich verwüstet und ausgeraubt, aber es wird schon irgendwie gehen."

"Da wohnen wir ja im gleichen Haus. Wenn Sie wollen, können Sie auf einen Kaffee zu uns kommen." lud Nanni den jungen Mann spontan ein. Ein Blick auf Ronja versicherte ihr, dass die Einladung in Ordnung war.

Ronja hatte die Zeit genutzt, um den jungen Mann gründlich zu taxieren, denn sie wollte es vermeiden, ein Monster in ihre Wohnung einzuladen. Wie ein Monster wirkte er jedoch nicht mit seinen freundlichen graublauen Augen, an deren Außenrändern man schon kleine Lachfältchen ahnen konnte. Auch von der Statur her wirkte er nicht bedrohlich, denn er war etwa mittelgroß und ziemlich schlaksig. Wenn seine Nase nicht so kräftig gewesen wäre, hätte man sein Gesicht als zart oder geradezu hübsch bezeichnen können. Die mittelblonden kurzen Locken standen struppig in alle Richtungen ab und am Kinn spross ein weicher Bart. Ronja musste unwillkürlich an die Rasierapparate denken, die sie in der Apotheke hatten liegen lassen und ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht.

Das empfand der junge Mann wohl als Aufmunterung, denn er verbeugte sich vor den Dreien und sagte galant: "Darf ich mich den werten Damen vorstellen. Meine Name ist Klaus. Und mit wem habe ich die Ehre?".

"Ich heiße Ronja, das ist Nanni und dies hier meine Tochter Anna." bernahm Ronja die Vorstellung der ganzen Familie. Anna ergriff Klaus Hand und zog ihn in Richtung Haus. Die beiden Frauen folgten schmunzelnd. Am Haus angekommen, bedeutete Ronja Nanni unauffällig Klaus beim Aufschließen der Tür den Vortritt zu lassen, um sicher zu gehen, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Die Vorsichtsmaßnahme erwies sich jedoch als überflüssig, denn Klaus hatte seinen Schlüssel schon aus seiner Jacke geholt, bevor die Frauen die Tür erreicht hatten.

"Ah, gut abgeschlossen", lobte Klaus. "So hätten wir es auch in den ersten Nächten machen sollen, vielleicht wäre meine Wohnung dann noch heile." Auf dem Weg nach oben kamen sie im dritten Stock an Klaus Wohnung vorbei. Die Tür war eingeschlagen und in den Zimmern bot sich das mittlerweile bekannte Bild.

"Da können wir dir morgen mal beim Aufräumen helfen." bot Nanni an. "Das kriegen wir schon wieder hin. Komm einfach erstmal mit zu uns."

Das ließ Klaus sich nicht zweimal sagen und so gingen sie hoch in ihre Wohnung. Klaus staunte über den praktischen Blechdosen-Kocher und als der Kaffee fertig war, ließ er sich mit einem Seufzen auf einen Stuhl sinken. "An solch einen Luxus war in dem Lager überhaupt nicht dran zu denken. Herrlich, einfach herrlich dieser Kaffee, ich danke euch", sagte er nachdem er ein paar kleine Schlucke genossen hatte.

"Was ist denn das für ein Lager?" nahm Anna die Frage der beiden Frauen vorweg.

"Oh, was für ein Lager? Ein großes, grssliches Lager ist das. Mit lauter Zelten und viel zu wenig Toiletten, endlos langen Warteschlangen, wenig zu essen, viel Streit, stndige Schlägereien und seit ein paar Tagen die ersten Toten. Zuerst ging es noch, aber dann haben sie den plndernden Mob aus den Straßen eingesammelt und mit uns eingepfercht, da wurde es dann unerträglich. Und bevor sich da noch Seuchen ausbreiten, bin ich lieber von dort weggegangen", erzählte Klaus.

"Wie gut, dass wir da nicht hingegangen sind", freute sich Nanni. "Die Plünderer, die zwischen unseren Häusern campiert hatten, sind dort wohl hingegangen. Wir dachten uns gleich, dass wir nicht dort sein wollen, wo die hingehen."

"Was machst du denn sonst so?", fragte Ronja, die sich gerne ein besseres

Bild von Klaus machen wollte.

"Bisher habe ich Medizin studiert und wenn diese Katastrophe nicht dazwischen gekommen wäre, wäre ich nächstes Jahr vielleicht schon mit dem Examen fertig gewesen. Aber jetzt ist wohl alles anders", erklärte Klaus kurz zusammengefasst.

"Ja, jetzt ist irgendwie alles anders", stimmte Ronja zu.

Die vier hielten noch ein ausgiebiges Gespräch über Vergangenes, Aktuelles und Zukünftiges. Erst lange nach Mitternacht stellten sie fest, wie schnell die Zeit vergangen war und Nanni bot Klaus das Sofa zum Übernachten an, weil bei ihm ja nicht mal die Tür zu ging.

Klaus zögerte etwas, nahm dann jedoch mit einem erleichterten Seufzen an. Nachdem er geholfen hatte, die längst eingeschlafene Anna ins Bett zu tragen, streckte sich Klaus wohlig auf dem Sofa aus und kuschelte sich in die angebotene Wolldecke. Auch die Frauen waren schon so müde, dass sie kaum noch den Weg ins Bett fanden und dort sofort einschliefen.

24 Ulli

Irgendetwas drückte schmerzhaft an Ullis Wange. Zuerst versuchte Ulli, dem schmerzhaften Druck durch Umdrehen zu entkommen, aber dann drückte es im Nacken. Also entschloss Ulli sich, aufzuwachen, um der Sache auf den Grund zu gehen. Die Ursache war schnell entdeckt, denn da wo eben noch sein Kopf gelegen hatte, lag ganz unschuldig aussehend Ullis Kompass. Unverdrossen zeigte er nach Norden. "Wenn es doch nur so einfach wäre." dachte Ulli bei sich, als hätte der Kompass ihn zu irgendetwas aufgefordert.

Nachdenklich besah er sich seine Habseligkeiten, die nicht viel Hoffnung versprachen. Mit seinen EPA-Resten konnte er sich mit Ach und Krach über diesen Tag retten, denn die drei EPAs des Anderen wollte er nach wie vor nicht anrühren. Mit drei EPAs im Schlepptau könnte er aber kaum glaubwürdig versichern, dass er hungrig sei. Nun ja, fürs erste Naseputzen reichten seine Vorräte noch und die Toilettenschlange war glücklicherweise kostenlos.

Während er in der Schlange wartete, dachte er erneut darüber nach, ob er nicht besser doch das Lager verlassen sollte. Seine Wohnung lag immerhin im Norden. Ob das die Bedeutung des zurückgewonnenen Kompasses war? Das wäre zu einfach, denn Kompass zeigen schließlich immer nach Norden. Aber das mit dem Verlassen des Lagers ließ ihm dennoch keine Ruhe.

Im Anschluss an die Morgentoilette holte er einen der harten Kekse aus seinem Bündel und knabberte gedankenverloren darauf rum, während seine Schritte ihn wie von selber in Richtung Lagerausgang führten. Bei den Anschlagtafeln blieb er stehen, einerseits um eventuelle Neuigkeiten zu erfahren und andererseits um, ohne es zu wissen, Zeit zu gewinnen.

Die Anschlagtafel berichtete von Tumulten in Berlin, bei denen etliche Politiker getötet worden seien und erbarmungswürdigen Zuständen bei der Zivilbevölkerung. Ulli dachte an seine Schwester Ronja und hoffte, dass sie es halbwegs gut haben würde, bezweifelte dies aber tief drinnen, denn die Nachrichten aus Berlin klangen wirklich niederschmetternd. Über andere Städte gab es ähnliche Berichte, die aber im Allgemeinen eher nichtssagend waren.

Endlich hatte Ulli alles gelesen, was es zu lesen gab und er drehte sich in Richtung Ausgang um. Unschlüssig verlagerte er sein Gewicht von einem Bein aufs andere. Wenn, dann sollte er es jetzt gleich wagen, solange der Tag noch jung war. Er ging direkt auf den Ausgang zu, in der Hoffnung, ohne weitere Formalitäten entschlüpfen zu können. Doch da hatte er die Rechnung ohne den aufmerksamen Wachposten gemacht, der ihn sofort anhielt und zu der Frau von vorgestern schickte.

Die Frau saß immer noch oder schon wieder neben dem Eingangsbereich mit ihrem Klemmbrett auf dem Schoß. Sie begrüßte ihn freundlich, wie einen alten Bekannten. Ob sie sich wohl an Ulli erinnerte? Ulli bezweifelte das, denn kaum jemand erinnerte sich gleich nach der ersten Begegnung an ihn.

"Sie wollen also wirklich das Lager verlassen?" fragte sie ihn. Ulli nickte bejahend. Die Unsicherheit auf den Straßen hat eher noch zugenommen. Wir haben einfach nicht genug Leute, um die Straßen zu sichern", versuchte sie ihn von seinem Vorhaben abzuhalten.

"Och, mit den Leuten, das könnten Sie leicht lösen", platzte Ulli leichthin raus.

"Wie meinen Sie das?", fragte die Frau, neugierig geworden.

"Nun, hier sitzen doch haufenweise Leute untätig rum. Leute, die kochen können, Kinder betreuen - was jetzt schon ganz gut von selber läuft, organisieren können, sich mit Verwaltung auskennen, Maschinen reparieren und dergleichen Dinge mehr. Die Leute hier sind ja keine Schwerkranken, sondern Menschen, die großteils vorher gearbeitet oder etwas gelernt haben. Nutzen Sie doch einfach deren Zeit und Kraft, dann haben Sie genug Leute, um das Lager auf Vordermann zu bringen und die Stadt von Plünderern zu befreien", schlug Ulli ganz kühn vor.

"Weiter! Wie haben Sie sich das konkret vorgestellt?", ließ die Frau nicht

locker.

"Konkret? Nun ja, man müsste Ansprachen in den Zelten halten und die Leute dann je nach ihren Fähigkeiten in Gruppen sammeln lassen. Zur Aufsicht können Sie ja jeder Gruppe einen Soldaten mitgeben, damit alles seine Ordnung hat", baute Ulli seine Idee weiter aus, "Kann ich jetzt gehen?"

"Gehen können Sie gerne, doch nicht nach draußen. Kommen Sie mit", die Frau stand auf und bedeutete Ulli ihm zu folgen.

Ulli folgte der Frau mühsam durch einen Teil des Lagers, den er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Seine Decke schleifte auf dem Boden und er versuchte beim Gehen die Decke durch Schulterbewegungen wieder zurechtzurücken, was leider gar nicht gut gelang, sondern ins Gegenteil ausartete. Für Außenstehende sah das bestimmt lustig aus, wie er in aller Eile mit schleifender Decke und zuckenden Schultern einer Frau hinterher lief. Nach mehreren hundert Metern wurde ihm das aber zu bunt und er blieb kurz stehen, um sich die Decke ordentlich über die Schultern zu legen.

"Wohin bringen Sie mich?", rief er keuchend der Frau hinterher.

Die Frau stellte jetzt erst fest, dass er kaum hinterher kam und verlangsamte ihre Schritte etwas. "Lassen Sie sich überraschen", meinte sie verschmitzt. Sie kamen an mehreren Kontrollposten vorbei, die jedes Mal sofort strammstanden, wenn die Frau und Ulli passierten.

Schließlich standen sie vor einem gut bewachten mittelgroßen Zelt und die Frau hielt sich das erste Mal damit auf, einen der Wachposten anzusprechen. Sie sagte zu dem Mann: "Ich bringe hier eine Überraschung für Oberleutnant Wunsmann."

Zu Ulli gewandt sagte sie: "Oberleutnant Wunsmann können Sie ihre ganzen Ideen erzählen. Er hat bestimmt ein offenes Ohr dafür. Wie heißen Sie?"

"Äh, ich heiße Ulli Burkhardt. Was passiert jetzt?", wollte Ulli unbedingt wissen.

"Sie können sich einfach eine Weile mit dem Oberleutnant unterhalten", erklärte die Frau.

Ulli war gar nicht wohl in seiner Haut. Hatte er was Verbotenes gesagt? Hatte er gegen irgendeine, ihm unbekannte, Regel verstoßen? Mit Leutnants kannte er sich gar nicht aus. Die kannte er eigentlich nur aus derben Filmen, die ihm meistens nicht sonderlich gut gefielen.

Ein wenig ungeduldig winkte die Frau ihm näherzukommen. Sie betraten zusammen das Zelt. Hinter einem kleinen Windfang öffnete sich das Zelt zu einem Raum, der fast wie ein normales Büro aussah, wenn auch etwas spartanisch. Hinter einem wuchtigen Schreibtisch saß ein grauhaariger Mann in

Uniform mit tiefen Ringen unter den Augen. Er gab gerade einem anderen Mann einen Stapel Papiere und schickte ihn davon.

Das erste Mal seit er sie kannte, nahm auch die Frau die soldatentypische Habacht-Stellung ein. Auch Ulli versuchte möglichst gerade zu stehen, was ihm mit der Decke über den Schultern und den EPAs im Schlepptau nicht besonders gut gelang. Der ältere Mann bedeutete der Frau zu sprechen.

"Oberleutnant Wunsmann, erinnern Sie sich an Ihren Wunsch heute morgen, dass jemand kommen sollte, der Ordnung in dieses Chaos bringt? Ihr Wunsch ist wohl in Erfüllung gegangen. Hier bringe ich Ihnen Ulli Burkhardt. Er hat ein paar gute Ideen, wie man die Situation verbessern könnte", kündigte die Frau an. Dann nickte Sie Ulli noch einmal kurz zu, bevor sie sich auf einen Wink des Oberleutnants hin zurückzog.

"So, so", hob Oberleutnant Wunsmann an zu sprechen. "Sie haben also gute Ideen?", fragte er Ulli ganz direkt.

"Äh, nun ja, also, ich hab eigentlich nur so daher geplaudert, Sir", versuchte Ulli sich herauszuwinden.

"Nun, das werden wir sehen. Haben Sie gedient?", fragte Oberleutnant Wunsmann.

Ulli spürte, wie ihm die Blut in den Kopf stieg. Bestimmt war er schon bis zu den Haarwurzeln rot im Gesicht. "Nein, äh, sie wollten mich nicht, wegen meiner Plattfüße", stammelte er.

"Zu meiner Zeit wäre man mit einer solchen Lappalie nicht davongekommen. Aber sei's drum. Was haben Sie bisher gemacht?", fragte der Oberleutnant, ohne sich um Ullis Verlegenheit zu kümmern.

"Ich studiere Versicherungsmathematik.". Endlich eine Frage, bei der Ulli sich nicht schämte.

"Da rechnet man bestimmt viele Katastrophen-Szenarios durch?", mutmaßte Herr Wunsmann.

"Ja, das ist auch schon lange ein Hobby von mir", allmählich fühlte Ulli sich etwas besser.

"Nun denn, dann lassen Sie mal hören, was Sie so für Ideen haben", forderte der Oberleutnant ihn auf.

"Die Ideen basieren auf der Überlegung, dass hier sehr viele gesunde, arbeitsfähige Menschen untätig rumsitzen, obwohl sie alle Arten von Fähigkeiten haben. Für die Organisation gibt es Manager und Sekretärinnen, für die Verpflegung Gastwirte, Einkäufer und Lagerfachleute, für die Technik gibt es Maschinenbauer und Elektrotechniker. Auch Studenten können mitarbeiten und völlig Ungelernte können irgendwelche Hilfsdienste leisten. Selbst wenn das

alles auf freiwilliger Basis läuft, sind die Leute bestimmt froh, dass es weitergeht und dass sie nicht mehr tatenlos abwarten müssen."

Ulli holte tief Luft, denn auch ihm wurde erst nach und nach die Bedeutung und die möglichen Folgen seines Vorschlags bewusst. Die Ideen, die bisher vage in seinem Kopf herum gewabert waren, bildeten sich plötzlich zu einem klaren, aber komplexen Bild und er wusste plötzlich, dass er an diesem Tag noch viel sprechen würde.

"Die Organisation wäre relativ einfach, wenn man die Leute in ihren Zelten und auf der Hauptstraße informiert und sich dann nach Fähigkeiten sammeln lässt. Zur Bewachung können Sie natürlich echte Soldaten dazustellen", schlug Ulli vor.

"Und was sollen die Leute dann ihrer Meinung nach tun?", fragte der Oberleutnant.

"Zuerst könnten sie die Organisation des Lagers nach und nach größtenteils übernehmen, sodass Sie mehr Soldaten für die Befreiung der Stadt zur Verfügung haben. Die jungen kräftigen Leute könnten Ihnen auch dabei helfen. Die Mütter haben sich jetzt schon organisiert, um die Kinder zu betreuen. Das gab mir den letzten Denkanstoß, denn es klappt wunderbar. Für die Zelte bräuchte man auch jeweils ein Team von Verantwortlichen, die dort nach dem Rechten sehen. Am besten wären drei Verantwortliche pro Zelt zuzüglich freiwilligen Helfern. Haben Sie ein Blatt Papier?". Ulli war richtig in Fahrt gekommen. Es gefiel ihm ausgesprochen gut, dass sich seine Idee zu einem Plan zu verdichten begann.

Oberleutnant Wunsmann nickte zustimmend, griff nach einem dünnen Stapel Papier und einem Kugelschreiber. Dann geleitete er Ulli zu einer kleinen Sitzecke mit Couchtisch und bot ihm einen bequemen Stuhl an. "Kaffee?", fragte er knapp. Als Ulli bejahend nickte, rief er einem anderen Soldaten, der bisher unauffällig an einem kleinen Schreibtisch am Rande des Zelttes gearbeitet hatte, eine kurze Bestellung zu, woraufhin dieser verschwand.

"So, nun schreiben Sie mal auf, was Sie so geplant haben, Kaffee kommt gleich", was sich auch gleich bewahrheitete, denn der andere Soldat kam schon wieder zurück mit einer Tasse Kaffee und ein paar Keksen. Der Kaffee duftete so verlockend, dass Ulli nicht widerstehen konnte und sofort ein Schlückchen davon trank. Es war zwar einfacher Kantinenkaffee, aber er schmeckte besser als jeder Kaffee, den Ulli in Erinnerung hatte. Die Kekse schaute er auch sehnsuchtsvoll an, doch zuerst wollte er seine Gedanken zu Papier bringen, solange sie noch in seinem Kopf kreisten.

Er nahm den Kugelschreiber in die Hand und schrieb einfach los: Zelt-Ver-

antwortung, Kinderbetreuung, Küche, Essensausgabe, Toilettendienst, Toiletten aufbauen, Unterkünfte verbessern, Verwaltung, Medizinische Versorgung. Alles ordentlich untereinander als Ausgangsbasis für eine Tabelle. "Was es in einem Lager zu tun gibt, wissen Sie bestimmt besser als ich, Sir", bemerkte Ulli etwas zaghaft. Neben die Zelt-Verantwortung schrieb er noch "3 je Zelt plus Helfer".

"Hm", meinte Oberleutnant Wunsmann. "Und wie soll es dann weitergehen."

"Wenn es kalt wird, ist eine Zeltstadt in unseren Breiten unbrauchbar. Aber eigentlich müsste es in München fast genug Wohnraum geben für alle Menschen, die schon vorher hier gewohnt haben. Daher sollte man die freiwerdenden Kräfte nutzen, um Schritt für Schritt die Stadt zurückerobern. Dazu braucht man natürlich eine mobile Nahrungsmittelversorgung und ähnliches, wenn es uns nicht gelingt, die normalen Strukturen wieder notdürftig aufzubauen", schlug Ulli vor.

"Und wie sieht es mit dem Wasser aus?", versuchte der Oberleutnant eine Lücke in Ullis Plänen zu entdecken.

"Oh, das Wasser ja. Entweder mit Wasserwagen, dazu müsste man entsprechende Laster reparieren oder gibt es für München nicht Wasserversorgung aus den Bergen, sodass das Gefälle ausreichen müsste, um einen brauchbaren Wasserdruck zu gewährleisten?", antwortete Ulli.

"Ja, doch, davon habe ich schon gehört", meinte Herr Wunsmann.

"Gut, dann müsste man nur eventuelle störende elektronische Steuergeräte entfernen und dann könnte eine gewisse Wasserversorgung für München funktionieren", schlug Ulli vor.

"So so, und das lernt man alles bei der Versicherungsmathematik?", fragte Herr Wunsmann leicht amüsiert.

"Ähem, wohl nicht so ganz. Die Ausgangsfrage der Überlegungen war allerdings: Wie kann man die Schadenssumme so gering wie möglich halten?", antwortete Ulli.

"Und Sie wollen das für uns organisieren?", forderte der Oberleutnant Ulli heraus.

"Tja, äh, ich? Ich würde fähige Leute dafür einsetzen, die über mehr Erfahrung als ich verfügen", sagte Ulli leicht verunsichert.

"Das ist gut, das hätte ich auch von Ihnen erwartet. Sie können sich gleich an die Arbeit machen. Vervollständigen Sie Ihre Liste und setzen Sie einen Text auf, um die Lagerinsassen zu informieren. Gegen Abend sprechen wir das Ganze dann durch und morgen können Sie die Leute zur Arbeit aufrufen", schlug Oberleutnant Wunsmann vor. Es klang jedoch eher wie ein Befehl.

Ulli war zunächst sprachlos, schluckte mehrmals und nickte dann zaghaft. Bevor Oberleutnant Wunsmann ihn sich selbst überlassen konnte, berappelte er sich jedoch und sagte: "Dann würde ich vorschlagen, dass ich als erstes jemanden von Ihrer Truppe brauche, der mir verrät, wie es bei Ihnen zugeht."

Oberleutnant Wunsmann grinste zustimmend und merkte an: "So ausgehungert wie Sie aussehen, haben sie gegen eine gute Mahlzeit bestimmt nichts einzuwenden."

Dagegen hatte Ulli in der Tat nichts einzuwenden und endlich traute er sich auch, die drei Kekse zu essen, die bei dem Kaffee lagen. Herr Wunsmann verließ kurz das Zelt, wahrscheinlich um sich anderen Dingen zu widmen. Ulli nutzte den Moment der Ruhe, um sich nochmal sein teilweise beschriebenes Blatt durchzusehen und den Kaffee zu trinken.

Kaum zehn Minuten später, Ulli hatte schon eine weitere Liste mit zu beschaffenden Dingen angefangen, betrat ein junger Mann in Ullis Alter das Zelt. In einer Hand balancierte er schwer beladenes Tablett und in der anderen trug er eine Aktentasche. Er steuerte direkt auf Ulli zu, stellte das Tablett auf dem Tisch ab und schüttelte seine Hand aus, um die Verkrampfung zu lockern.

"Obergefreiter Mattmüller meldet sich zum Dienst. Oberleutnant Wunsmann hat mich mit diesem Essen zu Ihnen geschickt und mich beauftragt, Ihnen zur weiteren Planung zur Verfügung zu stehen, was immer er auch damit meint", stellte der Mann sich vor.

Hin- und hergerissen zwischen seinem Hunger und dem Wunsch, seine Ideen möglichst zügig rüberzubringen, versuchte sich Ulli an dem Kunststück, gleichzeitig zu essen und in groben Zügen seine Überlegungen zu erklären, was ihm teilweise auch recht gut gelang. Nach den ersten zehn Bissen hatte er es auch nicht mehr so eilig und er ließ beim Essen Pausen, in denen er erklärte und viele weitere Punkte aufschrieb.

Die wachen Augen von Herrn Mattmüller flitzten zwischen den Papieren und Ullis gestikulierenden Händen hin- und her und schienen alles in sich aufzusaugen.

"Ja, das ist gut. Sowas hat die ganze Zeit gefehlt. Und wir zwei sollen das jetzt umsetzen?", sagte der Obergefreite, als Ulli mit den Erklärungen zu einem vorläufigen Ende gekommen war.

Bei der Ausarbeitung der konkreten Details stellten die beiden fest, dass sie gut miteinander klarkamen, was dazu führte, dass sie ein Blatt Papier nach dem anderen vollschrieben. Bald war der dünne Papierstapel verbraucht und Herr Mattmüller musste Nachschub besorgen.

Als es nach vielen Stunden dunkelte, hatten sie einen konkreten Plan für die

nächsten Tage aufgestellt und grobe Überlegungen für die Zukunft niedergeschrieben. Angesichts der Dunkelheit wollte Ulli aufbrechen, um zu seinem Zelt zurückzukehren, doch Obergefreiter Mattmüller hielt ihn davon ab. Für Mitarbeiter der Lagerverwaltung gab es nämlich ein Hotel in unmittelbarer Nähe, wo Ulli jetzt auch Platz finden würde, da er ja ein Mitarbeiter geworden war.

Zusammen verließen sie das Lager über gutbewachte Straßen, um nach wenigen Minuten vor einem Hotel zu stehen, vor dem eine mehrköpfige Patrouille auf- und abmarschierte. Obergefreiter Mattmüller wies sich aus und erklärte die Anwesenheit von Ulli. Einer der Wachposten machte einen Haken auf einer Liste, die er mit sich führte. An der Rezeption erhielt Ulli einen Ausweis, der ihm offiziell Zugang zum Hotel und den Verwaltungsbereichen des Lagers gewährte.

In der Lobby des Hotels brannten mehrere schwache Glühbirnen. Man konnte auch lange Kabel sehen, die sich überall provisorisch an den Wänden entlang zogen. Herr Mattmüller bemerkte Ullis Interesse und erwähnte: "Ja, Sie sehen richtig. Wir haben hier Notstrom. Sogar in den Zimmern kann man die Deckenbeleuchtung nutzen, aber auch nur die. Ich zeige Ihnen erstmal Ihr Zimmer, da können Sie sich ein wenig frisch machen, Sie sehen nämlich aus, wie durch eine Pfütze gezogen. Vorher sollten wir wohl noch in die Kleiderkammer gehen, um Ihnen was zum Anziehen auszusuchen.

Ulli folgte Herrn Mattmüller in den Keller zu einer Ausgabestelle, wo er von einer freundlichen Frau einen Stapel frisch gewaschene Kleider und ein Einweg-Rasierzeug erhielt. Anschließend steigen sie in das dritte Stockwerk und Herr Mattmüller zeigte Ulli sein Einzelzimmer, nicht ohne schmunzelnd zu erwähnen, dass Ulli das Einzelzimmer nur bekommen hätte, weil sie einen Zivilisten nicht mit einem Soldaten zusammenlegen wollten. In den anderen Zimmern schliefen sie anscheinend mindestens zu viert. Herr Mattmüller erklärte Ulli noch, dass es zwar fließend Wasser geben würde, weil das Hotel eine große Zisterne auf dem Dach hatte, aber dass das Wasser kalt sei. In einer Stunde würde er Ulli wieder abholen, um zum Essen zu gehen.

Kaltes Wasser aus der Dusche war zwar nicht unbedingt nach Ullis Geschmack, aber immer noch besser als dreckig bleiben. Sein Zimmer erwies sich als ordentliches Hotelzimmer der Mittelklasse und es war eine wahre Wonne, als auf Knopfdruck die Deckenbeleuchtung anging. Er verstaute seine wenigen Habseligkeiten in einem geräumigen Schrank, damit er sie nicht mehr vor Augen hatte. Nur den Kompass legte er auf den Nachttisch, denn den sah er gerne an. Im Bad musste er sich etwas überwinden, um unter die kalte Dusche zu

springen, aber sein Bedürfnis nach Sauberkeit siegte schließlich. Am Schluss sah er wieder ganz manierlich aus und die geliehenen Soldatenkleider passten wie angegossen.

Kaum hatte er es sich auf dem Bett bequem gemacht, als es auch schon an der Tür klopfte. Nach Ullis Aufforderung kam Herr Mattmüller rein und lud Ulli zum Essen ein. Ulli konnte sein Glück kaum fassen.

Der Speiseraum erwies sich als eine Mischung aus Restaurant und Kantine. Einige Tische waren zusammengestellt und andere standen einzelnen in kleinen Gruppen im Raum. Das Essen erinnerte stark an Kantinen-Essen, aber im Vergleich zu den EPAs schmeckte es himmlisch. Anders als beim Mittagessen nahm Ulli diesmal wahr, was er in sich rein schaufelte. Es gab Hackbraten mit Kartoffelbrei und Erbsen mit Möhrchen. Eigentlich ein ganz gewöhnliches Essen, aber schmackhaft gewürzt. Ulli genoss jeden Bissen. Zum Trinken gab es sogar eine kleine Flasche Bier für jeden.

Während des Essens unterhielten sich Ulli und Herr Mattmüller ausgiebig über ihre morgigen Vorhaben. Als Ulli bestimmt zum hundertsten Mal "Herr Mattmüller" sagte, erhob Obergefreiter Mattmüller feierlich seine Flasche Bier und sagte: "Zumindest in der Freizeit können Sie gerne Markus zu mir sagen. Der Herr Mattmüller wächst mir schon zu den Ohren raus."

"Gerne", freute sich Ulli. "Mein Name ist Ulli. Ich bin so einen förmlichen Umgangston sowieso nicht gewöhnt, aber ich dachte, beim Militär gehört das dazu.". Er hob auch seine Bierflasche und stieß mit Markus auf gute Zusammenarbeit an.

Das Bier machte müde und so dauerte es nicht lange, bis sich die beiden in ihre Zimmer zurückzogen, um für den anstrengenden morgigen Tag gut ausgeschlafen zu sein. Ulli lag noch lange wach auf seinem weichen Bett und starrte an die beleuchtete Zimmerdecke, während ihm die Gedanken keine Ruhe ließen.

Heute Vormittag noch wollte er einfach nur raus aus dem Lager, was ihm ja sogar gelungen war, wenn auch auf eine ganz andere Art und Weise, als er sich vorgestellt hatte. Sein jetziges Abenteuer hätte er sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgemalt. Im Prinzip hatte er den Job angenommen, die ganze Stadt zu retten. Was für ein Wahnsinn! Aber er konnte sich ja erfahrene Helfer holen, die seine mangelnde Erfahrung ausgleichen könnten. Dennoch - was war nur in ihn gefahren? Wie konnte er nur? Es war einfach so schnell passiert, dass er die Entwicklung kaum in der Hand gehabt hatte. Hätte er bloß nicht so altklug dahergeredet, als die Soldatin über den Personalmangel geklagt hatte.

Aber auf der anderen Seite gefiel es ihm hier. Er war satt, sauber und warm,

lag in einem weichen Bett und hatte eine sehr interessante Aufgabe vor sich. Eigentlich freute er sich schon auf den nächsten Tag und konnte es kaum erwarten, mit der Organisation der Leute anzufangen. Obwohl er sonst nicht viel von Religion hielt, sandte er ein Stoßgebet zu einem eventuellen Gott dort draußen in der Unendlichkeit, damit ihm dieser helfe, die große Aufgabe zu bewältigen.

Der Schatten der Lampe zauberte eine sternförmiges Muster an die Decke, das Ulli an seinen Kompass erinnerte. Dankbar nahm er seinen Kompass in die Hand, als wäre er ein greifbarer Hinweis darauf, dass Ulli es schon schaffen würde. Selbst als Ulli das Licht ausgeschaltet hatte, konnte er das sternförmige Kompassmuster noch vor sich sehen und es begleitete ihn bis in seine Träume.

25 Fritz

Diesmal waren es keine blutrünstigen Frauen, die Fritz weckten, sondern die kalte Herbstluft, die in sein Zelt kroch und seine Nase kitzelte. Für einen gemütlichen Zeltaufenthalt war eindeutig nicht mehr ganz die richtige Jahreszeit. Dank der Frische war Fritz aber bald hellwach, was er sehr begrüßte. Seine Geräte zeigten an, dass die Nacht ruhig gewesen war. Was die unmittelbare Umgebung anging, hätte er für diese Info aber gar keine Geräte benötigt.

Sein Haus lag nach wie vor einsam und verlassen da, wie seine Webcam anzeigte. Eine Spährunde auf seinem Lieblingsbaum zeigte ihm, dass es in den Straßen der Stadt allmählich wieder bevölkerter zuzug. Er sah etliche Leute mit schweren Taschen oder Handwagen rumlaufen. Anscheinend hatte es aber jeder eilig, wieder nach Hause zu kommen, denn alle bewegten sich zielstrebig vorwärts. Die Gruppe der Plünderer näherten sich ganz eindeutig seinem Ortsteil. Bald würde er sich für ein gutes Stück Wegs nicht sehen können, weil der Weg im toten Winkel seiner Kameras lag. Erst wenn sie sich seinem Haus näherten, würde er sie wieder verfolgen können. Obwohl es ihm paradox schien, hoffte er, dass sie endlich kommen würden, damit die Zeit des ungewissen Wartens ein Ende hatte.

Wenn er vorher gewusst hätte, dass die neuen Herren der Stadt sich mit einer Abschlagszahlung zufrieden geben würden, hätte seine Plünderungsvorbereitungen vielleicht anders gehandhabt, aber wer weiß, wozu es später noch gut sein könnte, wenn er den Plünderern gar nicht erst unter die Augen kam.

Der Vormittag verging zäh schleichend, sodass Fritz schon fürchtete, er

würde nie zu Ende gehen.

Dann endlich, am frühen Nachmittag, blinkte sein Warnlämpchen aufgeregt, um ihn zu warnen. Im gleichen Moment hatte er die Bewegung jedoch auch schon selber auf dem Bildschirm gesehen. Obwohl er diesen Moment beinahe schon sehnsüchtig erwartet hatte, schlug sein Herz bis zum Hals. Es war die gleiche Gruppe, die er auch schon in der Stadt beobachtet hatte. Sie gingen direkt auf sein Haus zu, ohne irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, so als hätten sie jedes Recht dazu. Beim Anblick des Sperrmülls vor seinem Haus schüttelten mehrere der Männer den Kopf. Ob sie sich wohl fragten, wer ihnen da zuvorgekommen war. Fritz verwünschte seine an sich gute Idee mit dem Sperrmüll vor dem Haus. Schließlich hatte er ja unauffällig sein wollen. Aber es hatte ja offensichtlich auch andere Plünderergruppen gegeben, was den Sperrmüll vor seinem Haus erklären könnte.

Die Plünderer vor seinem Haus schienen sich auch nicht länger mit dem Plunder davor aufhalten zu wollen und strebten zielstrebig dem Hauseingang zu. Der Anführer holte mit der Faust aus, um dagegen zu klopfen oder zu schlagen. Welches von beiden gemeint war, war nicht so deutlich zu erkennen. Auf jeden Fall musste er nicht zu härteren Maßnahmen greifen, denn die Haustür war absichtlich nur angelehnt, um das Schloss zu schonen.

Einer nach dem anderen betraten die Plünderer dicht an dicht das Haus von Fritz. Im Geist machte Fritz sich Notizen über die Vorgehensweise der Plünderer. Wenn er ihnen hinter der Tür eine Falle gestellt hätte, hätte es sie wohl alle erwischt, so unvorsichtig waren sie in sein Haus gegangen. Wahrscheinlich waren sie auch schon müde vom tagelangen plündern. Fritz stellte sich so eine Tätigkeit sehr öde vor, zumindest wenn man es viele Tage lang machen musste.

Fritz schaute auf seine Uhr, um sich zu merken, wann die Plünderer sein Haus betreten hatten. Ungeduldig sah er, wie die Sekunden hochzählten. Er mahnte sich zur Geduld, denn ein paar Minuten würden die Plünderer im besten Fall brauchen. Die Sekunden zerrannen quälend langsam und wurden nur sehr zögerlich zu Minuten. Fritz fragte sich, was die Plünderer jetzt wohl in seinem Haus anstellten. Unwillkürlich drückte er die Daumen.

Genau zehn Minuten und 34 Sekunden nachdem sie das Haus betreten hatten, verließen die Plünderer es wieder, ebenso dicht auf dicht, wie sie hineingegangen waren. Fritz atmete auf und wurde sich bewusst, dass er die ganze Zeit über kaum zu atmen gewagt hatte. Der letzte der Männer gab einem der Sperrmüllstücke vor seinem Haus einen Tritt, bevor er den anderen Männern auf ihrem Weg in Richtung Stadt folgte.

Es war vorbei! War es wirklich vorbei? Fritz wartete lieber noch eine Stunde

ab, bevor er sich auf den Weg zu seinem Haus machte. Die Stunde nutzte er, um sein Zelt abzubauen und seine gesamte Lagerausrüstung regengeschützt im Stollen unterzubringen.

Als sich nach der einstündigen Wartezeit im Bereich seines Hauses nichts getan hatte, wagte Fritz endlich den Abstieg. Sein Haus kam ihm irgendwie fremd vor, als er es betrat und sorgfältig die Tür hinter sich schloss. Aber eigentlich konnte er zufrieden sein, denn die Verwüstung hielt sich in Grenzen. Eigentlich war gar nichts verwüstet worden. Auf dem Küchentisch lag umgeworfen seine Kleingeldkasse, die sonst immer auf dem Fensterbrett stand. Die drei Zwanzig-Euro-Scheine, die er als "Plünderer-Futter" reingelegt hatte, waren natürlich weg und auch die meisten größeren Geldstücke. Auf dem Tisch fand er jedoch noch viele kleine Münzen. Sogar auf dem Fussboden lag das Geld herum, als hätten die Plünderer es nicht nötig, auf Kleingeld zu achten. Im Wohnzimmer war die Buddhafigur auf der Kommode umgeworfen und das Korallenarmband, das der Buddha immer als Kette getragen hatte fehlte. Ansonsten war die Buddhafigur jedoch heile und auch sonst sah seine Wohnung unberührt aus.

Fritz konnte kaum fassen, wie gut er davongekommen war. Um das Armband war es zwar schade, denn es hatte ihm gut gefallen, aber der Verlust hielt sich in Grenzen. Um sein wiedergewonnenes Haus zu feiern, kochte er sich als erstes einen Kaffee und machte es sich in der Küche bequem. Beim Blick auf die Kücheneinrichtung schien es ihm, als wäre er auf einer langen Reise gewesen, so fremd und gleichzeitig vertraut kam ihm alles vor. In aller Ruhe überlegte er sich, was es jetzt alles für ihn zu tun gab. Die Wintervorbereitungen konnten beginnen.

Kaum hatte er seinen Kaffee ausgetrunken, trieb es ihn in den Keller, um dort nach dem Rechten zu sehen und Bestandsaufnahme zu machen. Der Keller sah noch genauso aus, wie er ihn verlassen hatte. Seinen Brunnen hatte er schnell wieder freigeräumt und die Pumpe wieder aufgebaut, sodass er seinen Wasservorrat unterm Dach auffüllen konnte. Dann räumte er das meiste Gerümpel vor dem Eingang zum zweiten Keller frei und leerte den schweren Schrank soweit, dass er ihn von der Tür wegschieben konnte. Jetzt hatte er wieder Zugriff auf seine ganzen Überlebensschätze, was seine Stimmung schlagartig steigerte. Sein Windrad wieder zu sehen, seine ganzen Handwerkzeuge, die Vorräte - das alles bedeutete ihm wohl mehr, als ihm vorher klar gewesen war. Die vom EMP-Schlag zerstörten Photovoltaik-Module für die Elektroversorgung lagen sorgfältig aufgestapelt neben den Sonnenkollektoren für die Heißwasserbereitung, die eigentlich noch funktionieren müssten. Diese zweiten wollte er

möglichst bald wieder auf dem rückseitigen Dach montieren, um in den Genuss von warmen Duschen und ein wenig Heizung zu kommen.

Zuerst wollte er jedoch sein kleines Windrad wieder aufstellen, denn ein bisschen Strom wollte er gerne zur Verfügung haben. Da der Mast und die Verkabelung noch an Ort und Stelle waren, war Fritz mit der Montage schon nach kurzer Zeit fertig und wie auf Wunsch hatte der Wind etwas aufgefrischt und drehte das Windrad fröhlich im Kreis. Der Ladeanzeige im Keller konnte man auch entnehmen, dass die Aufladung der Autobatterien, die mit dem Windrad verbunden waren, zügig vor sich ging. Beim nächsten Besuch im Keller würde er schon die elektrische Deckenfunzel anstelle einer Taschenlampe oder Kerze nehmen können, um genug sehen zu können.

Auch für den Betrieb seines Notebooks und der Funkanlage müsste er bald genug Strom haben. In der Wartezeit, bis die Autobatterien genug Reserven aufgebaut hatten, räumte er den Sperrmüll vor dem Haus weg und kehrte den Gang und die Küche, wo die Plünderer ziemlich viel Straßendreck hinterlassen hatten. Bald wirkte sein Haus wieder deutlich wohnlicher, wenn es auch teilweise nur Kleinigkeiten waren, die Fritz veränderte. Auf einer kleinen Gartenrunde, die unter anderem der Kontrolle des Windrades diente, pflückte er sich ein paar Küchenkräuter, um damit sein Essen zu würzen, das er sich zur Feier des Tages kochen wollte. Der Gaskocher kochte nicht nur sein Essen, sondern brachte auch eine wohlige Wärme in seine Küche, die Fritz nach den herbstlichen Tagen im Zelt sehr genoss.

In der Wartezeit bis das Essen gar war, holte Fritz sein geschütztes Radio aus dem Keller, denn er war sehr neugierig, was sich im Rest der Welt getan hatte. Schnell hatte er einen Sender gefunden und erfuhr von Tumulten in allen Großstädten, aus denen Nachrichten bekannt waren. Außerdem gab es Nachrichten von überforderten Militärs und Hilfsorganisationen, ferner von toten Regierungspolitikern, die vom aufgebrachten Mob erschlagen worden waren, verzweifelten Technikern, die sich bemühten, die Stromversorgung wieder in die Gänge zu bekommen und dergleichen unerfreuliche Dinge mehr. Keine der Neuigkeiten wunderte Fritz, denn mit sowas hatte er gerechnet. Die einzige überraschende Meldung war, dass aus Afrika Hilfslieferungen unterwegs waren. Fritz schmunzelte bei dem Gedanken, dass Afrika durch den Zusammenbruch der Industrienationen fast zwangsläufig einen enormen Auftrieb erfahren würde und gönnte es den Afrikanern von Herzen.

Beim Essen fühlte sich das Leben schon fast wieder normal an, ungefähr so wie an einem freien Tag. Seine persönliche Situation ging ihm durch den Kopf und er kam zu dem Schluss, dass er eigentlich einen fast normalen Winter ver-

bringen könnte, vorausgesetzt, dass nichts dazwischen kam. Im Laufe der Zeit würden seine Vorräte zwar etwas eintönig werden, aber wozu konnte er schließlich fantasievoll kochen? Befriedigen würde ihn das auf Dauer aber nicht; einfach so gemütlich in seinen vier Wänden zu sitzen und die Katastrophe draußen ihren Lauf nehmen zu lassen. Bestimmt würde ihm noch einfallen, wie er zum Wiederaufbau der Infrastruktur beitragen könnte. Vielleicht ergab sich in den nächsten Tagen eine günstige Gelegenheit, um in der Stadt die Lage zu peilen.

Gegen Abend waren seine Autobatterien genügend aufgeladen, dass sich der Aufbau der Technik lohnte. Sein funktionierendes Notebook war zwar ein älteres Modell, aber völlig ausreichend, um damit eine Nachricht an seine Eltern zu schreiben. Es dauerte eine Weile, bis alles angeschlossen war und er die Frequenz des Notfallnetzes gut erreichte, aber eigentlich war Fritz erstaunt, wie reibungslos alles lief. Er war auch erstaunt, wie viel Betrieb schon auf dem Server seiner Eltern herrschte. Beim schnellen Überfliegen der Foren-Beiträge bekam er den Eindruck, dass es seinen Eltern gut genug ging, um sich den Kopf über die Sorgen von Anderen zu zerbrechen. Das konnte man wohl als gutes Zeichen werten.

Im Forum hinterließ er einen allgemeinen Gruß und seinen Eltern schrieb er eine persönliche Nachricht, in der er mitteilte, dass es ihm gutging, dass die Plünderer ihn nahezu verschont hätten und dass die Stadt anscheinend von einer Gangsterbande übernommen worden war, die aber in gewisser Weise auch für Ordnung sorgte. Wegen der Gangsterbande bat er um Tipps, wie man mit so etwas am besten umgehen könnte.

Anschließend las er noch eine Weile und ging später halbwegs zufrieden mit sich und der Welt ins Bett.

26 Eva

Der Herbst meldete sich mit aller Macht. Von einem Tag auf den anderen war es empfindlich kalt geworden und der stürmische Wind zog in alle Ritzen. Draußen regnete es und die Wolken hingen schwer am niedrigen Himmel. Die jungen Tiere brachten wir schon vor dem Frühstück in eines der Gewächshäuser, denn dort wuchs reichlich ungeplantes Grünfutter, auch Unkraut genannt.

Während ich noch beim Anschüren des Küchenofens war, denn es war inzwischen so kalt, dass ich gerne heizen wollte, rief Felix mir aus dem Büro zu:

"Fritz hat geschrieben, es geht ihm gut."

Ich eilte nach oben und war ganz aufgeregt vor lauter Freude, als ich sah, wie Felix Gesicht sich von einem freudigen Ausdruck zu empörtem Zorn verwandelte. "Was glaubt er denn, dass die schon weg sind, die Plünderer? Der ist ja wohl von allen guten Geistern verlassen. Macht es sich in seinem Haus bequem." stieß er hervor. "Stell dir vor, der Fritz hat am Anfang alles richtig gemacht; sein Haus gut unattraktiv gemacht, im Wald campiert, alles überwacht, eine organisierte Bande von Plünderern erkannt und beobachtet, abgewartet und nachdem sie einmal bei ihm waren, hat er es sich gleich wieder zuhause gemütlich gemacht. Als wäre die Gefahr gebannt, durch einen nachlässigen Plünderer-Besuch. Dem werd ich was erzählen."

Felix rückte die Tastatur zurecht und tippte los. Ich stand sprachlos daneben. Eine Frage oder gar das Lesen von Fritz Botschaft war völlig indiskutabel angesichts Felix Stimmung. Die Finger hämmerten in einer irrsinnigen Geschwindigkeit eine dringende Nachricht vom Vater an den Sohn in die Tastatur.

Eigentlich wusste ich ja auch schon genug. Fritz ging es anscheinend gut, möglicherweise fast zu gut. Geduld hatte er zwar immer wieder trainiert, war aber wohl keine natürliche Stärke von ihm. Ich konnte es gut nachempfinden, dass er nach einer Woche des Abwartens endlich das neue Leben in seinem Haus in Angriff nehmen wollte. Wir taten hier schließlich nichts anderes. Und jetzt wollte Felix ihn da wieder raus jagen? In den stürmischen Herbstregen? Aber das war immer noch besser, als getötet oder gefangen genommen zu werden. Im Waldlager war er wenigstens sein eigener Herr. Er hatte auch von einem Stollen erzählt, den er nutzen könnte.

Um mich zu beruhigen, ging ich nach unten in die Küche, wo das angefangene Feuer mangels Betreuung wieder ausgegangen war. Das Teewasser im Kessel war schon zum Teil verdampft, aber davon ließ ich mich nicht stören. Nach wenigen Minuten hatte ich die Frühstückszubereitung wieder in die Gänge gebracht. Auch das Feuer im Ofen brannte inzwischen fröhlich vor sich hin. Egal wie wütend Felix war, mein Herz jubelte vor Freude, endlich zu wissen, dass es Fritz bis jetzt gut ging. Hoffentlich ging es den anderen auch gut.

Kurz darauf erklimm ich mit einer Tasse Tee in der einen und einer Tasse Kaffee in der anderen Hand wieder die Treppe zum Büro und reichte Felix den Kaffee als Besänftigungstrunk. Er nickte mir dankend zu und drückte energisch die Enter-Taste seiner Tastatur. Nachdem Felix noch eine Weile über die Unvernunft seines jüngsten Sohnes geschimpft hatte, bekam ich dann auch endlich Gelegenheit ein paar mütterliche Grüße an Fritz zu schicken. Ich mahnte ihn

natürlich auch, den Ratschlägen seines Vaters zu folgen und versicherte ihm, dass Felix eigentlich stolz auf ihn sei, egal, wie seine Nachricht klingen würde. Denn zwischen all dem Geschimpfe hatte ich deutlich herausgehört, dass Felix teilweise beeindruckt von Fritz Maßnahmen war. Und das Schimpfen entsprang sowieso nur seiner Liebe und Sorge um seinen Jüngsten.

Der Rest der beiden nächsten stürmischen Tage verlief bei uns eher friedlich. Fritz versicherte uns, dass er die Wachsamkeit nicht aufgeben würde, und dass er sein Waldlager noch ausbauen würde. Von CityGuy erfuhren wir, dass er sich allmählich in der Stadt umsehen wollte, aber seine ersten kurzen Streifzüge ergaben keinen neuen Erkenntnisse. Die anderen Leute im Netz wurschtelten sich so durch, ähnlich wie wir. Das Netz wuchs jeden Tag ein bisschen. Felix nutzte die stürmischen Tage, um das Netz zu optimieren und verschiedene Pläne zu schmieden.

Auch ich freute mich über ein paar Tage, die mich im Haus hielten, denn das gab mir Zeit ein paar zusätzliche Jacken und Vorhänge zu nähen. Über meine alte Tretnähmaschine freute ich mich jetzt sehr. Schließlich hatte ich sie für genau so einen Zweck seit Jahrzehnten aufgehoben. Selbst die Ballen mit Stoff würden jetzt endlich zum Einsatz kommen. Bisher hatte ich immer zu wenig Gelegenheit gehabt, um mehr als einen kleinen Happen von ihnen abzuknabern und in Kleider oder andere nützliche Dinge zu verwandeln.

Am dritten Tag hörte es wieder auf zu regnen und auch der Sturm ließ nach, aber es war noch recht ungemütlich. Als Felix vom Milchholen zurückkam, erzählte er, dass im kleinen Dorf inzwischen noch deutlich mehr junge Leute eingetroffen waren. Unter anderem war auch die jüngste Tochter der alten Bauern heimgekommen. Sie hatte ihrerseits ihre jüngste Tochter mitgebracht, die selbst schon fast erwachsen war. Diese beiden hatte Felix schon kennengelernt, von den anderen Neuankömmlingen hatte er nur gehört. Für den nächsten Tag sei ein offizielles Treffen aller drei Höfe mit Besprechung der näheren Zukunft anberaumt worden, und wir waren dazu eingeladen. Felix schlug vor, dass ich hingehen sollte, denn einer sollte immer unser Haus bewachen und der andere konnte weggehen.

Also machte ich mich am nächsten Nachmittag auf den Weg bergab. Zwischen den Wolken blitzte ab und zu die Sonne hindurch, was interessante Muster auf die Landschaft warf, aber die Luft blieb frisch. Den drei Höfen war die Veränderung schon von außen anzusehen, obwohl niemand draußen auf der Straße zu sehen war. Aus allen Kaminen quoll Rauch, den man schon auf einige Entfernung riechen konnte. Bei den bisher unbewohnten Häusern standen die Fensterläden offen und ließen den Blick auf stumpfe Fensterscheiben fallen.

Vor der Haustür der angehenden Biobauern stand ein recht großer Bollerwagen, den ich dort bisher noch nie gesehen hatte.

Da ich vermutete, dass das Treffen bei den Alt-Bauern stattfinden würde, klopfte ich dort wie gewohnt an und wurde auch prompt von einer Frau etwa in meinem Alter begrüßt. Ihre Augenpartie erinnerte stark an die alte Bäuerin, sodass ich vermutete, dass es sich bei der Frau um die Tochter der Bauern handelte. "Guten Tag, Sie sind bestimmt Frau Burkhardt von der alten Gärtnerei", sagte sie freundlich.

"Guten Tag, ja das stimmt. Und sie dürften Frau Gugel sein", mutmaßte ich.

"Teilweise richtig, so hieß ich früher. Jetzt heiße ich Schmidt. Kommen Sie doch rein, die anderen sind schon da", bat sie mich ins Haus.

Die normalerweise geräumige Wohnküche der Gugels war so voll, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Beim Anblick der vielen Leute, die mich erwartungsvoll ansahen, fiel mir sofort ein, dass all diese Leute zusätzlich durchgefüttert werden mussten und erschauerte leicht, angesichts der großen Aufgabe.

"Hallo, ich bin Frau Burkhardt und ich wohne zusammen mit meinem Mann in der alten Gärtnerei oben am Hang", begrüßte ich die Runde.

Die alte Frau Gugel, die fröhlicher also sonst erschien, nahm es auf sich, mir die Neuankömmlinge vorzustellen, nachdem sie mir den letzten freien Stuhl angeboten hatte.

"Unsere jüngste Tochter Angelika haben Sie ja schon kurz kennengelernt. Hier haben wir ihre Tochter Lisa, die kurz vor dem Abitur steht.". Sie deutete auf eine junge attraktive Frau, die so aussah, als würde sie sehr gut in eine Großstadt passen. Hier wirkte sie etwas fehl am Platz, was ihr wohl auch so schien, denn sie zog ein leidendes Gesicht, bemühte sich aber dennoch, mir höflich zuzunicken.

"Neben Lisa sitzt Herr Hufschmied, der bereits Ihren Mann kennengelernt hat. Ach, am besten stellen Sie sich alle selbst vor, schließlich kenne ich Sie bisher auch kaum", schlug Frau Gugel vor.

"Ja also, wie gesagt, heiße ich Hufschmied", sagte selbiger und rückte seine Brille zurecht. "Mit Hufen kenne ich mich leider nicht aus, aber ich bin durchaus willens, das Leben auf dem Lande zu lernen."

Neben ihm saß eine dunkelblonde Frau Anfang zwanzig, die ein Kostüm trug, das sehr gut in ein Büro gepasst hätte. "Mein Name ist Margot Zimmer und bisher habe ich als Sekretärin gearbeitet. Herrn Hufschmied kenne ich aus dem Büro und hatte das Glück, dass er mich mit aufs Land genommen hat."

"Und ich bin Michael Friedrich. Ihren Mann habe ich kürzlich schon kennen-

gelernt.". Der junge Mann sah aus, als ob er zupacken könnte. Er strahlte eine gewisse Gelassenheit aus, im Gegensatz zu den meisten anderen der Neuankömmlinge.

"Thorsten Walbeck. Ich bin mit den anderen dreien gekommen", nuschelte der Sitznachbar von Herrn Friedrich kurzangebunden. Er sah sehr unzufrieden aus. Vielleicht war das auch sein Dauerzustand, denn die Unzufriedenheit war ihm schon tief ins Gesicht gegraben."

Der Mann, der neben ihm saß, wirkte völlig anders. Er strahlte eine tiefe Freude aus, sodass man hätte glauben können, dass seine jetzige Situation genau das war, worauf er sich schon immer gefreut hatte. Seine Haare standen in wilden, dichten Locken in alle Richtungen und mit seinem Bart kitzelte er unbeabsichtigt das kleine Kind, das auf seinem Schoss saß. Mir schien, als würde er mich genau betrachten, bevor er anhub zu sprechen.

"Mein Name ist Schweizer. Um genau zu sein, heißen wir alle von unserem Hof Schweizer, denn wir sind eine Familie. Und ich bin der Peter. Wir wollten sowieso im Frühling anfangen, den Hof zu bewirtschaften und jetzt ist alles etwas schneller gegangen. Und hier auf meinem Schoss sitzt Sascha, mein ältester. Er ist schon vier.". Der kleine Sascha hob zur Bestätigung seine Hand und bemühte sich, den Daumen zu verstecken, damit alle deutlich die vier Finger sehen konnten. Dabei nickte er nachdrücklich und strahlte in die Runde.

"Ich bin die Susanne, die Frau von Peter und die Mutter von Sascha und Ralf. Ralf ist zwei Jahre alt.". Damit meinte die junge Frau fraglos den Jungen, der auf ihrem Schoss saß und neugierig um sich blickte.

Die Frau neben ihr war für den Kennerblick unübersehbar schwanger. Sie wirkte nicht ganz so zuversichtlich, wie ihre beiden Verwandten. "Mich können Sie Beate nennen und wie Sie bestimmt schon erkannt haben, bekomme ich bald ein Baby. Kurz nach Weihnachten soll es soweit sein, aber ich weiß gar nicht, wie das hier in der Einöde funktionieren soll.". Dabei traten ihr Tränen in die Augen, die sie hastig wegwischte.

"Keine Sorge, das mit dem Baby werden wir schon irgendwie hinkriegen. Ich hab einiges an Erfahrung bei Hausgeburten und Ihre Schwägerin kennt sich offensichtlich auch schon mit dem Kinderkriegen aus", versuchte ich die Frau aufzumuntern. Das gelang mir wohl auch ein wenig, denn sie nickte mir dankbar zu.

Der letzte in der Runde war wieder ein Mann. An der Augenpartie konnte man deutlich erkennen, dass er mit Peter verwandt war. Er sagte: "Und ich bin der Lutz. Um Missverständnissen von vorneherein vorzubeugen: Ich bin nicht der Mann meiner Schwester Beate. Der Vater der Babies hat sich frühzeitig aus

dem Staub gemacht. Aber zwei Brüder sind fast so gut, wie ein Ehemann, von gewissen Details mal abgesehen.". Dabei zwinkerte er mir zu und legte fürsorglich seinen Arm um seine schwangere Schwester.

Bei näherem Hinsehen konnte man auch bei Beate die familientypische Augenpartie erkennen. Wie selbstverständlich war ich davon ausgegangen, es mit zwei Paaren zu tun zu haben, aber offensichtlich hatte ich mich geirrt.

Peter Schweizer fing an zu sprechen: "Ich habe dieses Treffen vorgeschlagen, weil wir Neuankömmlinge ja nicht gerade optimal ausgestattet sind, um die kommende Zeit zu überstehen. Und ich dachte mir, dass es wahrscheinlich am besten ist, wenn man sich mal zusammensetzt, um zu sehen, was für Möglichkeiten es gibt."

Herr Gugel meldete sich zu Wort: "Wir haben beiden Familien schon angeboten, dass wir sie mit Milchprodukten versorgen können, wenn im Gegenzug zwei starke Männer bei uns auf dem Hof mithelfen. Weibliche Verstärkung haben wir jetzt ja selber schon.". Dabei ruhte sein Blick stolz auf Tochter und Enkelin.

"Ich würde gerne kommen und bei Ihnen mithelfen. Wahrscheinlich kann ich auch noch viel von Ihnen lernen", sagte Lutz.

"Ja, ich arbeite auch gerne bei Ihnen", meldete sich Herr Friedrich vom anderen Hof.

"Fragt sich nur, woher wir anderes Essen bekommen. Wir sechs haben unsere Vorräte schon unterwegs aufgebraucht, weil wir gar nicht soviel mitnehmen konnten", gab Peter zu bedenken.

"Wir haben leider auch nichts anzubieten, was das Essen angeht, denn wir haben gerade genug für uns und eventuell für unsere Kinder, falls sie kommen. Und wenn alle kommen, wird es selbst bei uns sehr knapp. Aber im großen Dorf gibt es mindestens einen Bauern, der einiges an Getreide gelagert hat. Gegen fleißige Mithilfe können Sie dort bestimmt einiges an Essen bekommen. Die Frau des Getreidebauern ist auch schwanger", erklärte ich und bedauerte, dass wir keine großen Nahrungsspeicher hatten, die für alle reichten. Aber damit hatten wir von Anfang an rechnen müssen. Ich hatte Jahre gebraucht, mich innerlich auf eine Situation wie diese einzustellen. Dennoch fiel es mir nicht leicht, zu sagen, dass wir kein Essen abgeben könnten.

"Das ist gut zu wissen, dass es im großen Dorf noch Möglichkeiten gibt. Ich war schon ziemlich ratlos, was die Ernährung über Winter und Frühjahr angeht, wenn sich die Stromsituation nicht bald wieder bessert", sagte Peter.

"Ist das denn Biogetreide, das die Bauern im Dorf anbauen? Wir ernähren uns nämlich rein biologisch", wandte Susanne ein.

Die plötzlich entstandene Stille hätte man schneiden können.

"Susanne!", unterbrach Peter das peinliche Schweigen. "Wir können uns freuen, wenn wir überhaupt genug zu essen haben, in den nächsten Monaten. Wie kannst du so undankbar sein, und auch noch Bionahrung verlangen?"

Susanne lief rot an und blickte verunsichert in die Runde. Der kleine Ralf schien die Verunsicherung zu spüren und fing an zu zappeln.

"Äh, entschuldigen Sie bitte. Ich hab das wohl noch nicht so richtig kapiert, wie die Welt jetzt funktioniert. Das ist mir so rausgerutscht, mit dem Biogetreide", sagte Susanne nachdem sie sich etwas gefasst hatte.

Der alte Herr Gugel rettete die Situation durch einen Themawechsel: "Haben Sie denn Holz zum Heizen?"

Herr Friedrich antwortete schnell: "Ja, wir haben da noch einen Stapel mit altem Brennholz rumliegen. Den wollten wir eigentlich entsorgen, aber das haben wir glücklicherweise noch nicht geschafft. Im Schuppen steht auch ein alter Ofen. Ich weiß jedoch nicht, ob der noch funktioniert."

"Nun, das werden wir sehen, ob der Ofen noch funktioniert. Zur Not können wir das reparieren. Und Ihr Holz werden wir mal überprüfen, wie lange Sie damit auskommen", schlug Herr Gugel vor. "Und wie sieht es bei Ihnen aus mit dem Holz?", fragte er die Familie Schweizer.

"Wir haben nur einen kleinen Haufen, mit dem wir jetzt schon heizen, aber der wird in etwa einer Woche verbraucht sein. Außerdem reicht der eine Ofen nicht. Die Kinder frieren nachts", antwortete Peter.

"Wir haben ein Los im Wald, das heißt, wir dürfen eine gewisse Menge Bäume schlagen. Das ist zum Heizen aber erst für nächstes Jahr interessant. Wahrscheinlich gibt es aber auch Totholz, das man schon dieses Jahr verheizen kann. Das wären natürlich eher dünne Äste und so. Wahrscheinlich ist das ganze Holz für uns zu viel, also könnten Sie sich daran beteiligen. Ist natürlich mit recht viel Arbeit verbunden. Uns ist das mit dem Baumfällen auch noch neu. Das Holzhacken klappt aber schon ganz gut", schlug ich vor.

"Sehr gut", meldete sich Lutz zu Wort. "Ich hab eine Weile im Gartenbau gearbeitet und dabei viele Bäume fällen müssen. Da mach ich gerne mit, wenn etwas Holz für uns abspringt."

"Unser Los im Wald reicht auch für mehr als für unseren Hof. Und ein wenig Holz könnten wir Ihnen wohl auch für diesen Winter schon abgeben, wenn Sie uns den Nachschub aus dem Wald holen, denn ich werd allmählich zu alt für die Knochenarbeit". Herr Gugel ging ganz souverän zur Sache. Man konnte förmlich sehen, wie die Jahrzehnte von ihm abfielen, seiner Bemerkung mit dem Alter zum Trotz.

"Ansonsten könnten wir Sie in medizinischen Dingen halbwegs unterstützen, damit kenne ich mich ein wenig aus. Wir haben auch einiges an Infos, wie man mit einfachsten Möglichkeiten nützliche Geräte herstellen kann", bot ich noch an. "Haben Sie genug zum Anziehen für die Kinder?", fragte ich an die Frauen der Familie Schweizer gerichtet.

"Ja", sagte Susanne zögernd. "Fürs Erste reicht es. Wenn es wirklich kalt wird, wird es vielleicht knapp, denn wir sind ja gut geheizte Wohnungen gewöhnt. Aber wir haben auch keinen Stoff und darum bin ich da ziemlich ratlos."

"Oben habe ich eine Tretnähmaschine und ein bisschen Stoff für die Kinder werden wir schon auftreiben. Wie sieht es denn mit Babykleidern aus?", fragte ich Beate direkt.

"Für das Baby habe ich bisher nur ein paar Sonntags-Strampler. Aber normale Kleidung und Windeln hab ich noch gar nicht. Die wollte ich eigentlich im Oktober nach und nach kaufen.". Dabei traten ihr wieder Tränen in die Augen.

Schnell sagte ich: "Ok, das kriegen wir auch hin. Frau Eberle vom Dorf unten muss auch noch Babykleider herstellen. Da können Sie sich bestimmt zusammentun."

Beate nickte tapfer. "Gottseidank kann ich wenigstens stricken und nähen. Bisher hielt ich mich immer für altmodisch, weil ich mich so gern mit Handarbeiten beschäftigt habe."

"Damit haben Sie gleich einen Trumpf in der neuen Welt. Jetzt, wo die Maschinen kaputt sind, werden all die alten Techniken wieder gebraucht. Und wer etwas mit einfach Mitteln herstellen kann, hat eine begehrte Fähigkeit", bestärkte ich Beate.

"Zum Nähen könnte ich auch was beitragen", ließ sich Margot Zimmer von der anderen Seite des Tisches hören. "Früher habe ich viel genäht. Zwar eher möglichst schicke Fummel, aber schlichte Kleider dürften ja eher einfacher sein."

"Sehr gut", sagte ich. "Einfache Kleider sind tatsächlich ziemlich einfach zu nähen."

"Bei uns auf dem Speicher steht noch eine alte Tretnähmaschine. Die hat zwar zuletzt nicht mehr funktioniert, aber vielleicht kann man sie reparieren", bot Frau Gugel an.

Da meldete ich mich sofort: "Wunderbar, ich hab schon etliche alte Tretnähmaschinen wieder zum Laufen gebracht. Das war mal eine Weile eine Art Hobby von mir. Die schau ich mir demnächst mal an.". Das mit der zusätzli-

chen Nähmaschine war mir sehr lieb, denn ich hatte schon befürchtet, mein gutes altes Stück mit all diesen Frauen teilen zu müssen. Das hätte ich zwar wohl gemacht, aber gefallen hätte es mir nicht.

Wir sprachen noch über diverse andere Dinge des Alltags, die plötzlich zur Rarität geworden waren. Im Verlauf des Gespräches lud ich Beate zu einem Besuch bei uns ein, damit ich mir mal ihre Schwangerschafts-Situation genauer anschauen konnte. Auch die anderen lud ich natürlich ein, aber nicht so gezielt. Weil die Neu-Bauern jedoch viel zu erledigen hatten, würde ich wohl frühestens in einer Woche mit einem Besuch rechnen können.

Beim Abschied fiel mir im letzten Moment noch der Jogurt ein, den ich Frau Gugel mitgebracht hatte. Ich übergab ihn ihr und sie reichte ihn gleich weiter an ihre Tochter, die anscheinend seit neuestem für die Molkerei zuständig war.

Zuhause angekommen hatte ich viel zu erzählen. Felix lobte mich, dass ich beim Thema Essensspenden standhaft geblieben war und ich war auch sehr froh, denn davor hatte mir gegraut. Er war inzwischen fleißig im Netz und auf dem Hof gewesen. Unsere Wintervorbereitungen machten gute Fortschritte.

Bei einem gemütlichen Gläschen Wein am Abend fielen mir wieder die neuen Nachbarn ein. Da hatten sie schon ein eigenes Haus auf dem Lande, waren also in einer besonders privilegierten Situation und dennoch mussten sie jetzt ein hartes, karges Leben führen. Dagegen hatten wir es wirklich gut. Um den Winter zu überstehen, hätten wir eigentlich gar nichts mehr groß tun müssen. Unsere Vorbereitungen dienten eher schon dem nächsten Jahr.

Am nächsten Tag machte Felix sich auf den Weg, um die neuen Nachbarn kennenzulernen. Wir einigten uns darauf, dass er den Nachbarn je eine Packung Kaffee mitbringen würde, quasi als kleines Begrüßungsgeschenk. Im letzten Moment erinnerte ich mich an Susanne und schlug vor, den einen Kaffee durch eine Kräutertee-Mischung zu ergänzen. Meine Kräutertees kamen immerhin aus organischem Eigenanbau, das würde das Bioherz höher schlagen lassen. Die Getränke wurden sehr begrüßt und Felix erzählte mir am Abend, dass er sich mit den Männern für nächste Woche zu einer Holzaktion im Wald verabredet hatte.

Die Überwachung des großen Dorfes machte auch Fortschritte, denn Felix hatte ihnen die versprochenen Webcams gebracht und sie funktionierten zufriedenstellend. Neue Plünderer waren nicht gekommen, stattdessen aber haufenweise Verwandte und Freunde, sodass das Dorf allmählich überbevölkert wurde.

Der Rest der Woche verlief ziemlich ruhig und sogar der umgegrabene Teil des Gartens wuchs sichtbar an. Der Stapel des gehackten Holzes wuchs auch

von Tag zu Tag und am Wochenende hatten wir sogar fließendes Wasser im Haus, weil Felix es geschafft hatte, ein Loch durch die Wand zu bohren, durch das wir die Leitung in die Küche führen konnten.

27 CityGuy

Heute wollte er es wissen. CityGuy, der eigentlich Norbert hieß, und seinen Namen von Kindheit an nicht hatte ausstehen können, war des vorsichtigen Rumtastens in der näheren Umgebung müde. Daher hatte er sich vorgenommen, sich heute aus dem Schatten seines Häuserblocks hervorzuwagen, um die ehemaligen Zentren der Zivilisation zu erkunden.

Sein Wohnviertel hatte er schon hinter sich gelassen. Dort war es wie auch in den Tagen zuvor gewesen: Großteils menschenleer, aber immer wieder zogen finster aussehende Gruppen von Menschen, denen man lieber nicht zu nahe kommen wollte, von Haus zu Haus. Ob die ganzen Menschen sich wohl wie er in ihrer Wohnung verschanzt hatten? Oder waren sie geflohen?

Hin und wieder hatte er kurz ein Gesicht hinter einem der Fenster in den Wohnhäusern erblickt. Zumindest einige waren also zuhause, so wie er. Die Sprachlosigkeit zwischen den Menschen war erschreckend. In Normalzeiten fiel es nicht weiter auf, weil durch Fernsehen und das allgemeine Geschäftsleben ein scheinbarer Kontakt vorgegaukelt wurde, aber jetzt war es bitter, erkennen zu müssen, dass es keine menschlichen Kontakte außer Plünderungen gab.

Wie es wohl in der Innenstadt aussah? Außer einem guten Messer hatte CityGuy eigentlich nichts dabei, um sich im Ernstfall zu schützen. Das war auch der Grund gewesen, warum er solange gezögert hatte, sich weiter von seiner Wohnung zu entfernen. Wenn er ehrlich zu sich selber war, musste er sich eingestehen, dass es jetzt auch nicht wachsender Mut, sondern eher wachsender Hunger gewesen waren, die ihn zu dem größeren Erkundungsgang bewogen hatten.

Dank der freundlichen Leute aus dem Notfall-Netz hatte er zwar noch einiges an Essen und vor allem Trinken auftreiben können, aber auch diese Ressourcen gingen zur Neige. Er hätte zwar auch aufs Land fliehen können, aber er hatte den Eindruck gewonnen, dass es auch die Landbewohner aus dem Netz nicht einfach hatten und es eigentlich nicht riskieren konnten, jemanden wie ihn durchzufüttern. Was hatte er so einem Bio-Kleinbauern auch zu bieten? Er

könnte sich um das dortige Netz kümmern, aber das taten die jeweiligen Inhaber bestimmt gern selbst. Zum Holzhacken oder gar Garten umgraben fühlte er sich weniger berufen. Natürlich würde er auch sowas machen, wenn es benötigt würde, aber CityGuy war eher das Gegenteil von einem großen starken Mann. Klein und mager würde als Beschreibung besser zu ihm passen. Außerdem war er die Großstadt gewöhnt. Er hatte noch nie auf dem Land gelebt.

Aufgeschreckt aus seinen Gedanken stellte CityGuy fest, dass seine Blicke einem knatternden Oldtimer folgten, der an ihm vorbeifuhr, als sei es das Normalste der Welt. Hier in der Gegend waren die stehengebliebenen Autos weitgehend zur Seite geräumt, sodass der Oldtimer gut vorankam. CityGuy fand das äußerst bizarr und fragte sich erneut, was wohl weiter vorne auf ihn warten würde.

Die Kaiserstraße war nicht mehr fern, als er das zweite Auto sah und kurz dahinter das dritte. Die ersten beiden hatten ihn an eine Oldtimer-Parade erinnert, aber das dritte Auto war zwar alt, aber alles andere als aufpoliert. Der Kleinlaster schien eher kurz davor auseinander zu fallen. Dennoch zog er tapfer an CityGuy vorbei. Aus dem Fenster sah CityGuy ein Kind, das ihm fröhlich zuwinkte. Irgendwie passte dieses fröhliche Winken überhaupt nicht zu den Erlebnissen der letzten Tage.

Kaum hatte CityGuy die Kaiserstraße erreicht, wandelte sich das Straßenbild komplett. Hier war sogar mehr Betrieb als in normalen Zeiten. Die Straße erinnerte zwar kaum noch an Frankfurt in Mitteleuropa, sondern sah eher so aus, wie CityGuy sich Bombay vorstellte, aber die Leute auf der Straße gingen eindeutig ihren normalen Geschäften nach und trachteten nicht jedem Passanten nach dem Leben.

Die Fußgängerzone hatte sich in einen Marktplatz oder eine Art Flohmarkt verwandelt. Aus verschiedenen Ecken dröhnte unterschiedliche Musik, die sich mit dem Geschrei der Verkäufer zu einer wahren Kakophonie vereinigte. Nur die Leuchtreklame fehlte, aber da es Tag war, fiel das nicht weiter auf.

Ein wahrhaft verlockender Duft zog ihn unwiderstehlich zu einem Hähnchenstand. Der Hähnchenverkäufer brutzelte seine Hähnchen - wahrscheinlich mit Gas gegrillt - als wäre es das Normalste der Welt. Der Umsatz war aber bestimmt besser als sonst, denn die Warteschlange war recht ansehnlich und CityGuy musste eine Viertelstunde warten, bis er endlich seine Zähne in das verlockende Hähnchenfleisch graben konnte. Wie gut, dass er Geld mitgenommen hatte. Das halbe Hähnchen war zwar mit 6 Euro recht teuer gewesen, aber CityGuy fand das für die Situation durchaus angemessen.

CityGuy zwang sich, langsam zu essen, denn obwohl er immer mal wieder

was zu essen gefunden hatte, war sein Magen an einen solchen Schmaus nicht mehr gewöhnt. Das Fett tropfte ihm aufs Kinn und es war ein durchaus sinnliches Erlebnis, es sich mit dem Handrücken abzuwischen.

In gehobener Stimmung schaute CityGuy sich nach einer Sitzgelegenheit um, denn im Stehen war es doch nicht so bequem, wie im Sitzen. Keine zwanzig Meter entfernt waren etliche Bierbänke aufgebaut und CityGuy konnte ein Plätzchen ergattern. Hier konnte man Getränke bekommen, und obwohl CityGuy sich bewusst war, dass es unvernünftig war, bestellte er sich zur Feier des Tages ein kleines Bier.

Seine Sitznachbarn schienen teilweise genau so überrascht von den paradisiischen Zuständen, wie er, andere saßen hinter ihrem Bier, als wäre dies ganz normal. Hin und wieder schnappte CityGuy ein paar Gesprächsfetzen auf: "Wenn ich das gewusst hätte.", "Die Luden wissen wohl wie man lebt.", "... war sofort klar, wer das Sagen hat.", "... bringen echt Ordnung in den Betrieb.", "... schade, dass mein Geld so knapp ist...".

Ansonsten saß er einfach ruhig da, knabberte Stück für Stück von seinem Hähnchen ab und genoss sein Bier in kleinen Schlucken. Das gab ihm Zeit, sich innerlich an die Situation zu gewöhnen. Außerdem musste er sich überlegen, was er hier eigentlich vorhatte. Auf solche Zustände war er überhaupt nicht vorbereitet. Wer hätte denn schon angesichts der Katastrophe mit Brathähnchen und Biergarten gerechnet?

Hier schien die Welt auch ohne Stromnetz zu funktionieren. Wie konnte das sein? Es sah so einfach aus. Ein kräftig gebauter Mann schob eine Sackkarre voller Eisblöcke an CityGuy vorbei und betrat damit das Innere des Biergartens. Wenige Minuten später verließ der Mann das Haus wieder ohne Eisblöcke und steckte sich beim Rausgehen ein Stück Papier in die Hosentasche, vermutlich seine Bezahlung. Das erklärte schon mal, warum CityGuys Bier durchaus angenehm gekühlt war.

Die Neugier trieb ihn voran, daher beendete er sein Festmahl bald und schloss sich der Menschenmenge an, die sich langsam die Straße entlang schob. An den Marktständen gab es alles zu kaufen, was das Herz begehrt. Das fing an mit allen Arten von Nahrungsmitteln, über Kleidung bis hin zu technischen Geräten. An vielen Ständen, die Wertsachen verkauften, prangten Schilder, die mit "An- und Verkauf" geldlose Menschen verlockten, ihre Uhren und Schmuck zu verkaufen. Ein ehemaliges Reisebüro hatte sich in ein Pfandleih-Haus verwandelt.

Die Menge teilte sich, das heißt, um genau zu sein, wurde sie von zwei kräftig gebauten Männern in schwarzen Anzügen geteilt. Den beiden Männern

folgte ein untersetzter Mann um die fünfzig, der ein weißes Jackett trug, ein Cowboy-Hut aufhatte und auf einer dicken Zigarre rumbiss. Seinen dicken Hals zierten mehrere Goldketten. Der Mann winkte der Menge huldvoll zu, was vor allem die Händler, aber auch einige der Passanten in begeisterte Rufe ausbrechen ließ. "Marco! Marco!", riefen sie, "Marco for President!". Dem hohen Tier namens Marco folgten zwei weitere gefährlich aussehende Leibwächter. Vier andere Männer, die auch so aussahen, als wäre mit ihnen nicht zu spaßen, ließen sich von den Händlern Geld geben. Die Händler rückten ihr Geld meistens freiwillig raus, als wären sie dieses Procedere schon gewöhnt. Einer der Händler wollte wohl nicht genug zahlen, und ehe er sich versah, hatte ihn der Geldeintreiber am Kragen gepackt und gründlich durchgeschüttelt. Daraufhin zählte der Händler eilig noch mehr Geldscheine ab, bis der Eintreiber zufrieden war.

CityGuy stand zufällig gerade neben einem Mann mit einem Bauchladen voller kleiner Radios. Da sich CityGuy mit Radioverkäufern in gewisser Weise mehr verbunden fühlte, als mit den meisten anderen Menschen, traute er sich, den Verkäufer anzusprechen und fragte: "Was war denn das?".

Der Radioverkäufer lachte und sagte: "Du meinst wohl eher 'wer war das?'. Das war King Marco, wie du bestimmt mitgekriegt hast. Marco war schon vorher einer der großen Bosse in diesem Viertel. Und als dann der Stromausfall kam, hat er ruckzuck alles organisiert und markiert jetzt hier den König. Wir haben ihm alle viel zu verdanken. Ohne ihn und die anderen Bosse würde es hier vielleicht genauso zugehen, wie in anderen Städten, wo anscheinend alles drunter und drüber geht. Aber wie du gesehen hast, macht der Marco schon seinen Schnitt. Er ist der einzige von den Bossen, den wir Fußvolk hin und wieder zu sehen kriegen. Anscheinend hat er eine Art Starfimmel. Seine Kollegen halten sich immer schön im Hintergrund, haben aber auch viel Macht."

"Aha", staunte CityGuy, "kommen diese Bosse aus dem Sexshop-Gewerbe?".

"Gut erkannt, logisch. Wer sonst sollte in dieser Gegend das große Sagen haben?", antwortete der Radioverkäufer. "Aber mit dem Sex lässt sich momentan nicht viel Geschäft machen. Das Suppengeschäft läuft hingegen besonders einträglich. Aber auch die Grillhähnchen laufen nicht schlecht. Schau, da hinten die Damen, die an der Gulaschkanone verkaufen. Die gingen vorher einer anderen Beschäftigung nach." Dabei grinste er anzüglich.

So allmählich begriff CityGuy, was hier vor sich ging und fand die Lösung eigentlich gar nicht so schlecht. Besser als sich in der Wohnung vor Plünderern zu verstecken war es allemal.

"Gibt's hier auch Jobs?", fragte er den Radioverkäufer.

"Kommt drauf an, was du so drauf hast." entgegnete dieser.

"Von Funk, Computern und Internet versteh ich einiges", gab CityGuy zur Auskunft.

"Haha, Internet ist lustig. Das gibt's doch gar nicht mehr", lachte der Andere.

"Doch, doch, das gibt's noch, zumindest ein bisschen. Und ich bin der Frankfurter Knotenpunkt."

"Du bist was? Mach keine Witze! Ne mal im Ernst, was kannst du denn so bieten?", fragte der Radioverkäufer, der sich wohl verschaukelt fühlte.

"Ich mein das bitterernst, aber für die Details kenn ich dich noch nicht gut genug. Geh einfach mal davon aus, dass ich eine Art Internet zu bieten habe. Was könntest du mir bieten?", antwortete CityGuy.

"Selbst kann ich dir natürlich nichts bieten, aber ich wette Marco würde sich alle zehn Finger nach einer Art Internet abschlecken. Ich könnte dich hinbringen. Übrigens mein Name ist Carlo", schlug Carlo vor und reicht CityGuy die Hand.

"Mein Name ist Norbert", sagte CityGuy fast mechanisch, so erstaunt war er darüber, wie schnell das alles ging. Etwas verspätet erwiderte er den Handschlag. "Ist dieser Marco denn soweit in Ordnung?", fragte er vorsichtshalber.

"Der Marco, tja, Geschäfte will der schon machen, aber das ist ja eh klar. Wenn man sich anständig verhält, ist er eigentlich sehr fair. Aber mit Leuten, die ihn übers Ohr hauen wollen, kann er ziemlich rabiat werden. Loyalität wird sozusagen belohnt. Ich hab schon vor dem Crash für Marco gearbeitet, zumindest immer mal wieder, und hab es nie bereut. Auf komm.". Carlo schlug CityGuy kumpelhaft auf die Schulter und bedeutete ihm, sich in Bewegung zu setzen.

Nach etwa zweihundert Metern, die sich wegen der Menschenmassen ziemlich zogen, standen sie vor einem Sex-Etablissement mit zwei verschränkten Herzen über der Eingangstür. CityGuy fühlte sich nicht sehr wohl dabei, in so einen Sex-Tempel zu gehen, denn normalerweise mied er solch zwielichtige Umgebung. Er überwand sich jedoch und folgte Carlo in kurzem Abstand. Drinnen erwarteten ihn jedoch keine leichtbekleideten Mädchen, sondern eine Art Bistro. Die Bedienungen hatten zwar nicht viel an, aber wie ein Sexshop oder gar Striptease-Lokal sah es gar nicht aus. Nur ein paar unanständige Bilder an den Wänden erinnerten noch an den normalen Zweck dieses Etablissements.

"Tagsüber bringt der Bistrobetrieb zur Zeit mehr Kohle als Sex", raunte Carlo CityGuy leise zu, als hätte er geahnt, was seinem Begleiter durch den Kopf ging. Einer vollbusigen Bedienung klappte Carlo auf den prallen Hintern und nickte ihr fröhlich zu. Ihr schien das gar nichts auszumachen, denn sie grinste

ebenso freundlich zurück. Carlo sah das aber kaum noch, denn er strebte schon zügig einem Gang hinter dem Bistro-Raum zu, CityGuy im Schlepptau.

Am Ende des Ganges war eine schwere Tür, an die Carlo kräftig klopfte. Eine brummige Stimme tönte nach einer Weile von drinnen "Herein!".

Der große Boss hatte noch Besuch. Ein Priester in Soutane stand ihm gegenüber. Marco setzte gerade seine Unterschrift auf ein Blatt Papier und überreichte es dem Geistlichen mit den Worten: "Hiermit müssten Sie erstmal genug Nahrung für Ihre Schäfchen bekommen.". Der Geistliche bedankte sich überschwänglich und verließ den Raum. CityGuy fiel erst nach mehreren Augenblicken auf, dass sein Mund sperrangelweit offen stand. Mit so etwas hatte er nicht gerechnet. Dieser Tag bot eine Überraschung nach der anderen. Vielleicht war es aber auch völlig normal, dass die mafiösen Bosse dieser Welt ihre Seele mit Spenden freikaufen.

"Grüß dich Carlo", sagte der große Marco, kurz nachdem er die Spitze einer neuen Zigarre abgebissen hatte. "Wen hast du mir denn heute mitgebracht?"

"Das ist Norbert und Norbert behauptet, ein eigenes Internet zu haben, was ich mir nicht so ganz vorstellen kann, aber auf jeden Fall sucht er Arbeit und kennt sich mit Technik aus", stellt Carlo CityGuy vor.

Bevor CityGuy Carlos Aussage genauer erläutern konnte, dröhnte Marcos Stimme: "So so, ein eigenes Internet. Das musst du mir genauer erklären. Nehmt doch Platz, dann ist es gemütlicher."

Nachdem er sich hingesetzt hatte, erklärte CityGuy was es mit dem Notfallnetz auf sich hatte. Ihm war zwar nicht ganz wohl dabei zumute, zu verraten, dass er eine funktionierende Funkanlage hatte, aber schließlich muss man auch was riskieren, wenn man was gewinnen will und sein Internet war schließlich sein einziger Trumpf.

Marco schien interessiert, denn er lauschte aufmerksam und stellte intelligente Fragen. CityGuy stammelte etwas, als er versuchte klarzumachen, dass das Notfall-Netz frei sei und dass er es nicht verkaufen sei, aber ansonsten konnte er anscheinend recht gut verständlich machen, wie das Notfall-Netz funktionierte.

Die Tatsache, dass das Notfall-Netz nicht zu verkaufen sei, schien Marco nicht weiter zu verwundern, vielleicht weil das alte Internet ja auch nicht einer Person oder Firma gehört hatte. Über CityGuys Schilderung des Fahrrad-Generators musste er herzlich lachen. Er versicherte CityGuy, dass er ihm genug Strom für seine Geräte zur Verfügung stellen könne.

Schließlich einigten sie sich darauf, dass CityGuy am nächsten Tag vormittags wiederkommen sollte, um dann mit einer Leibgarde seine Ausrüstung

abzuholen. Sogar ein relativ sicheres Zimmer hatte Marco CityGuy angeboten, als CityGuy klarmachte, dass er niemals ohne seine Ausrüstung schlafen gehen würde und dass ein täglicher Transport der Geräte wohl zu gefährlich und umständlich wäre. Das Zimmer schaute CityGuy sich noch an, um sicherzugehen, dass es auch zumutbar war. Es ähnelte einem gewöhnlichen Hotelzimmer und eigentlich war nichts dran auszusetzen. Sein zukünftiges Internet-Cafe würde im Bistrobereich eingerichtet werden.

Im Anschluss an die Besprechung lud Marco CityGuy noch zu einer ordentlichen Mahlzeit im Bistro ein. Mehr als gut gesättigt machte CityGuy sich schließlich auf den Heimweg, voller Gedanken über seine neue Zukunft.

Kaum daheim, ging CityGuy ins Notfallnetz, um seinen Mitstreitern die Neuigkeiten zu verkünden. Von denjenigen, die er antraf, erhielt er viele gute Daumendrück-Wünsche. Teilweise hatten sie auch leichte Bedenken, weil das Netz jetzt Anschluss an mafiöse Kreise erhielt, aber im Großen und Ganzen trauten auch die Survivalisten auf dem Land einem Sex-König mehr zu als der Regierung.

28 Ronja

Schlaftrunken wie sie war, hätte Ronja im Morgengrauen fast ein dickes Kissen auf Klaus geworfen, das im Weg lag, als sie aus dem Schlafzimmer kam. Im letzten Moment fiel ihr jedoch ein, dass sie Besuch hatten und sah ihn dann auch auf dem Sofa liegen. Er sah wirklich lieb aus, wie er da so lag und schlief. Ronja mochte liebe Männer und nach der Erfahrung mit Annas Vater hatte sie sich geschworen, dass ihr nächster Freund vor allem lieb sein sollte. Lieb zu ihr und lieb zu Anna. Und vertrauenswürdig. Ein Kerl mit dem Herz auf dem rechten Fleck, der auch in schwierigen Zeiten zu einem steht.

Früher hatte sie sich viel zu leicht von feurigen Augen oder einem interessanten Auftreten beeindrucken lassen und war damit fürchterlich auf die Schnauze gefallen. Anna war das einzig Gute aus dieser Zeit. Eine Zeit, deren Wunden immer noch nicht ganz verheilt waren. Nun, sie hatte das bisher überstanden und sich gut gefangen; sie würde es auch weiterhin gut schaffen, egal ob der Typ auf dem Sofa nun wirklich lieb war oder nicht.

Auf jeden Fall war er sehr nett und ein guter Gesprächspartner. Ronja riss sich aus der versunkenen Betrachtung des schlafenden Mannes und widmete sich der Morgenroutine. Beim Kaffeekochen auf dem Balkon war es schon

richtig kalt. Es wurde wirklich Zeit, dass das Stromsystem wieder in die Gänge kam, aber bisher gab es ja keinerlei Anzeichen dafür, dass da irgendwas einer Lösung nahe war. Und bei all der kaputten Elektronik konnte man auch kaum Hoffnung auf ein wiederkehrendes Stromsystem haben.

Als Ronja mit der Kaffeekanne in der Hand wieder das Wohnzimmer betrat, sah sie gerade noch, wie Anna genau das tat, was sie sich selbst verkniffen hatte. Sie warf, und das mit voller Absicht und Begeisterung, das rumliegende Kissen direkt in Klaus Gesicht. Dieser quittierte das mit einem entsetzten Aufschrei, der sich jedoch schnell in Gelächter verwandelte, als er Anna erkannte.

"Hm, Kaffee. Der riecht wirklich lecker. Sogar besser, als er sonst riecht." war das erste verständliche, was von Klaus zu hören war.

"Ja, das ist auch ein besonders leckeres lagerfeuertaugliches Spezialrezept von meinem Großvater" antwortete Ronja und freute sich über Klaus Begeisterung.

Angelockt vom Kaffee-Duft kam auch Nanni aus ihrem Zimmer und ergriff dankbar die Kaffeetasse, die Ronja ihr reichte.

"Heute wollen wir Klaus Wohnung aufräumen, war das nicht so?" fragte sie und schaute dabei nacheinander Klaus, Ronja und am Schluss auch Anna an.

"Au ja, und ich helf dem Klaus beim Tür-Reparieren", war Anna spontan ganz begeistert.

Also war es eine beschlossene Sache, gleich nach dem Frühstück die verwüstete Wohnung in Angriff zu nehmen. Wie versprochen half Anna Klaus beim Reparieren der Tür. Sie stellte sich sogar recht geschickt an, was bestimmt auch daran lag, dass Klaus sehr offen auf sie einging und sie wie eine richtige Helferin behandelte. Ronja lachte das Herz, als sie den beiden zusah.

Zu ihrem Erstaunen hatte Klaus gleich am Anfang einen Werkzeugkasten unter einem Regal hervorgeholt aus dem er ein ungewöhnlich aussehendes Bohrgerät hervorzauberte. Anna erklärte er, dass dies ein Brustbohrer sei, mit dem man auch ohne Strom recht gut bohren könne. In der Tat erwies sich das Gerät als recht zweckmäßig bei der Reparatur.

"Ob man mit diesem Bohrgerät auch Löcher in die Wände hier machen könnte, um dicke Balken als Riegel festzumachen?" fragte sie, als die beiden Werkelnden eine kleine Pause machten.

"Hm, das müsste gehen, wenn es kein Beton ist." antwortete Klaus. "Das können wir ja nachher mal ausprobieren."

Während die Tür wieder zunehmend zu einer richtigen Tür wurde, räumten Ronja und Nanni all die durcheinandergeworfenen Sachen halbwegs geordnet zusammen, sodass es wenigstens wieder ordentlich aussah, auch wenn Klaus

noch seine eigene Ordnung in die Sachen würde bringen müssen.

Am späten Mittag sah die Wohnung endlich wieder bewohnbar aus und sie hatten sich ein Mittagessen redlich verdient. Zur Feier des Tages gab es Ravioli für alle und sprudelnde Vitamindrinks. Da sie inzwischen einen kleinen Vorrat hatten, beschlossen sie, sich am Nachmittag um Türbalken zu kümmern und erst am nächsten Tag wieder auf Vorratsuche zu gehen.

Direkt neben dem Türrahmen bestand die Wand leider aus Beton. Diese Erkenntnis kostete einen Bohrer, aber glücklicherweise hatte Klaus noch einen Ersatzbohrer in der gleichen Größe. Ronja dachte sich, dass ein gutsortierter Werkzeugkasten durchaus eine feine Sache sei.

Zwanzig Zentimeter neben der Tür stießen sie auf normale Mauersteine und es gelang ihnen, mithilfe von zusammengesuchten Metallteilen, eine Befestigung für einen Holzbalken zu montieren. Damit konnten sie nachts die Tür zusätzlich schützen, damit man sie nicht so leicht eintreten konnte. Nachdem sie auch an Klaus Wohnungstür einen solchen Balkenschutz montiert hatten, waren alle ziemlich erschöpft.

Aber ein wenig "Schule" wollten sie sich nicht nehmen lassen. Anna wollte unbedingt Englisch lernen und die Erwachsenen taten ihr den Gefallen. Nach einer Weile kamen sie wie von selbst auf medizinische Themen und Klaus erwies sich als brillanter Lehrer für medizinische Fragen aller Art. Nicht nur, dass Anna fast alles sofort verstand, auch für die Frauen, war es hochinteressant, was es so über den menschlichen Körper zu erfahren gab. Vor allem die Geschichte vom Wunder des Immunsystems war wie eine Reise in ein fernes Universum.

Ronja bedauerte es ein wenig, dass die Wohnung von Klaus wieder bewohnbar war, als Klaus sich verabschiedete, versuchte aber, sich nichts anmerken zu lassen. Insgesamt war sie sehr zufrieden mit dem Tag und hatte auch den Eindruck, dass es den anderen genauso ging.

Am nächsten Tag nahmen sie ihren mittlerweile schon vertrauten Tagesablauf mit Schule am Vormittag und Vorräte sammeln am Nachmittag wieder auf. Als Unterrichtsthema kamen sie wieder in den Genuss von interessanten medizinischen Geschichten. Passend zum Thema suchten sie auch besonders ausgiebig die Apotheke im Einkaufszentrum heim und deckten sich mit Medikamenten ein, die Klaus für sinnvoll hielt, um schwere Zeiten zu überstehen. Jetzt hatten sie mehrere Antibiotika, Grippemittel, Mittel gegen anaphylaktischen Schock und dergleichen Dinge mehr. Am Abend erklärte Klaus genau, wie, wann und warum man die jeweiligen Mittel verwenden konnte.

Als sie einen Tag später von ihrem Streifzug heimkamen, sahen sie auf dem

Gang des ersten Stocks einen bulligen Mann, der auf die Tür zuing, hinter der sie die geheimnisvollen Vorräte geortet hatten. Blitzschnell drehte er sich um, als er sie kommen hörte. Sein Gesicht sah nicht unbedingt unfreundlich aus, aber zumindest ziemlich energisch.

"Packen Sie sich am besten ein kleines Fluchtgepäck zusammen. Die werden wieder kommen. Wenn Sie rechtzeitig kommen sehen, können Sie durch die Hintertür im Keller fliehen. Die Stimmung hat sich aufgeheizt - das geht nicht mehr so friedlich ab, wie vorher." sagte der unbekannte Mann.

"Äh, danke, wer sind Sie eigentlich?" fragte Nanni, aber da war der Unbekannte schon hinter seiner Tür verschwunden.

Alle vier schauten sich fragend an, setzten ihren Weg nach oben aber fort, denn in der eigenen Wohnung ließ es sich bestimmt am besten nachdenken.

"Wer war denn das?" brach Anna das Schweigen und sprach damit aus, was alle dachten.

"Keine Ahnung." sagten Ronja und Nanni fast gleichzeitig.

"Ich glaub, den hab ich schon ein bis zweimal gesehen, aber wer das ist, weiß ich auch nicht." kam von Klaus.

"Irgendwie unheimlich, der Typ, fandet ihr nicht auch?" Nanni sah man das Schaudern förmlich an.

"Ja, schon. Ob er wohl Recht hat?" gab Ronja zu bedenken. "Er schien uns ja nichts Böses zu wollen. Sein Vorschlag klang auch irgendwie plausibel."

"Wenn er die Plünderer meint, die ich im Lager gesehen habe, dann hat er wahrscheinlich recht. Der Mann wirkte auf mich wie ein Krieger, der weiß, was er tut und sagt." äußerte Klaus seine Meinung.

"Hm, dann sollten wir ein kleines Fluchtgepäck packen und die Augen offen halten. Und wo sollen wir hin fliehen?". Ronja durchmaß das ganze Wohnzimmer mit ihren Blicken, als wollte sie Gepäckstücke oder Fluchtziele orten.

"Vielleicht in den Keller vom Supermarkt. Der war ja unberührt, als wir ihn entdeckt haben." schlug Nanni vor.

"Ich will aber hierbleiben." quengelte Anna, die gefühlsmäßig wohl genau begriff, dass es hier um etwas sehr Unerfreuliches ging.

"Ja, wir bleiben auch erstmal hier. Das ist nur zur Vorsicht. Hol doch schon mal deinen Rucksack und pack ein paar wichtige Kleider und deinen Lieblings-Teddy ein. Ich komm dann gleich und helf dir." versuchte Ronja, Anna zu beruhigen.

Dabei schlug Ronja das Herz eigentlich bis zum Hals. Erst in den letzten Sekunden war ihr bewusst geworden, was möglicherweise auf sie zukam. Vielleicht würde die vertraute Wohnung schon bald so aussehen, wie Klaus

Wohnung ausgesehen hatte, oder gar noch schlimmer. Und wer weiß, was alles gestohlen werden würde. Und was, wenn sie nicht rechtzeitig fliehen könnten? Ronja schüttelte sich kurz, um die Gedanken zumindest vorübergehend loszuwerden. Anna hatte ihren Kinderrucksack schon gefunden. Auch Ronjas Rucksack war schnell aus den Tiefen eines Schrankes gezogen. Beide müffelten ein wenig, weil sie so lange keine frische Luft mehr bekommen hatten. Zuerst half Ronja Anna bei der Auswahl der Kleider, damit Anna nicht unnötig Rüschenkleider oder ähnliches einpackte. Einen zusätzlichen Satz Kinderkleider packte sie auch in ihren eigenen Rucksack, damit Anna noch Platz für ein paar Spielsachen hatte.

Die Auswahl ihrer eigenen Kleider traf Ronja noch zügig, aber als sie dann bei all den anderen tausend Sachen ankam, die vielleicht nützlich waren, oder die sie nicht verlieren wollte, wurde die Wahl sehr schwierig und Ronja wurde zunehmend nachdenklich. Auch Anna stand mit feucht glänzenden Augen vor ihrem Spielzeugregal. Da half es auch nicht viel, dass Ronja versuchte, ihr das Ganze als aufregende Reise schmackhaft zu machen.

Schließlich trafen sich alle vier fast gleichzeitig wieder im Wohnzimmer, alle mit nachdenklichen Gesichtern.

"Wo sollen wir nur mit all dem Zeug hin, das wir vor den Plünderern retten wollen?", fragte Nanni mit leicht zitternder Stimme in den Raum.

"Aah, ich hab's." kam sie gleich selbst auf eine Idee. "Wir könnten ein paar wichtige Sachen oben im Penthouse verstecken."

"Fragt sich, ob sie da nicht auch hinkommen." warf Ronja ein. "Vielleicht gibt es auch ein paar Ecken im Keller unter irgendwelchem Gerümpel. Oder vielleicht auch hier in der Wohnung?"

"Am besten ist es vielleicht, wenn man mehrere Verstecke sucht. Dann steigt die Chance, dass sie das eine oder andere übersehen." schlug Klaus vor.

Schnell begann ein eifriges Hin- und Hergelaufe mit liebgewonnen Gegenständen in den Händen. Dreimal stiegen sie bis zum Penthouse, um dort einige Sachen in einer Abstellkammer zu verstecken. Klaus staunte nicht schlecht, was die Frauen da für einen Palast in der Hinterhand hatten. Wenn eine Flucht von dort oben nicht so schwierig gewesen wäre, hätten sie ihr Lager vielleicht sogar oben im Penthouse aufgeschlagen.

Zwischendrin schauten sie immer wieder vorsichtig nach draußen, ob sich dort möglicherweise die Horden näherten. Aber bisher war draußen alles dunkel und menschenleer.

Nach den drei Besteigungen des Penthouses waren alle ziemlich erschöpft. Daher nahmen sie sich die weitere Verstecksuche für den nächsten Tag vor.

Ronja widmete sich noch eine Weile dem Packen des Rucksacks. Die Entscheidung, was man am besten einpacken sollte, fiel wirklich nicht leicht. Ein Teil der neuen Hausapotheke wanderte in den Rucksack, aber die Hälfte räumte Ronja nach einer Weile wieder raus, um Platz zu sparen. Nach mehrmaligem Ein- und Ausräumen war sie jedoch halbwegs zufrieden mit ihrem Fluchtgepäck.

Anna lief währenddessen mit ihrem Meerschweinchen zwischen den Erwachsenen hin und her, als wollte sie jedem ganz klar machen, dass das Meerschweinchen auch mit musste. Ronja war davon natürlich gar nicht begeistert, aber man konnte das unschuldige Tier ja auch nicht den Plünderern überlassen. Also suchte sie eine kleine Tasche, die man sich um den Hals hängen konnte und in die das Meerschweinchen gerade gut reinpasste. Anna war ganz begeistert und auch das Meerschweinchen schien sich mit seinem neuen Zuhause abfinden zu können.

Irgendwann war Anna jedoch endlich so müde, dass sie sich überreden ließ, das Meerschweinchen wieder in den Stall zu setzen und schlafen zu gehen.

Die Erwachsenen saßen anschließend noch zusammen im Wohnzimmer und beschlossen, abwechselnd Wache zu halten, falls die Plünderer in der Nacht kommen sollten. Trotz Müdigkeit wollte aber keiner als erster schlafen gehen. So kamen sie wie von selbst zu dem Thema, das alle beschäftigte, aber keiner in Annas Gegenwart ansprechen wollte.

"Ob wir in Gefahr sind, von den Plünderern getötet zu werden?" brachte Nanni das Problem auf einen Punkt.

"Auszuschließen ist das wohl nicht, aber wenn sie uns nicht finden, können sie uns auch nicht töten", machte Ronja sich und den anderen Mut. "Ich frage mich aber auch, ob der Keller des Supermarktes wirklich ein sicheres Versteck ist."

"Das fragen wir uns wohl alle." sagte Klaus. "Aber er ist vermutlich besser, als viele andere Plätze. Zur Not müssen wir eben beweglich bleiben."

"Manchmal denke ich in letzter Zeit an das Haus meiner Eltern. Da ist es jetzt bestimmt wohnlicher als hier, denn die sind auf alle Notfälle vorbereitet." erzählte Ronja. "Was hab ich mich immer über deren Survival-Fimmel lustig gemacht. Jetzt bereue ich, dass ich nicht öfter mal zugehört habe."

"Tja, die wohnen leider am anderen Ende der Welt, oder?" hakte Nanni nach.

"Ja, bei Freiburg. Da hat man ordentlich was zu tippeln, wenn man kein Auto zur Verfügung hat", sagte Ronja und zuckte bedauernd mit den Achseln.

Verlegen versuchte sie sich unauffällig die feuchten Spuren aus den Augen zu wischen, aber Klaus sah es offensichtlich und nahm sie für einen Moment

tröstend in den Arm. Ronja fühlte sich sehr zu Klaus und seiner Fürsorglichkeit hingezogen, fing sich dann jedoch schnell wieder, nicht ohne Klaus dankbar zuzunicken.

Bis etwa zwei Uhr nachts unterhielten sie sich zwischen langen Pausen immer mal wieder ein wenig über die Situation, aber die meiste Zeit hing jeder seinen Gedanken nach. Irgendwann schlief Nanni einfach auf dem Sofa ein. Ronja deckte sie mit einer Wolldecke zu. Gleichzeitig fragte sie sich, womit sie sich wohl am nächsten Tag zudecken könnten. Daher beschloss sie, dass es wichtig war, dass alle soviel Schlaf wie möglich bekämen und einigte sich mit Klaus darauf, dass er zuerst wachbleiben würde und sie zwei Stunden später wecken würde.

Bevor sie sich ins Bett legte, ging sie noch kurz auf den Balkon, um nach potentiellen Plünderern Ausschau zu halten. Menschen oder Lichter waren zwar nicht zu sehen, aber Ronja konnte schwach erkennen, dass ihr Atem in der frischen Luft wie Rauch sichtbar war. Der Winter war auf dem Vormarsch. Hoffentlich würde er noch eine Weile auf sich warten lassen, bis er voll ausbrach.

Kaum hatte sie die Augen geschlossen, spürte sie schon ein leichtes Rütteln am Arm, das sie wieder aufweckte. Ronja setzte sich mit einem Ruck auf, so schnell, dass sie fast mit Klaus Kopf zusammengestoßen wäre.

"Oh, ist schon Zeit?" fragte sie ganz verwirrt.

"Ja, ich denke schon. Bist du denn jetzt fit genug? Ich könnte auch...."

"Nein könntest du nicht. Du brauchst auch deinen Schlaf. Es wird schon gehen. Du kannst dich hier hinlegen." Ronjas Durchsetzungskraft erwachte schneller als der Rest von ihr.

Sie stand schnell auf, um nicht in Versuchung zu kommen, wieder einzuschlafen. Die Decke schüttelte sie einmal gut durch, bevor sie Klaus mit einer Geste aufforderte, es sich gemütlich zu machen.

Klaus, dem die Augen schon fast zufielen, nahm das Angebot dankbar an. Er schien schon zu schlafen, bevor er überhaupt im Bett lag. Ronja widerstand nur mühsam der Versuchung, ihm liebevoll übers Haar zu streicheln.

Nanni war anscheinend zwischendrin in ihr eigenes Bett gegangen, denn sie lag nicht mehr auf dem Sofa, als Ronja das Wohnzimmer erreichte.

Zuerst ging sie auf den Balkon, um nach draußen zu spähen. Am östlichen Horizont konnte man schon einen leichten Lichtschimmer erahnen. Vermutlich hatte Klaus viel länger Wache gehalten, als die verabredeten zwei Stunden. Dabei war es Ronja wie ein Wimpernschlag erschienen.

Plündererhorden waren aber nicht zu sehen, also ging Ronja wieder nach

drinnen. Sie versuchte auszurechnen, wie lange es dauern würde, vom Augenblick, wo die Plünderer bestenfalls sichtbar sein würden bis zu dem Moment, in dem sie das Haus erreichen würden. Das konnten nicht mehr als zwei bis drei Minuten sein, wenn sie zielstrebig auf ihr Haus zumarschierten. Und das Aufbrechen der Haustür war mit geeignetem Werkzeug eine Sache von weniger als einer Minute. Das bedeutete, dass es schon zu spät für eine Flucht sein würde, wenn sie die Plünderer sofort sehen würden, wenn sie um die Ecke biegen, mal davon abgesehen, dass sie ja nur ab und zu nach draußen spähten. Da sie auf dem Weg in den Keller an der Haustür vorbei mussten, saßen sie in der Wohnung in der Falle.

Doch was sollte man tun? Gleich morgen früh in den Supermarkt-Keller fliehen? Oder vielleicht doch ins Penthouse ziehen? Oder gar in den Keller ihres Hauses, damit sie schnell raus konnten, wenn jemand kommen sollte?

Schwierige Fragen, die über Leben und Tod entscheiden könnten. Wenn es doch nur einen Platz geben würde, an dem sie wirklich sicher wären. Aber so einen Platz gab es in Berlin wohl kaum. Ronja versuchte, sich eine Flucht nach Südwest-Deutschland vorzustellen, jetzt in einer Zeit, wo der Winter näher rückte. Das Ergebnis ihrer Überlegungen war niederschmetternd. Egal wie man's drehte und wendete: Eine gute Lösung war nicht in Sicht.

Dann dachte sie an Klaus und merkte, wie ihr Herz prompt etwas schneller schlug. Er schien wirklich ein feiner Kerl zu sein. Sie war wirklich froh, dass er sich zu ihnen gesellt hatte. Darüber hinaus konnte sie sich auch einiges vorstellen. Prompt sah sie in Gedanken, wie sie in leidenschaftlich küsste. Sie schüttelte den Kopf, um sich wieder zur Vernunft zu bringen.

Als der Tag anbrach, konnte man den Erwachsenen den Schlafmangel deutlich ansehen. Ronja brachte ihre nächtlichen Überlegungen vor, in der Hoffnung auf gute Ideen von Seiten der anderen. Die anderen hatten jedoch auch keine besseren Ideen, obwohl jeder für sich intensiv über Lösungswege nachgedacht hatte.

Sie beschlossen nach längerer Diskussion, einen Teil der Vorräte und entbehrliche Decken schon mal zum Supermarkt-Keller zu bringen, damit sie bei einer eventuellen Flucht nicht soviel schleppen mussten. Dort räumten sie auch die Pappkisten so um, dass sich ein nahezu unsichtbarer kleiner Raum bildete, in dem sie sich und ihre Sachen verstecken konnten. Ihre Vorräte brachten sie in einer der Kisten unauffällig unter, sodass sie nicht so leicht gefunden werden konnten, solange das Versteck noch unbenutzt war.

Als sie bei ihrer älteren Nachbarin klopfen, um sie vor der neuen Gefahr zu warnen, machte ihnen niemand auf. Am Tag zuvor hatte sie noch gerne ihre

tägliche Wassergabe und eine Packung Pumpernickel entgegengenommen. Nichtsdestotrotz war es kein gutes Zeichen, dass die Nachbarin nicht mehr aufmachte.

Den Nachmittag verbrachten sie damit, auch im eigenen Keller ein Notlager aufzuschlagen. Dafür eignete der Kellerverschlag von Klaus sich besser, weil er rundherum schmale Regale hatte, sodass der Raum in der Mitte kaum einsehbar war. Mithilfe von Isomatten, Luftmatratzen und Wolldecken, die sie noch in ihren jeweiligen Kellern fanden, gelang es ihnen, eine recht gemütliche Höhle zu bauen.

Oben in der Wohnung gab es nochmal eine letzte warme Mahlzeit, die wichtigsten Gebrauchsgegenstände wurden möglichst gut versteckt und dann zogen die Vier mit ihren Rucksäcken in den Keller. Dort zündeten sie ein Teelicht an, das ein wenig Licht spendete. Um die Zeit totzuschlagen, widmeten sie sich wieder der "Schule", bis Anna, eingekuschelt zwischen Klaus und Ronja eingeschlafen war. Klaus zog ihr liebevoll die Decke zurecht. Das Lächeln, das er anschließend Ronja schenkte, ließ ihr Herz dahin schmelzen. Ob er wohl genauso empfand wie sie?

Die Nacht verging mit leisen Gesprächen abgewechselt von kurzen Schlafphasen, denn richtig tief konnte keiner außer Anna schlafen, in dieser ungewohnten Umgebung. Von Plünderern war nichts zu hören.

Gegen Morgen sickerte fahles Licht durch die schmalen Kellerfenster. Nanni hatte sich gerade auf den Weg gemacht, um eine geeignete Pinkelmöglichkeit zu finden, als sie mit weitauferissenen Augen zurück kam. Sie griff nach ihrem Rucksack und gestikuliert, dass die anderen still bleiben und fliehen sollten, denn die Plünderer standen vor der Tür und schlugen auf sie ein.

Ronja und Klaus griffen sich hastig ihre Rucksäcke, doch Anna wachte nicht richtig auf. Also nahm Klaus Anna und ihren kleinen Rucksack auf die Arme und Ronja belud sich mit den beiden großen Rucksäcken. Der Weg zur Hintertür war glücklicherweise nicht weit. Nanni, die beide Hände frei hatte, schloss die Tür auf und ging forschen Schrittes voran.

Kaum waren sie draußen auf dem Platz mit den Wäschespinnen angekommen, versperrte ihnen ein kräftig gebauter Mann den Weg. Bewaffnet war er mit einer dicken Stahlstange, die er drohend über den Kopf hielt. Ronja blieb fast das Herz stehen.

Doch wie ein Blitz war Nanni auf den Typen zugerannt und rammte ihm ihr Knie kräftig in die Weichteile. Der Mann ließ die Stahlstange fallen und brach sofort zusammen, die Hände verzweifelt um sein bestes Stück geklammert. Nanni schnappte sich die Stange und stieg mit einem großen Schritt über den

gekrümmten Mann, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, bewaffnete Männer zu Boden zu strecken. Sie reckte den Daumen in die Höhe, bevor sie den anderen bedeutete, schleunigst weiter zu eilen.

Klaus ließ einen missratenen, aber unverkennbar anerkennenden Pfiff hören, rückte Anna ein wenig zurecht, um sich dann gestreckten Schrittes von dem Angreifer zu entfernen. Ronja eilte ihm hinterher. Sie staunte nicht schlecht über Nannis Unerschrockenheit. An ihrer Freundin war ein echter Kerl verloren gegangen.

An der Ecke des Hauses spähten sie erst vorsichtig, ob der Weg frei war. Die letzten Plünderer betraten gerade ihr Haus. Sobald sie sich sicher fühlten, huschten die vier Flüchtlinge von Deckung zu Deckung in Richtung Einkaufszentrum. Wie man von Deckung zu Deckung huscht, hatten schließlich alle schon in unzähligen Krimis gesehen.

Vor dem Einkaufszentrum lungerten mehrere finstere Gestalten herum, so dass sich unsere Vier zum hinteren Eingang schlichen, den kaum jemand kannte. Der Hintereingang war glücklicherweise frei. Nanni schlich voraus, kam jedoch bald wieder zurück und schüttelte den Kopf. Sie flüsterte den anderen zu, dass drinnen etliche Plünderer seien.

Der Weg zu ihrem Versteck war also erstmal versperrt. Sie suchten sich eine unauffällige Nische zwischen zwei Häusern, um Kriegsrat zu halten. Nanni schlug vor, einfach eine Weile abzuwarten, ob die Plünderer sich wieder verziehen würden. Da keiner eine bessere Idee hatte, stimmten alle zu.

Anna war inzwischen längst aufgewacht und verkündete, dass sie Hunger hatte. Da die anderen auch nichts gegen einen kleinen Happen einzuwenden hatten, hielten sie in ihrer Mauernische ein kleines Picknick ab.

Als sie fertig gegessen hatten, schienen die Plünderer das Interesse am Einkaufszentrum verloren zu haben, denn sie kamen in Scharen aus dem Gebäude. Unsere Flüchtlinge warteten noch eine gute halbe Stunde, bis sie einen erneuten Versuch wagten, zu ihrem Versteck vorzustoßen.

Glücklicherweise war der Weg jetzt frei, und sie kamen unbeschadet im Keller des Supermarktes an. Ihre Vorräte waren unberührt und auch sonst sah es so aus, als wäre keiner der Plünderer soweit vorgedrungen.

Aber ob sie hier wirklich sicher waren?

Obwohl sich alle gegenseitig versicherten, dass sie hier in einem guten Versteck waren, behielt jeder ein ängstliches Gefühl, als die Stunden verrannen. Irgendwann wurden alle müde und so schiefen sie aneinander gekuschelt einem ungewissen Morgen entgegen.

29 Ulli

Mit einem Ruck setzte Ulli sich auf. Er hatte unendlich viel zu tun. Die ganze Welt musste er retten.

Verwirrt machte er die Augen auf. Was für ein Traum? Einfach unglaublich. Er hatte im Traum versprochen, die Welt zu retten. Es wurde allmählich hell. Sein Studentenappartement sah so ungewohnt aus.

Nach und nach dämmerte es ihm. Er war weder in seinem Appartement noch im Zelt des Notfall-Lagers. Die vertraute Welt war tatsächlich untergegangen. Er hatte tatsächlich versprochen, die Welt zu retten, wenn auch nicht die ganze Welt. Die Rettung von München oder zumindest dieses Lagers war schon gewaltig genug. Ob er es nicht doch geträumt hatte?

Aber wie war er sonst in dieses hotelähnliche Zimmer gekommen? Sein Kompass lag direkt neben ihm und zeigte unbeirrt nach Norden.

Ulli schlug die Hände vors Gesicht, um mit seinem spontanen Entsetzen besser klarzukommen. Irgendwie half diese Geste, denn nach einigen Augenblicken fühlte er sich wieder näher.

Wenn er die Idee, dass ausgerechnet er, der kleine Ulli, München retten sollte, im Augenblick auch für völlig absurd hielt, wuchs in ihm jedoch das Gefühl, dass er eben das Beste aus der Situation machen müsste. Besser er zur Rettung der Stadt, als überhaupt keiner.

Immerhin konnte er rechnen. Und das war etwas, das viele Politiker nicht von sich behaupten konnten.

Ulli schüttelte sich und dann straffte er sich in Erinnerung an die Militärs, die er gestern kennengelernt hatte.

Er würde es ihnen zeigen. Jawohl, eine richtig gute Stadttretung würde er hinlegen, mit seinen mathematischen Fähigkeiten und seinem hellen Verstand.

Hatte er nicht immer auf eine Chance gehofft, um zu zeigen, was in ihm steckt?

War nicht der dynamische Fritz immer der jugendliche Held der Familie gewesen und er nur das Mathegenie? Ganz so war es wohl nicht gewesen, aber ein wenig neidisch war er oft auf Fritz gewesen, obwohl dieser sogar jünger war als er. Aber Fritz ging halt immer alles viel lockerer und männlicher an, wohingegen er, Ulli, oft voller Skepsis und Vorsicht war.

Wie oft hatte er sich gedacht, dass er den Job des Bundeskanzlers viel besser hinkriegen würde, wenn sie ihn nur lassen würden?

Und jetzt wurde er gelassen. Ihm war tatsächlich die Aufgabe anvertraut, das ganze Lager zu organisieren und darüber hinaus, so viel wie möglich von der Stadt zu retten.

Er würde beweisen, dass das große Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, gerechtfertigt war.

Ja, er würde das Beste draus machen.

Obwohl er am liebsten sofort aufgesprungen wäre, um sich seinen unendlichen neuen Aufgaben zu widmen, schüttelte er sich erst nochmal gründlich durch und dann nahm er zehn tiefe langsame Atemzüge, die er nutzte, um sich innerlich auf das Kommende vorzubereiten.

Seine Soldatenkleider passten ihm noch immer gut, und gaben ihm ein gewisses zusätzliches Gefühl von Stärke. Je mehr Zeit verging, desto mehr schlug sein Herz für seine Aufgabe und voller Tatendrang verließ er sein Zimmer, um nach seinem Mitstreiter und einem eventuellen Frühstück Ausschau zu halten.

Seinen Mitstreiter fand er nicht auf Anhieb, aber seine Nase führte ihn ohne Umwege direkt in den Speisesaal, denn der Kaffeeduft war schon vor seiner Zimmertür deutlich zu erkennen. Er stellte sich in die kurze Schlange und versorgte sich mit einem rundum zufriedenstellenden Frühstück. Es war wohl noch sehr früh, denn der Speisesaal war fast leer, sodass er einen ganzen Tisch fand, um sein Frühstück und seine Papiere großzügig auszubreiten.

Während des Essens nutzte er die Zeit, um sich die heutigen Vorhaben nochmal durch den Kopf gehen zu lassen. Nach und nach blätterte er seine Aufzeichnungen durch. Das heutige Problem war vor allem das Timing, um möglichst viele Leute mit möglichst wenig Aufwand zu erreichen. Am besten wäre es, wenn in der allgemeinen Aufwachzeit in jedem Zelt eine kurze Ansage gemacht werden würde. Leider konnte er nicht in zwanzig Zelten gleichzeitig sein. Also brauchte er eine bessere Lösung oder er musste die Bekanntgabe der Neuerungen zeitlich strecken.

Was müsste man den aufwachenden Leuten in den Zelten alles sagen, damit sie wüssten, worum es geht, aber nicht zu viel auf einmal zu verdauen hätten? Ulli notierte sich ein paar Punkte, von denen er einen Teil gleich wieder strich, weil es zu viel werden würde. Nach einer Weile hatte er folgendes auf seinem Papier notiert:

"Achtung! Dies ist eine offizielle Ansage: Wir suchen freiwillige Mithelfer zur Organisation dieses Lagers. Alle Arten von Fähigkeiten werden gesucht. Unter anderem brauchen wir auch Verantwortliche für jedes Zelt. Bitte melden Sie sich im Laufe des Tages im Bereich der Anschlagstafeln. Abends um 18 Uhr gibt es in jedem Zelt ein Treffen für Fragen, die das jeweilige Zelt betref-

fen."

Das klang nicht gerade nach einem werbewirksamen Aufruf, der die Massen mobilisiert, aber am ersten Tag würden Ulli und seine Helfer gar keinen Massenansturm bewältigen können, daher konnte es fürs Erste reichen.

Gerade als er sich seinen Aufruf nochmal durchlas, setzte sich Markus mit einem Frühstückstablett an seinen Tisch und grinste ihn an.

"Schon wieder fleißig?", fragte er.

"Ja, klar. Wir sollen ja schließlich die Welt retten", versuchte Ulli einen Witz zu machen, der aber nur halb wie ein Witz klang. "Aber mal im Ernst: Wir könnten zwanzig Frühaufsteher gebrauchen, die in jedem Zelt diesen Aufruf laut verlesen. Ob sich das wohl machen lässt?"

"Immer mit der Ruhe. Zwanzig Mann für eine kurze Aktion; das lässt sich wohl machen. Aber erstmal trink ich meinen Kaffee", entgegnete Markus.

Ulli schob ihm mit fragendem Blick seinen Aufruf rüber. Markus überflog ihn und nickte.

"Wird fürs Erste gehen", murmelte er zwischen zwei Bissen.

Ulli nahm diese Bestätigung zum Anlass, seine wenigen Sätze auf möglichst viele Blätter zu schreiben. Bis Markus sein Frühstück beendet hatte, waren zwanzig Blätter beschrieben.

Sobald Markus einsatzbereit war, dauerte es keine fünf Minuten, bis sich zwanzig Leute um die beiden scharten. Ulli staunte nicht schlecht, wie schnell sowas gehen konnte. Er erklärte den Helfern worum es ging und händigte jedem ein mit dem Aufruf beschriebenes Blatt Papier aus.

Gemeinsam verließen sie das Hotel und gingen strammen Schrittes rüber zum Lager. An der Eingangskontrolle wurden sie mit neugierigen Blicken in Empfang genommen, konnten jedoch ungehindert einfach weitergehen.

Die zwanzig Helfer schwärmten aus zu den Zelten, während sich Markus und Ulli einen geeigneten Platz suchten, um ihr Arbeitsvermittlungszentrum aufzubauen. Sie stellten ein paar Biertische und Bänke zusammen und breiteten ihre Papiere aus. Schon war "Arbeitsamt" eingerichtet, die freiwilligen Helfer konnten kommen.

"Leute mit Verwaltungsfähigkeiten können wir gleich hierbehalten, damit sie bei der Einteilung in die einzelnen Arbeitsbereichen mithelfen konnten. Und Leute mit allgemeinen Fähigkeiten können bei der Essensausgabe oder anderen Schlangen helfen. Das bringt gleich schon mal Bewegung in die Sache", schlug Ulli vor.

Markus nickte, und sagte mit einem verschmitzten Grinsen "Zu Befehl Herr General."

Nach kurzer Zeit kamen die ersten Menschen zu ihren Tischen geströmt. Ulli und Markus waren sehr froh, dass unter den ersten schon mehrere Sekretärinnen und ein Manager waren, denn so konnten sie ihr Team zügig erweitern.

Der Manager sprach kurz mit Ulli, um sich das Vorhaben erklären zu lassen, dann ließ er eine der Sekretärinnen mit einem dicken Stift improvisierte Schilder für Arbeitsbereiche schreiben. Eine andere schickte er zusammen mit Markus aus, um Ständer für diese Schilder zu mobilisieren. Offiziell war es natürlich Markus Befehl gewesen, aber er war dem Vorschlag des Managers ohne zu zögern gefolgt. Die anderen Sekretärinnen verteilten sich auf die Bänke, um sich den vielen Freiwilligen zu widmen, die inzwischen in großen Scharen herbeiströmten. Je nachdem, welche Fähigkeiten die Leute hatten, wurde ihnen gleich eine Arbeit zugeteilt oder sie wurden aufgefordert, am Nachmittag oder am nächsten Morgen wiederzukommen. Ihre Namen und Fähigkeiten wurden natürlich sorgfältig aufgeschrieben, jeweils auf ein Blatt, das nach Anfangsbuchstaben geordnet war und ein Blatt, das zur Fähigkeit passte.

Nach einer Viertelstunde hingen die Schilder an mobilen Verkehrsschildern und wiesen den Freiwilligen schon frühzeitig den Weg zu den verschiedenen "Branchen". Die freigewordene Sekretärin lief jetzt zwischen den Freiwilligen umher und bot ihnen Rat und Hilfe an.

Ulli staunte, wie sich die Arbeitsorganisation wie durch Zauberei entwickelt hatte, kaum hatten sie den ersten kleinen Schritt getan.

Kurze Zeit später kamen auch die zwanzig Ansage-Helfer an Ullis Tisch vorbei und waren genauso erstaunt, wie viel sich hier in kürzester Zeit getan hatte. Sie widmeten sich anschließend wieder ihren gewohnten Pflichten, denn ihr Job als Katalysator war getan.

In den Essensschlangen standen jetzt mehrere Helfer, sodass sich die Schlangen teilen konnten und sehr viel schneller vorwärtskamen. Bei den Kloschlangen konnte man schon Helfer mit Klopapierrollen und Putzeimern sehen.

Ein Freiwilliger, der Pantomime als Fähigkeit angegeben hatte, was spontan zu den Kindern geschickt worden. Daher hörte man jetzt fröhliches Kinderlachen und Klatschen aus der Ecke, wo sich immer mehr Kinder und Erwachsene ansammelten.

Die längsten Schlangen waren an diesem Morgen die Schlangen in Ullis Arbeitsamt, das von einer der fleißigen Sekretärinnen "Helfer-Zentrum" getauft worden war. Die Länge der Schlangen lag aber nicht an der langsamen Abfertigung, denn diese ging eigentlich sehr schnell, sondern an dem überwältigenden

Interesse der Menschen mitzuhelfen. Ulli kam es so vor, als hätten alle nur darauf gewartet, endlich anpacken zu können.

Bald fanden sich noch mehr hilfsbereite Sekretärinnen, die sich an zusätzlich aufgestellten Tischen verteilten. Eine erste Gruppe junger Männer wurde von Markus zur militärischen Kurzausbildung zu einem geeigneten Ausbilder gebracht, der sich schon auf die Verstärkung freute. Eine andere Gruppe kräftiger Helfer begannen mit dem wenigen vorhandenen Grabwerkzeug in einer eher abgelegenen Ecke einen tiefen Graben auszuheben, aus dem eine Reihe Plumpsklo-Häuschen werden sollte.

Gegen Mittag schwärmten eifrige Küchenhelfer mit Tablett aus, um die anderen Helfer direkt vor Ort zu versorgen, damit diese sich nicht in die Warteschlangen stellen mussten. Das ganze Lager summt wie ein Bienenschwarm.

Ulli baute sich im Hintergrund einen kleinen Tisch auf, an dem er zusammen mit Markus das weitere Vorgehen beratschlagen konnte, ohne den Überblick über das Geschehen zu verlieren. Sie kamen erheblich schneller voran, als in den kühnsten Träumen erwartet, darum mussten sie ihre Pläne etwas umstrukturieren.

Am Nachmittag wollten sie sich mit den Helfern zusammensetzen, die Interesse an der Betreuung der Zelte gezeigt hatten. Da die Versammlungen in den Zelten nicht alle von Ulli oder Markus begleitet werden konnten, war es nötig, die Vorgehensweise vorher zu klären. In jedem Zelt sollten abends per einfacher Wahl durch Handheben drei Verantwortliche gewählt werden. Danach sollte ein Bewachungsplan zusammengestellt werden, damit die Sicherheit in den Zelten gewährleistet war.

Zwei Mütter hatten sich freiwillig gemeldet, um die gesamte Kinderbetreuung zu organisieren. Eine kurze Besprechung reichte, um die Marschrichtung festzulegen, dann kümmerten sich die beiden Frauen um die Umsetzung.

Zwischendrin kam auch die Soldatin vom Vortag vorbei und forderte Ulli auf, sich bei Oberleutnant Wunsmann zu melden. Im Kommandozelt führte er ein interessantes Gespräch mit Herrn Wunsmann, der sich sehr erfreut über die Fortschritte zeigte. Ein Teil des Gespräches drehte sich um die jungen Männer, die eine militärische Kurzausbildung erhalten sollten, um möglichst bald die Stadt zu sichern. Besonders erfreut zeigte sich Herr Wunsmann auch über mehrere Ingenieure, die sich zur Mithilfe gemeldet hatten. Sie saßen schon in einem Verwaltungszelt und überlegten, wie man mit den verfügbaren Mitteln eine Wasserversorgung aufbauen könnte. Im Anschluss an das Gespräch zwischen

Ulli und Herrn Wunsmann gingen beide zusammen zu der Gruppe der Ingenieure, in der Hoffnung auf aktuelle Informationen zum Stand der Dinge. Ulli blieb nur kurz, um sich einen Eindruck über die Ingenieure zu machen und begab sich dann wieder zum Helferzentrum.

Da alles so reibungslos lief, unterhielt er sich eine Weile mit Markus.

"Wie kommt es eigentlich, dass Oberleutnant Wunsmann kein General ist? Er scheint mir sehr kompetent und ist bestimmt auch nicht erst seit gestern bei dem Laden", fragte Ulli, dem dunkel in Erinnerung war, dass der Rang eines Oberleutnant für die Aufgabe von Herrn Wunsmann eigentlich viel zu niedrig war.

"Das ist eine lange Geschichte und keiner weiß so recht, was daran stimmt und was nicht. Als er jung war, hatte er wohl etwas zu viele freigeistige Ideen und wurde dann laut Gerücht sogar mal degradiert. Später war er wohl meistens zur falschen Zeit am falschen Ort, um befördert zu werden. So ganz kann sich nämlich niemand erklären, warum er nicht mindestens Major ist. Denn er ist in den meisten Punkten der kompetenteste Soldat im ganzen Bereich München. Alle anderen erfahrenen Leute sind im Ausland unterwegs und nützen uns hier wenig. Die Verbindung zur Zentrale in Berlin ist äußerst schlecht bis hinzu nicht existent. Diese merkwürdige Situation ist wahrscheinlich auch der Grund dafür, warum Oberleutnant Wunsmann nicht einfach Leute für die Arbeit rekrutiert hat, denn in anderen Situationen wäre das wohl eine ganz normale Vorgehensweise", erklärte Markus.

"Ich hab mich sowieso schon gewundert, warum er einen grünen Jungen wie mich braucht, um die Leute zum Arbeiten zu bewegen. Aber deine Geschichte erklärt einiges", sagte Ulli. "Ich kann es gar nicht fassen, wie das alles flutscht. Damit hätte ich nie gerechnet, obwohl ich ja große Hoffnung auf freiwillige Mithilfe gesetzt hatte."

Die nachmittägliche Besprechung mit den Zelt-Organisierern verlief auch weitgehend erfreulich. Die meisten der Leute schienen vertrauenswürdig, sodass man ihnen die Zeltversammlungen ohne größere Sorge anvertrauen konnte. Bei den Männern von drei Zelten hatte Ulli jedoch kein optimales Gefühl, daher beschloss er spontan, den Versammlungen jeweils noch einen militärischen Beobachter an die Seite zu stellen. Für die drei heiklen Zelte wollte er sogar zwei schicken, damit alles in ordentlichen Bahnen laufen würde. Er äußerte die Idee mit den militärischen Beobachtern, als wäre sie von Anfang an Teil des Plans gewesen. Markus schaute für einen Moment etwas verduzt, nickte dann jedoch unmerklich.

Anschließend besprachen die Beiden die Sache mit den militärischen Be-

gleitern, wobei Markus sagte, dass er sehr froh über Ullis Idee gewesen sei, denn die Männer von den drei Zelten waren ihm auch nicht absolut vertrauenswürdig erschienen. Also nahm sich Markus der Aufgabe an, geeignete Soldaten für die Versammlungen zu finden. Ein Teil der frühauftretenden Verkünder vom Morgen erklärten sich bereit, regelmäßig für "ihre" Zelte zur Verfügung zu stehen. Auch für die anderen Zelte fanden sich Betreuer. Für die drei heiklen Zelte fand Markus besonders erfahrene Männer als Zusatzbetreuung. Viele andere hielten sich während der Zeit der Versammlungen in Bereitschaft, wohl vor allem, weil sie neugierig auf das Geschehen waren.

Als es soweit war, trat Oberleutnant Wunsmann zu Ulli und Markus, denn er wollte mit den beiden zusammen in jedem Zelt eine kurze Stippvisite abhalten, um allen zu zeigen, wie gut das Militär und die Zivilisten zusammenarbeiten und dass die Organisation der Zelte von der Lagerleitung unterstützt wird.

Seit gestern Abend hatte sich Ulli schon Gedanken gemacht, wie er all den Leuten in wenigen Sätzen sagen könnte, was er vorhatte und dass möglichst viele mitmachen sollten. Immer wieder waren Satzketten durch seinen Kopf gegeistert, dabei hatte er eigentlich gar nicht damit gerechnet, eine Ansprache halten zu müssen.

Aber jetzt hatte ihm Oberleutnant Wunsmann unmissverständlich klargemacht, dass es seine Aufgabe sei, nach einer kurzen Vorstellung ein paar Sätze an die Zeltbewohner zu richten. Ulli schlug das Herz bis zum Hals vor lauter Aufregung. Vor sovielen Leuten hatte er noch nie gesprochen. Und dann gleich zwanzigmal direkt hintereinander. Mit einem Hauch von Sarkasmus dachte er sich: "Naja, am Schluss werd ich's wohl können." und fügte sich in sein Schicksal.

Auf dem Weg zum ersten Zelt sah er von weitem eine der Latrinenbaustellen, auf der schon drei Häuschen in Betrieb genommen worden waren. Dieser schnelle Erfolg ermutigte ihn, das Beste aus seiner Aufgabe zu machen.

Am Eingang des Zeltes wurde zuerst ein junger Soldat hinein geschickt, der die Ankunft der Lagerleitung dem zuständigen Zeltbetreuer meldete. So dramatisch, wie es die einfachen Umstände zuließen, betrat die Abordnung dann das Zelt und wurde mit spontanem Applaus begrüßt.

Oberleutnant Wunsmann betrat die nichtvorhandene Bühne und brachte die Menschen mit einer kurzen Geste zum Schweigen.

"Ich begrüße Sie im Namen der Lagerleitung und wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihrer Wahl der Zeltverantwortlichen. Hier stelle ich Ihnen Ulli Burkhardt vor. Er wird einige Worte an Sie richten über das, was wir jetzt hier vorhaben", mit diesen Worten schob ein junger Soldat Ulli in den Vordergrund, bis er ne-

ben Oberleutnant Wunsmann stand.

Der Moment war gekommen; es gab kein Entrinnen mehr. Die Augen der Leute hingen erwartungsvoll an Ullis Lippen. Das Herz schlug ihm bis zum Hals.

"Mit vereinten Kräften wollen wir zuerst dieses Lager zum reibungslos funktionieren bringen und dann wollen wir uns die Stadt zurückerobern, sodass alle Bewohner Münchens den Winter in richtigen Häusern verbringen können. Eine provisorische Wasserversorgung ist in Vorbereitung, viele junge Männer haben sich jetzt schon bereiterklärt, bei der Rückeroberung der Stadtteile mitzuwirken, eine Schar anderer Helfer hat sich schon an fast jeder Ecke des Lagers eingefunden, um die Situation hier zu verbessern. In dieser Versammlung geht es jetzt darum, jemand zu finden, der sich um das Zusammenleben in diesen provisorischen Zelten kümmert. Ab morgen finden Sie im Helferzentrum nicht nur die Möglichkeit, mitzuhelfen, sondern auch Ansprechpartner für Ihre Wünsche und Bedürfnisse. Helfen Sie alle mit, damit wir bald wieder ein Zuhause haben. Jedem ein Zuhause!"

Das war's. Ob's zu kurz gewesen war? Oder zu lang? Ob sie es verstanden hatten? Bange Zehntelsekunden zogen sich hin wie Kaugummi.

Als die Leute anfangen zu trampeln und laut zu rufen, begriff er erst gar nicht, was damit gemeint war. Es war, als würde sich eine Lawine der Gefühle losreißen, die lange aufgestaut gewesen waren. Nach einigen wirren Augenblicken verstand Ulli, dass die Menschen begeistert waren, dass sie ihm aus vollem Herzen zustimmten. Zumindest galt das für die, die sich laut äußerten, denn von eventuellen ruhigen Zeltbewohnern war in dem Tumult naturgemäß nichts zu hören.

Erst fing es an einer Ecke an: "Jedem ein Zuhause!", dann kam es aus immer mehr Ecken: "Jedem ein Zuhause!", bis das ganze Zelt immer wieder "Jedem ein Zuhause!" ausrief, als wäre es ein Schlachtruf. Vereinzelt hörte man aus den anderen Zelten ein paar Rufe, die sehr nach "Jedem ein Zuhause!" klangen.

Sobald die Menge sich wieder beruhigt hatte, verabschiedete sich die Abordnung der Lagerverwaltung samt Ulli aus dem Zelt, damit dort die sachliche Tagesordnung fortschreiten konnte. Für Ulli war jetzt das nächste Zelt dran.

Obwohl er im ersten Zelt ja schon einiges erlebt hatte, war er doch nicht auf die stürmische Begrüßung im zweiten Zelt gefasst. Der Jubel im ersten Zelt hatte die Bewohner des zweiten Zeltes offensichtlich schon in freudige Erwartung und Neugier versetzt.

Ulli konnte seine kurze Rede diesmal schon etwas routinierter halten und auch auf die nachfolgende Reaktion war er diesmal gefasst. Der neue Schlacht-

ruf "Jedem ein Zuhause!" wurde auch hier begeistert skandiert, worauf das Echo aus anderen Zelten erfolgte.

Wie im Traum zog Ulli mit der kleinen Prozession von Zelt zu Zelt, wo sie von den Bewohnern erwartet wurden wie gefeierte Pop-Stars. Die drei Zelte mit den potentiell heiklen Bewerbern für die Zeltverantwortung besuchten sie gleich nach den ersten beiden Zelten, um dort bei der Auswahl der Kandidaten behilflich sein zu können. Oberleutnant Wunsmann beobachtete die Zeltbewohner während des Jubel-Tumults, besprach sich kurz mit den beiden diensthabenden Soldaten des Zeldes und schlug dann mehrere der Zeltbewohner offiziell als Kandidaten vor, als sich der Tumult gelegt hatte. Die ausgewählten Zeltbewohner wirkten alle so, als hätten sie das Herz auf dem rechten Fleck und könnten sich durchsetzen. Ulli bewunderte die schnelle Beobachtung und Entschlusskraft des erfahrenen Soldaten.

Nachdem die Prozession jedes der Zelte einmal in Jubel versetzt hatte, setzte sich Ulli reichlich verwirrt an einen der Tische des Helferzentrums, wurde aber schnell in verschiedene Gespräche hineingezogen, sodass er erstmal gar nicht so recht zu sich finden konnte.

Endlich hatten sich die vielen Gesprächspartner untereinander so gefunden, dass Ulli einen Moment unbeachtet für sich hatte. Zur Klärung seiner Gedanken nahm er sich seine Papierstapel vor und fing an, sie zu sortieren.

"Herr General, hätten Sie einen Moment Zeit für mich?", fragte jemand in Ullis Nähe.

Ein wenig wunderte sich Ulli darüber, denn er hatte noch gar keinen General kennengelernt.

"Herr General", klang es wieder ganz in der Nähe von ihm.

"Herr General!"

Ulli sah von seinen Aufzeichnungen auf, um nach dem General Ausschau zu halten, konnte jedoch keinen entdecken, in dem er einen General vermutete. Daher fing er wieder an, sich Notizen für den nächsten Tag zu machen.

"Herr General!"

"Ähem, Herr Major?"

Ulli sah sich nach der Quelle der Rufe um und entdeckte einen etwas älteren untersetzten Mann, der heftig in seine Richtung gestikuliert.

"Ja, Herr Major, das ist doch richtig so, oder Herr General?", fragte der Mann und meinte ganz offensichtlich Ulli.

Ulli schaute an sich herab, um eventuelle Spuren von einem General an sich zu entdecken, was jedoch erfolglos blieb.

"Oh, Sie meinen mich? Nein weder General noch Major. Einfach Herr Burk-

hardt. Wie kann ich Ihnen helfen?", klärte Ulli die Situation.

"Ich brauch gar nicht so viel Hilfe, aber ich könnte helfen. Fünfzig Kilometer außerhalb von München habe ich eine Bettdecken-Fabrik. Weil das Geschäft in den letzten Jahren so schlecht lief, haben wir dort große Lagerbestände. Als das Unglück passierte, war ich gerade bei einem wichtigen Banktermin in der Stadt, darum bin ich überhaupt hier. Unsere Decken könnten jetzt bestimmt gut gebraucht werden, weil es ja immer kälter wird", bot der Mann an.

"Das ist ja wunderbar. Sie kommen wie gerufen. Warme Decken werden dringend benötigt. Kommen Sie doch am besten morgen hier vorbei, dann werde ich sie mit jemand zusammenbringen, der sich um den Transport kümmert. Darf ich mir grad noch notieren, wie Sie heißen und in welchem Zelt Sie momentan anzutreffen sind?", freute sich Ulli über das Angebot.

"Mein Name ist Schumann, Alfons Schumann. Ich bewohne zur Zeit das Zelt mit der Nummer neun. Morgen soll ich herkommen. Gut, gerne komm ich morgen. Dann können wir meine Decken holen", erklärte der Mann.

Auf Ulli wirkte der Mann recht aufgeregt, aber er dachte sich, dass ein gewisses Maß an Aufregung angesichts der Katastrophe wohl normal sei.

Irgendwann verließen sich die Menschenmengen und nur noch selten hörte man vereinzelte "Jedem ein Zuhause!"-Rufe. Bei Ulli verdrängte die Erschöpfung allmählich das Hochgefühl des Tages, sodass er gern zustimmte, als Markus vorschlug, sich ins Hotel zurückzuziehen. Auch in der Hotellobby blieb er nur noch kurz, denn die Schultern taten ihm inzwischen weh, weil er soviel Schulterklopfen einfach nicht gewöhnt war.

Auf dem Weg in sein Zimmer dachte er sich, dass es körperlich gar nicht so einfach war, wenn man viel Anlass zum Schulterklopfen bot, denn die Soldaten konnten wirklich kräftig auf den Rücken eindreschen, um ihre Anerkennung auszudrücken. Vorsichtig bewegte er seine Schultergelenke und fragte sich, ob sie mit der Zeit kräftiger werden würden.

Endlich in Ruhe in seinem Zimmer angekommen, kam er nach einer kalten Dusche allmählich wieder zu sich. Es war wie das Aufwachen aus einem Traum. Aber er wusste genau, dass der Tag kein Traum gewesen war.

Er betrachtete nachdenklich seinen Kompass, in der Hoffnung, dass dieser ihm eine klare Richtung weisen würde.

So funktionierte das also mit dem Heldentum, dachte er sich. Da reißt man einmal sein Maul auf und spricht das aus, was sowieso jeder denkt. Das hört einer, der einen wie eine Gallionsfigur an den richtigen Platz stellt und plötzlich bist du der Träger der großen Hoffnung. Und später in den Legenden fragt kaum jemand nach all den vielen Leuten, die die Aufgabe zusammen bewältigt

haben, sondern sie wollen einen großen Helden. Ulli wunderte sich nur, wie schnell das alles gegangen war. Die Menschen waren wohl so ausgedürstet nach ein wenig Hoffnung, dass sie auch nach einem dünnen Strohalm wie ihm griffen.

Nach einigen skrupelbehafteten Überlegungen kam Ulli zu dem Schluss, dass es dem Ziel bestimmt dienen würde, wenn die Leute voller Hoffnung mitmachen würden, also wollte er ihnen den Spaß nicht verderben.

Als er versuchte, sich an den Namen des Managers zu erinnern, der eigentlich das ganze Helferzentrum organisiert hatte, fielen Ulli langsam die Augen zu. Er folgte dem Ruf seines Körpers und legte seinen Kopf auf das wunderbar weiche und saubere Kissen, nicht ohne sich für den nächsten Tag für Jeden ein Zuhause vorzunehmen.

30 Ulli

Im Helferzentrum war schon richtig viel Betrieb, als Ulli nach dem Frühstück eintraf. Auch die Küchenhelfer waren schon wieder im Einsatz, wie er mit einem schweifenden Blick über die Zeltstadt feststellen konnte. Alfons Schumann stand erwartungsvoll an dem Tisch, an dem er sich gestern Abend mit Ulli unterhalten hatte. Ulli bat ihn, eine Weile Platz zu nehmen, bis er die richtigen Leute für Transportfragen ausfindig machen würde.

Wie erhofft, wusste Markus wer für Transporte zuständig war und setzte sich gleich mit den entsprechenden Fachleuten in Verbindung. Als er wiederkam, hatte er nicht nur eine Fahrt zu Herrn Schumanns Bettdecken organisiert, sondern brachte auch einen jungen Soldaten mit, der fortan als Verbindungsmann zwischen militärischer Transportabteilung und Helferzentrum arbeiten sollte. Herr Schumann war sehr zufrieden mit der Entwicklung und freute sich auch darüber, auf diese Weise eine Mitfahrgelegenheit nach Hause zu bekommen.

Um für zukünftige größere Sachspenden besser vorbereitet zu sein, organisierte der Manager des Helferzentrums einen neuen Tisch mit extra Sekretärin, die sich speziell um solche Fälle kümmern sollte. Ulli hatte inzwischen herausgefunden, dass der Manager Herr Liebknecht hieß.

Die Menge der Freiwilligen, die sich im Laufe des Tages im Helferzentrum einfand, überstieg die gestrige Menge um ein Vielfaches. Die Versammlungen in den Zelten hatten offensichtlich viele Leute motiviert. Auch den Schlachtruf "Jedem ein Zuhause!" konnte man immer wieder vereinzelt hören.

Die erste Reihe der Plumpsklos näherte sich bald der Vollendung, was sich sehr günstig auf die Längen aller Kloschlangen auswirkte.

Unter den Männern bei der militärischen Kurzausbildung befanden sich etliche ehemalige Wehrpflichtige, sodass schon an diesem Tag eine kleine Truppe zusammengestellt werden konnte, die zusammen mit einigen Soldaten und Polizisten mehrere Häuserblocks im unmittelbaren Umfeld des Lagers zu sichern. Wegen der Nähe zu den Militärs des Lagers waren diese Häuserblocks nicht wirklich von Plünderern besetzt. Daher eigneten sie sich hervorragend als Übungseinsatz. Zur Bewachung patrouillierten die Männer anschließend in Zweiergruppen durch die befreiten Straßen.

In den nächsten Tagen und Wochen wollten sie auf diese Weise zunächst die direkte Umgebung unter ordnende Kontrolle stellen. Anschließend sollte ein Korridor von mehreren Häuserblöcken befreit werden, um bis zum Olympiadorf vorzudringen. Da sich das Olympiadorf in öffentlicher Hand befand, konnte man dort eher Notunterkünfte zur Verfügung stellen als in privaten Häusern.

Bis zum Abend war ein befreites Hotel in eine Krankenstation umgewandelt worden, in die alle bisherigen Bewohner des Krankenzeltes und außerdem viele Patienten mit grippalen Infekten einziehen konnten. In ein anderes geeignetes Haus zogen Mütter mit kleinen Babies und besonders alte Lagerbewohner.

Am nächsten Tag war das Lager schon so gut organisiert, dass Ulli sich etwas intensiver den Arbeitsgruppen für Strom und Wasser widmen konnte. Außer Ingenieuren hatten sich für das Wasserproblem auch mehrere Klempner eingefunden. Die meisten dieser Klempner waren vorher arbeitslos gewesen, denn durch die wachsende Armut in der Bevölkerung konnte sich kaum noch jemand Handwerker leisten. Jetzt freuten sich die Klempner besonders, wieder gebraucht zu werden.

Um die Lage zu erkunden, war eine kleine Gruppe Ingenieure am Vortag zum vielversprechendsten Wasserreservoir gefahren. Obwohl Wasser reichlich vorhanden war, das auch noch den Vorteil hatte, relativ hoch oben zu liegen, sodass es nicht gepumpt werden musste, gab es auf dem Weg vom Wasserreservoir bis zur Stadt eine Menge Hindernisse in Form von defekten elektronischen Geräten. Drei der Ingenieure waren gleich vor Ort geblieben, um das dort ansässige Team zu verstärken.

Die Schätzungen der zurückgekehrten Ingenieure gingen von mehreren Wochen aus, bis das Wasser frei in die Innenstadt von München fließen konnte. Eine große Schwierigkeit war auch, das Wasser innerhalb von München zu den gewünschten Stellen zu leiten, denn für ganz München würde diese Notversor-

gung bei weitem nicht ausreichen, daher musste es sorgsam verteilt werden.

Bis dahin musste das Wasser weiterhin aus der Isar geholt und zum trinken abgekocht werden. Diese Wassertransporte banden einen Großteil der verfügbaren funktionierenden LKWs. Daher empfand Ulli die Nachricht, dass fließend Wasser noch lange auf sich warten lassen würde, wie einen persönlichen Rückschlag. Auch noch geraume Zeit, nachdem er die Wasser-Techniker wieder verlassen hatte, ging ihm das Wasserproblem nicht aus dem Kopf.

Im Helferzentrum riss der Strom der Freiwilligen nicht ab. Ulli überschlug kurz die bisher gemeldeten Helfer und kam zu dem Schluss, dass schon über die Hälfte der Lagerbewohner sich zum Helfen gemeldet hatten. Das ganze Lager summt wie ein Bienenschwarm. Die vorher so gedrückte Stimmung wich einem Gefühl des Aufbruchs. Auf so eine motivierte Stimmung in der Bevölkerung hatten die Politiker in den letzten Jahren vergeblich gehofft. Anscheinend musste erst alles zusammenbrechen, um die Menschen aus ihrer Lethargie zu wecken.

Ein Schatten fiel über Ullis ausgebreiteten Papiere. Ulli blickte auf und sah einen hochgewachsenen jungen Mann von so ausgesprochener Dunkelheit, dass Ulli zweimal hinschauen musste, um es zu glauben. Auf den Mann, der vor ihm stand, traf der Begriff "schwarz" tatsächlich zu, dabei hatte Ulli diese Bezeichnung bisher immer für übertrieben gehalten.

"Guten Tag, können Sie jemanden gebrauchen, der sich mit der Reparatur von kaputten alten Maschinen auskennt?", fragte der Mann und ließ dabei eine breite Reihe schneeweißer Zähne aufblitzen.

"Oh ja, unbedingt. Das ist eines der Hauptprobleme hier. Wie meinen Sie das konkret mit kaputte Maschinen reparieren?", äußerte Ulli sich, erfreut über das neue Angebot.

"Nun, da wo ich herkomme, habe ich unter einfachsten Bedingungen jahrelang Maschinen aller Art repariert, um mir das Geld für mein Studium hier zu verdienen. Daher kenne ich mich recht gut mit maroden Systemen aus, die möglichst schnell wieder in Gang gesetzt werden müssen", erläuterte der junge Mann.

"Ich sehe schon; Sie schickt der Himmel. Ihre Erfahrung umschließt nicht zufällig das Thema Wasserversorgung?", freute sich Ulli.

"Durchaus. Die Wasserversorgung musste bei uns unter schlechtesten Bedingungen aufrechterhalten werden", antwortete der junge Mann.

"Wunderbar. Ich werde Sie gleich zu unseren Wasseringenieuren bringen. Die sind so gute Bedingungen gewöhnt, dass sie jetzt ganz verzweifelt sind, dabei ist durchaus Wasser verfügbar. Darf ich noch erfahren, wie Sie heißen,

damit ich Sie hier eintragen kann?", fragte Ulli.

"Mein Name ist Tom, Tom Ngori aus Gambia. Hier in München studiere ich Maschinenbau", gab der junge Mann in fast akzentfreiem Deutsch zur Auskunft.

Nachdem Ulli sich den Namen notiert hatte, brachte er Tom zu den Wasser-ingenieuren, von denen ein Teil immer noch am Überlegen war, wie man die Wasserversorgung beschleunigen könnte. Die meisten Wasserspezialisten hatten sich jedoch an die mühsame praktische Arbeit gemacht, bei der sie oft ratlos vor den defekten Maschinen standen, die den freien Fluss des Wassers behinderten.

Die Augen der verbliebenen Ingenieure leuchteten auf, als sie erfuhren, welche Spezialfähigkeiten Tom mitbrachte. Keiner hatte auch nur den geringsten Zweifel, dass Toms Erfahrung mit schwierigen Bedingungen sehr hilfreich sein könnte. Sie zogen ihn sofort in ihre Mitte und fingen an, aufgeregt diverse Details mit Tom zu besprechen.

Ulli war sehr zufrieden mit der neuen Entwicklung. Er schmunzelte, denn in normalen Zeiten hätten gestandene Wasseringenieure bestimmt nicht so offen auf einen jungen, schwarzen Helfer reagiert.

Am Abend waren Ulli, Markus und Oberleutnant Wunsmann zu einem zwanglosen Essen mit der amerikanischen Austausch-Delegation eingeladen. Die Austausch-Delegation bestand aus amerikanischen Soldaten, die sich, im Austausch mit einigen deutschen Soldaten, für ein halbes Jahr in der Münchner Kaserne aufhielten, um die Zusammenarbeit zwischen den beiden Armeen zu verbessern. Jetzt waren sie genauso in der Katastrophensituation gefangen, wie ihre deutschen Kollegen. Sie wollten Ulli und sein Team kennenlernen, um miteinander auszuarbeiten, wie sie ihre Kräfte am besten einsetzen konnten.

Da die Amerikaner in der Stetten-Kaserne nahe des Olympiazentrums untergebracht waren, war ein Besuch bei ihnen mit einer Fahrt durch die halbe Stadt verbunden. Um dort sicher anzukommen, fuhren sie in einem schwer bewachten Konvoi, der mehrmals täglich zwischen der Kaserne und der Theresienwiese pendelte.

Das erste Mal seit vielen Tagen verließ Ulli die unmittelbare Umgebung des Lagers. Unterwegs konnte er sich auch einen Überblick über die Zustände in den durchfahrenen Straßen verschaffen. Auf der benutzten Strecke sah alles halbwegs ruhig, wenn nicht gar ausgestorben aus. Diese Straßen waren wahrscheinlich gut geeignet, um als Ausgangsbasis für eine Befreiungsschneise zu dienen. Oberleutnant Wunsmann machte auch entsprechende Kommentare und wies Ulli auf einige schon vorhandene militärische Posten hin. Dass das Vor-

gehen bei der Stadtbefreiung voll in militärischer Hand lag, war völlig klar. Daher fühlte sich Ulli geschmeichelt, dass Herr Wunsmann diesbezügliche Details mit ihm vorab besprach.

Die Stetten-Kaserne wirkte ähnlich auf Ulli, wie er sich eine Kaserne vorgestellt hatte. In einem schmucklosen Gebäude wurden sie in einen Speisesaal geführt. Dort stand bereits eine Gruppe von Menschen mit Sektgläsern in der Hand. Ein junger Soldat, der ein Tablett balancierte, kam eilig auf die Ankömmlinge zu, und bot jedem ein Glas Sekt an. Nachdem alle versorgt waren, wurden sie einander vorgestellt.

Ulli konnte sich weder alle Namen, noch alle Funktionen der Amerikaner merken. Der Ranghöchste war jedoch ein Major gewesen, soviel hatte er sich gemerkt. Außerdem war ihm eine junge Soldatin mit funkelnden dunkelbraunen Augen aufgefallen. Sie war anscheinend auf Funktechnik spezialisiert.

Wie das Glück so spielte, ergatterte Ulli beim anschließenden Essen einen Sitzplatz neben der jungen Dame. Zuerst war er etwas schüchtern und genierte sich auch wegen seines eher holprigen Englischen. Aber dann stellte er fest, dass Sarah, denn so hieß die hübsche Soldatin, hervorragend Deutsch sprach und dies auch offensichtlich gern tat. Sie war sehr interessiert an dem, was er so tat und wie er dazu gekommen war. Also erzählte Ulli ihr, wie er von der Fahrt zu einer Vorlesung in das Lager gekommen war und wie es sich ergeben hatte, dass er völlig unerwartet zum zivilen Lagerleiter geworden war.

"Ziviler Lagerleiter" war nämlich sein neuer offizieller Status, wie ihm Oberleutnant Wunsmann auf der Fahrt zur Kaserne mitgeteilt hatte.

Obwohl oder vielleicht auch gerade weil Ulli bei der Nennung seines Titel ziemlich rundruckste, verstand Sarah den Witz der Geschichte auf Anhieb und fing an, herzlich zu lachen. Ulli konnte nicht anders, als in ihr Gelächter einzustimmen, bis viele Blicke sich ihnen zuwandten, um herauszufinden, was so lustig war. Nach wenigen Augenblicken jedoch wurde ihnen wohl klar, dass der Witz nur für Insider gedacht war und überließen Ulli und Sarah schmunzelnd wieder ihrem Gespräch.

Durch das Lachen fühlte Ulli sich erstmals seit vielen Tagen wieder richtig gelöst. Die ganze Spannung der letzten Tage fiel von ihm ab, wobei der Sekt bestimmt das Seinige zu dieser Entspannung beitrug. In der Gegenwart von Sarah fühlte er sich auch sehr wohl, denn ohne viel Worte hatte sie genau verstanden, wie es in ihm aussah. Plötzlich sah auch Ulli seine Geschichte von einer etwas anderen Warte aus; einer Warte, die sehr viel leichter und fröhlicher war als seine bisherige Sichtweise.

Sie kamen ins Gespräch über Gott und die Welt und als Sarah eine Weile

ausführlicher über ihre Arbeit in der Kaserne erzählte, nutzte Ulli die Gelegenheit, um die junge Frau etwas ausgiebiger zu betrachten. Auf den ersten Blick wirkte sie am ehesten südeuropäisch, aber an manchen kleinen Details konnte Ulli erkennen, dass vielleicht eine kompliziertere Mischung dahinter stand. Ihre Augen standen ein klein wenig schräg, was ihr etwas katzenhaftes gab. Die Lippen waren voll und einladend, sodass Ulli Mühe hatte, nicht darauf zu starren. Ihr Teint entsprach in etwa den Wünschen mitteleuropäischer Frauen, die für sowas oft lange Qualen in Solarien in Kauf nahmen. Die kräftige Nase gab ihrem Gesicht Charakter und verhinderte, dass sie zu schön aussah, um wirklich zu sein. Dennoch schien es Ulli, als hätte er noch nie eine so schöne Frau gesehen. Und vor allem hatte er sich noch nie so wohl gefühlt in der Gegenwart einer schönen Frau.

Bei Sarah hatte er das Gefühl, dass er genauso sein konnte, wie er wirklich war. Dass er ihr überhaupt nichts vorspielen musste. Seine Schüchternheit verflog im Laufe des Essens völlig.

Im Anschluss an das Essen fand eine Besprechung statt, bei der es aber eher locker zuging. Herr Wunsmann berichtete von den Aktivitäten im Lager und den Plänen zur Stadtbefreiung. Die Amerikaner erzählten von ihrem eigenen kleinen Lager, in dem sie sich um gestrandete amerikanische Staatsangehörige kümmerten. Für die Organisation der jeweiligen Lager tauschten sie gute Ideen in Detailfragen aus.

Als es gegen Mitternacht Zeit war, heimzufahren, verabschiedete Sarah sich mit einem Kuss auf Ullis Wange. Ulli spürte, wie er sofort feuerrot anlief, aber das störte ihn in diesem Moment wenig. Er freute sich schon darauf, sie bald wieder zu treffen. Als er ihr vom Funknetz seiner Eltern erzählt hatte, hatte sie ihn in ihr Funkhaus eingeladen. Ulli wusste zwar noch nicht, wann er wieder Zeit haben würde, vor allem war ihm unklar, wie er die Strecke zwischen Zeltlager und Kaserne alleine bewältigen sollte, aber er hoffte auf friedliche Straßen und ein baldiges Wiedersehen.

Markus neckte ihn unterwegs, weil Ulli so traumverloren im Auto saß. Durch Markus Scherze wurde Ulli bewusst, was Außenstehende schon vorher erkannt hatten: Er hatte sich verliebt. Es war so unerwartet passiert, dass Ulli die deutlichen Anzeichen zuerst gar nicht bemerkt hatte. Ob Sarah ihn auch mochte? Immerhin hatte sie ihm ein Küsschen gegeben. Aber vielleicht war das in ihren Kreisen ja auch allgemein üblich. Hatte sie Markus eigentlich auch mit einem Kuss verabschiedet? Darauf hatte Ulli gar nicht geachtet, aber er hielt es für unwahrscheinlich.

Wie auf Wolken schwebte er im Hotel in sein Zimmer. Dort begrüßte ihn

sein Kompass, der wie immer fröhlich nach Norden zeigte. Nicht nur das Olympiadorf, sondern auch Sarahs Kaserne lagen nördlich von ihm. Wenn das nicht gut passte. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht schlief Ulli ein.

In den nächsten zwei Tagen hatte Ulli kaum Gelegenheit nachzudenken, denn es gab endlos viel zu tun für ihn. Die Organisation des Lagers schritt zügig voran, Engpässe gab es nur, wenn für die Lösung eines Problems Kraftfahrzeuge benötigt wurden. Es war wirklich ärgerlich, dass so viele der wenigen LKWs für den Wassertransport benötigt wurden.

Ein weiteres Problem war die drohende Treibstoffknappheit. Einen halben Tag lang war Ulli damit beschäftigt, Spezialisten aufzutreiben, die die vorhandenen Treibstoffreserven in München nutzbar machen sollten.

Drei Tage nachdem Ulli Tom Ngori zu den Wasseringenieuren gebracht hatte, kam jener zusammen mit einem der Ingenieure nach dem Mittagessen auf ihn zu und lud ihn zu einer Vorführung ein. Ulli war sehr gespannt, was da wohl vorgeführt werden sollte. Irgendetwas mit Wasser würde es wohl sein, soviel war klar.

Tom führte Ulli und Markus in das große Küchenzelt, wo auch schon Oberleutnant Wunsmann wartete. Außerdem erkannte Ulli die anderen Wasserfachleute, die er schon bei den früheren Besprechungen gesehen hatte.

Alle sammelten sich mit feierlicher Miene um ein klobiges Spülbecken, über dem ein Wasserhahn befestigt war. Als den Wasseringenieuren alle Blicke sicher waren, gab es einen Moment der Unentschiedenheit, in dem viele Blicke zwischen Tom und dem Leiter der Wasserabteilung getauscht wurden.

Schließlich sagte der Leiter der Wasserabteilung zu Tom: "Nur zu, es ist ihr Verdienst."

Tom ließ sich nicht mehr lange bitten und drehte am Wasserhahn. Ein Strahl klaren Wassers floss aus dem Hahn. Alle Umstehenden brachen in lauten Jubel aus, was auch die Mitarbeiter des Küchenzeltes animierte mit zu klatschen und zu trampeln.

Der erste Durchbruch bei der Wasserversorgung war geschafft. Nachdem der Applaus verebbt war, erklärte Tom, dass vorerst nur diese eine Leitung in Betrieb sei, dass er aber hoffte, das ganze Küchenzelt und Teile der Toilettenwagen bis zum Abend mit Wasser zu versorgen. Für die Wasser-Versorgung des ganzen Lagers rechnete er mit drei Tagen.

Ulli fiel ein Stein vom Herzen. Jetzt konnte er hoffen, dass sich auch andere Probleme zügig lösen ließen.

Am nächsten Tag ergab sich endlich wieder eine Gelegenheit, zu Sarah und ihrer Funkanlage zu fahren. Er hatte behauptet, dass er sich über die Möglich-

keiten von Funkverbindungen informieren wollte, als er die Fahrt zur Kaserne beantragt hatte. Das entsprach zwar durchaus der Wahrheit, war aber natürlich nicht der einzige Grund.

Unterwegs konnte Ulli sich ein Bild machen, wie weit die Befreiungsmaßnahmen schon fortgeschritten waren. Auf einem großen Teil der Strecke standen Wachposten, die Straßen und Häuserblocks sichern sollten.

Sarah begrüßte Ulli mit einem freundlichen Lächeln. Am Anfang stellte sie ihm ihre Kollegen vor, von denen die meisten dem deutschen Militär angehörten. Dann zeigte sie ihm ihren Arbeitsplatz und erklärte, wie sie versuchte, möglichst viele andere Funkstationen zu erreichen, um ein Kommunikationsnetz aufzubauen.

Diese sachlichen Erklärungen halfen Ulli, seine Verlegenheit zu überwinden, denn angesichts des Treffens mit Sarah war er sehr aufgeregt gewesen.

Ulli erklärte Sarah alles, was er über das Funknetz seiner Eltern wusste. Anhand seiner bruchstückhaften Erklärungen veränderte Sarah einige Einstellungen an ihrem Funkgerät, um eine Anlage des Funknetzes zu erreichen. Nach einer Stunde erreichte sie schließlich einen Funkserver im Bereich Hohenlohe, der mit dem Netz seiner Eltern verbunden war. Ulli wurde wieder ganz aufgeregt, als er die Namen seiner Eltern in den Diskussionsforen entdeckte. Sarah fand das Funknetz sehr faszinierend und staunte über die Vielfalt an Informationen, die in der Überlebensdatenbank verfügbar waren. Sie konnte es kaum fassen, dass dieses Netz von Privatleuten aufgebaut worden war.

Nachdem Ulli sich versichert hatte, dass sie im richtigen Netz gelandet waren, setzte er eine persönliche Nachricht für seine Eltern auf. Sie lautete:

"Liebe Eltern,

Hoffentlich habt ihr den Crash gut überstanden.

So gut, wie ihr euch vorbereitet habt, bin ich recht zuversichtlich, dass es bei euch gut läuft.

Mir geht es gut, hier in München.

Seit ein paar Tagen helfe ich bei der Organisation eines Flüchtlingslagers.

Inzwischen haben wir schon wieder teilweise fließend Wasser und die Kranken, Kinder und Alte haben wir in sicheren Häusern untergebracht.

Unser Familien-Kompass hat mir sehr geholfen, herauszufinden, wie ich mit der Situation umgehen soll.

Eine freundliche Dame vom militärischen Funk hat mir ermöglicht, euch eine Nachricht zukommen zu lassen.

Vielleicht werdet ihr noch mehr aus München hören, denn die Leute hier

waren sehr interessiert an eurem Netz.

Sobald es geht, werde ich mich wieder melden, aber das kann eine Weile dauern, weil ich hier viel zu tun habe.

Lasst es euch gut gehen.

Euer Ulli"

Sarah schmunzelte, als sie die Nachricht abschickte: "Du bist wohl ein großer Freund des Understatements. Was sich deine Eltern wohl vorstellen werden, wenn sie von deiner Hilfe bei der Organisation erfahren?"

Weil Ullis Rückfahrt erst eine Stunde später geplant war, hatten sie noch Zeit, im Speisesaal ein kleines Bier zu trinken. Sarah wollte gern noch mehr von seinen Eltern, ihrer Lebensweise und ihrem Netz erfahren. Ulli tat ihr den Gefallen gern, denn solange er erzählte, war er halbwegs locker im Umgang mit Sarah.

Auch Sarah erzählte ein paar Details aus ihrer Kindheit in einer Kleinstadt im Staat New York. Ulli wagte nicht, sie nach der Mischung ihrer Vorfahren zu fragen, denn er fand, dass sie sich für solche potentiell heiklen Fragen noch nicht gut genug kannten. Er war sehr froh, dass er wegen der Funkverbindung einen offiziellen Grund hatte, Sarah wiederzutreffen.

Beim Abschied küsste Sarah ihn wieder zart auf die Wange. Diesmal traute sich Ulli, ihr auch ein Küsschen auf die Wange zu drücken.

Auf dem ganzen Weg nach Hause, bis er schließlich in seinem Bett lag und einschlief, lächelte Ulli traumverloren vor sich hin. Einige der jungen Soldaten, an denen er auf dem Weg in sein Zimmer vorbeiging, schüttelten ihre Köpfe angesichts seiner deutlich erkennbaren geistigen Abwesenheit.

Noch im Schlaf konnte man den Anflug eines Lächelns auf Ullis Gesicht erkennen.

31 Fritz

Im Traum hatte Fritz immer wieder sein Zelt in dem Stollen im Wald aufgebaut. Nach dem bestimmt hundertsten Mal wachte er entnervt auf und stellte fest, dass es noch nicht einmal dämmerte. Ein Blick aus dem Fenster zeigte jedoch schon einen schmalen Streifen Licht, sodass er es vorzog, seiner Unruhe zu folgen, als sich wieder hinzulegen.

Die Botschaft der Träume war eindeutig gewesen. Er sollte sein Zelt im Stollen aufbauen. Das hieß auch, dass sein Unterbewusstes der Meinung war,

dass es hier im Haus nicht sicher genug sei. Die Idee mit dem Zelt im Stollen gefiel ihm recht gut, denn dort war es bestimmt geschützter als draußen im aufkommenden Herbst. Außerdem war er im Stollen besser vor Blicken geschützt. Vor der Feuchtigkeit würde ihn hoffentlich sein Zelt etwas schützen. An trockenes Zelten war zur Zeit leider sowieso nicht zu denken.

Seinen Morgenkaffee trank er im Dunkeln, um niemand durch künstliches Licht auf ihn hinzuweisen. Bis er damit fertig war, war es auch schon hell genug, um sich frei im Haus zu bewegen. Sein Windrad wollte er aktiv lassen, denn es war zu viel Arbeit, es jedesmal wieder neu zu montieren. Außerdem wollte er gerne immer mal wieder Zugriff auf Strom haben. Im Übrigen sah sein Windrad eigentlich nicht sehr begehrenswert aus, denn es war zu großen Teilen ein Eigenbau, was ihm das Aussehen einer bäuerlichen Schrulligkeit verlieh. Dass dieses wackelig wirkende Teil Strom produzierte, würde wohl keiner vermuten.

Ansonsten tarnte er alles, was auf seine Technik hinweisen könnte, sehr sorgfältig, damit kein unwillkommener Besucher merken würde, dass dieses Haus für die aktuelle Situation optimal ausgestattet war.

Bevor er sich auf den Weg zu seinem Versteck machte, schaltete er nochmal seine Funkanlage an, um zu überprüfen, ob seine Eltern bereits auf seine Nachricht geantwortet hatten. Als er die Nachricht von seinem Vater las, war er sehr froh, dass er sich schon von selbst dazu entschieden hatte, wieder vorsichtiger zu sein. In seiner Rückantwort konnte er ihm daher glaubhaft versichern, dass er vorsichtig sein würde. Fritz schrieb seinen Eltern, dass er von jetzt ab bei jeder Gelegenheit Kontakt aufnehmen würde, aber dass es unklar sei, wie oft ein Hochfahren seiner Funkanlage möglich sein würde.

Der Stollen, den er bisher immer als dunkles, kaltes Loch wahrgenommen hatte, schien ihm nach dem Aufstieg durch den herbstnassen Wald wie ein Hort der Gemütlichkeit. Mit seinen sieben Metern Tiefe war dieser Stollen ein lebenslanges Rätsel für Fritz gewesen. Anscheinend wurde der Bergbau hier aufgegeben, bevor sie richtig angefangen hatten. Die Entfernung zu den üblichen Aufenthaltsorten von Jugendlichen war wohl groß genug, sodass er nicht durch Müll und Uringestank unbrauchbar geworden war. Allerdings roch es ein wenig modrig, aber nur schwach, sodass man es gerade so aushalten konnte.

Das Zelt war schnell aufgebaut und eingerichtet. Fritz war gleich wohler zumute, jetzt wieder ein zweites Zuhause zum Verstecken zu haben. Den Rest des Tages verbrachte er vorwiegend damit, sich den Stollen so wohnlich wie möglich herzurichten. Am Spätnachmittag ging er nochmal zu seinem Haus, meldete sich bei seinen Eltern und hielt Ausschau, was in der Stadt vor sich

ging.

Die Vorgänge in der Stadt gaben ihm Rätsel auf. Die umherziehenden Menschengruppen wirkten unheilvoll, obwohl er eigentlich nichts Genaues erkennen konnte. Er beschloss, am nächsten Tag einen Spähausflug in die Stadt zu unternehmen, um auf den neuesten Stand zu kommen.

Gegen Abend sah er von seiner Höhle aus einen Schatten durch den Wald laufen. Leider war der Schatten schon weg, als er seinen Feldstecher darauf richtete.

Wer das wohl gewesen war? Ob die Plünderer jetzt auch durch den Wald zogen?

Von der Bewegung her schloss Fritz eher auf jemand, der mit dem Wald vertraut war. Da fiel ihm der alte Jäger ein, der ihn auf seinen ersten Jagdausflügen begleitet hatte. Der müsste hier immer noch in der Gegend wohnen, wenn er noch lebte. Oder vielleicht der Förster? Die Försterfamilie lebte zwar tiefer im Innern des Waldes, aber auszuschließen war es nicht.

Vielleicht sollte er mit diesen alten Bekannten seines Großvaters Kontakt aufnehmen. Seit er das Haus übernommen hatte, war ihm vor lauter Arbeit kaum Zeit geblieben, alte Bekanntschaften zu pflegen, aber vielleicht könnte man das ja jetzt nachholen.

Voller interessanter Pläne für die nächsten Tage, fiel es Fritz an diesem Abend recht leicht, sich in seinem dunklen, feuchten Zelt zur Ruhe zu legen. Die Zukunft würde hoffentlich Bewegung in die Situation bringen.

Am nächsten Morgen machte sich auf den Weg in die Stadt, sobald er dort Bewegung auf den Straßen ausmachen konnte. Unterwegs zückte er an einer günstigen Stelle seinen Feldstecher, um sich die Situation nochmal schärfer anzusehen. Es sah so aus, als ob die Gangsterbande inzwischen angefangen hätte, Menschen im größeren Stil zu verschleppen. All die Menschen, die sich teilweise heftig wehrten, wurden mit Waffengewalt in Richtung Neubauviertel getrieben.

Dieser Gefahr wollte Fritz sich lieber nicht direkt aussetzen, daher beschloss er, im großen Bogen um die Stadt herum zum Neubau-Viertel vorzustoßen. Dort angekommen freute er sich über seine Entscheidung, denn von seiner Waldseite aus hatte er fast ungehinderten Zugang, wohingegen alle Straßen von der Stadtseite aus stark bewacht waren.

Er fand eine Ecke im Wald, von der aus er mit seinem Feldstecher einen guten Ausblick auf große Teile des Neubauviertels hatte. Auf einem eingezäunten Sportplatz trieben Menschen Sport. Bei genauerem Hinsehen konnte Fritz erkennen, dass diese Menschen getrieben wurden, Sport zu treiben. Freiwillig

taten sie es offensichtlich nicht, denn überall standen Männer mit erhobenen Waffen und bedrohten die Sporttreibenden. Der Sport erwies sich bei längerer Betrachtung als militärische Ausbildung und die Leute, die Fritz zuerst für Zuschauer gehalten hatte, stellten sich als aneinander gekettete Frauen heraus.

Wenn einer der gezwungenen Männer aufbegehrte, wurde mindestens eine der Frauen aus der Kette geholt und öffentlich geschlagen. Einmal half selbst das nicht, um den protestierenden Mann zum Gehorchen zu bringen, da wurde eine der Frauen sorgfältig ausgewählt und in ein Haus gebracht. Kurze Zeit später hörte man gellende Schreie aus dem Fenster, woraufhin sich der Mann widerstandslos seinen Peinigern ergab.

In Fritz Kopf setzten sich blitzschnell die Puzzlesteinchen zusammen, nachdem er das gesehen hatte. Anscheinend wurde die männliche Bevölkerung der Stadt zwangsrekrutiert und durch die Frauen unter Druck gesetzt.

Dieser Gefahr musste er unbedingt entgehen. Und er musste etwas dagegen unternehmen.

Auch wenn er alleine nicht dazu in der Lage war, es mit der ganzen Gangsterbande aufzunehmen, musste er sich etwas einfallen lassen, um diesem Treiben Einhalt zu gebieten.

Nach einer Weile sah Fritz noch, wie die Gefangenen nach Geschlechtern getrennt in umzäunte bewachte Gehege gepfercht wurden. Wasser gab es anscheinend in Trögen, aber von Essen war nichts zu sehen und auch nichts von Decken oder Zelten.

Fritz war entsetzt. So sollten die Menschen die Nacht verbringen? Nur mühsam hielt er sich davon ab, schreiend ins Tal zu stürmen. Er beschloss, am nächsten Abend mit seinem Nachtsichtgerät zurück zu kommen, um sich weiter vor zu wagen.

Das Wichtigste war jetzt, Verbündete zu finden. Ohne Verbündete hatte er keine Chance gegen die ganze Bande.

Daher machte er sich am nächsten Morgen auf den Weg zu dem alten Jäger, den er aus seiner Kindheit kannte. Am Gartentor bleibt er vorsichtshalber stehen und rief ein deutliches "Hallo" über den Zaun.

Nach dem dritten "Hallo" öffnete sich langsam die Haustür und die Spitze eines Gewehrlaufs kam zum Vorschein.

"Verschwinden Sie!" befahl eine Stimme von drinnen.

"Hallo, Sie kennen mich. Ich bin der Enkel vom alten Herrn Burkhardt", entgegnete Fritz so laut er konnte, denn das Haus war ziemlich weit entfernt vom Gartentor.

"Der alte Burkhardt, so, so. Der ist tot", tönte es von drinnen.

"Ja, und ich hab das Haus geerbt und bau es jetzt aus", rief Fritz. "Wir waren früher zusammen jagen. Ich habe immer zu viel gezappelt."

"So schlimm war das gar nicht mit dem Zappeln. Ich erinnere mich. Ganz schön gewachsen, das Bürschlein", kam es nach einer Weile von drinnen.

Langsam öffnete sich die Tür etwas mehr, bis ein struppiges Gesicht erschien, das Fritz aufmerksam musterte, sofern das über das Gartentor möglich war.

"Kommens rein. Ich will Sie sehen", sagte der alte Mann bestimmend.

Fritz betrat das Grundstück und achtete darauf, keine schnelle Bewegungen zu machen, denn das Gewehr des Jägers war nach wie vor auf ihn gerichtet.

"Ok, umdrehen!", befahl der Mann.

Fritz drehte sich um. Ingeheim freute er sich über die strengen Vorsichtsmaßnahmen des alten Mannes, denn das zeigte, dass er noch alle Sinne beisammen hatte.

"Ok, Sie können näher kommen. Tatsächlich. Dem Großvater wie aus dem Gesicht geschnitten. Geht das mit dem Stillsitzen inzwischen besser?", griff er Fritz Thema von vorhin wieder auf.

"Manchmal, aber leider noch nicht immer", antwortete Fritz wahrheitsgemäß.

Nach dieser Überprüfung durfte Fritz das Haus des Jägers betreten und wurde der Herrin des Hauses vorgestellt. Frau Ganter entpuppte sich als resolute gastfreundliche Dame, die sich sehr über den jungen Besuch freute.

Fritz erzählte von der Situation in der Stadt und dann stellte er fest, dass er den alten Leuten sogar die Situation der Welt erklären musste, denn den beiden war es bisher ein Rätsel gewesen, was eigentlich geschehen war.

Frau Ganter kicherte ein wenig, als ihr klar wurde, dass fast alle elektronischen Geräte zerstört seien und murmelte etwas von "Jugend". Ihr Mann stieß ihr mahnend in die Rippen, was sie jedoch nicht sehr zu stören schien.

"So, so, wenn ich Sie richtig verstanden habe, wollen Sie nicht nur eine Dorfwehr für unser Viertel aufbauen, sondern auch noch die ganzen Gefangenen der Stadt befreien?" fragte Herr Ganter ganz unverblümt, nachdem Fritz seinen Bericht beendet hatte.

"Äh, ja, äh, wenn Sie es so fragen; eigentlich will ich genau das. Aber ich weiß, dass es ein hochgestecktes Ziel ist", antwortete Fritz auf diese schwierige Frage.

"Gut gebrüllt Löwe! Und zu diesem Zweck wenden Sie sich an einen alten Mann wie mich? Ich werde im Frühjahr 80. Da bin ich über das Alter der Abenteuer weit hinaus", gab Herr Ganter zu bedenken.

"Das ist mir durchaus bewusst", sagte Fritz - jetzt bloß nicht sagen, dass er

der einzige war, der mir eingefallen ist - dachte er hastig. "Aber Sie haben Erfahrung und ich kenne keinen Jungen hier, der es mit Ihnen aufnehmen kann. Außerdem kennen Sie die anderen Nachbarn besser als ich."

"Also gut, was eine Dorfwehr angeht, bin ich schon halb überzeugt. Aber schlag dir die Befreiungsaktion aus dem Kopf. Das ist nix für alte Männer", erklärte Herr Ganter sein bedingtes Einverständnis.

Sie verabredeten, dass Fritz am nächsten Tag vor dem nächtlichen Auskundschaften der Neubau-Siedlung nochmal bei Ganters vorbeikommen sollte. Bis dahin wollte Herr Ganter ein paar der Nachbarn aktivieren.

Als Fritz am nächsten Tag wiederkam, warteten außer den Ganters drei alte Männer und ein aufgeregter Jugendlicher auf ihn. Die drei Männer waren Jagdfreunde von Herrn Ganter und der Junge war ein Enkel von einem der drei. Seine Eltern waren vor zwei Tagen in die Stadt gegangen, um Nahrungsmittel zu kaufen. Von dieser Tour waren sie nicht zurückgekehrt. Seitdem war der etwa 14-jährige Junge bei seinen Großeltern und alle waren in großer Sorge.

Die Andeutungen von Herrn Ganter und noch mehr der Bericht von Fritz verstärkte die Sorge aller Anwesenden. Nach einem kurzen Moment der Betroffenheit wurde jedoch der klare Wille zum Widerstand spürbar.

"Ob Vater und Mutter auch dort gefangen sind?", fragte der Junge seinen Großvater. Dabei streifte sein Blick auch Fritz, als ob dieser eine Antwort wüsste.

Der Großvater zuckte mit den Achseln und überließ Fritz das Wort.

"Vielleicht. Ich kenne deine Eltern ja nicht, und außerdem konnte ich nichts Genaues erkennen", wagte Fritz zu sagen. Diese Auskunft barg keinerlei Beruhigung für den Jungen. Aber etwas Besseres konnte er ihm nicht bieten.

"Hm, ich seh schon; da führt kein Weg dran vorbei", räumte Herr Ganter ein. "Aber lassen Sie uns das in Ruhe angehen. Sie mein Junge,", damit wandte er sich an Fritz, "Sie schauen sich das ganze mal genauer an. Und dann will das Vorgehen wohl durchdacht sein."

"Ok, ich werd mich auf den Weg machen", sagte Fritz und nutzte die Gelegenheit, um sich zu verabschieden.

Bis zum Dunkelwerden dauerte es noch etwa zwei Stunden, daher konnte Fritz das Viertel wie am Tag zuvor aus sicherer Entfernung mit seinem Feldstecher beobachten. Die eingepferchten Gefangenen hatten sich innerhalb des einen Tages erschreckend vermehrt. Die meisten Mitglieder der Gangsterbande gingen in ein Gebäude, das wie ein Restaurant aussah, nachdem sie ihre neuesten Gefangenen bei den Pferchen abgeliefert hatten. Dieses Restaurant wollte Fritz sich später genauer anschauen.

Das Warten in der kalten Herbstluft fiel mal wieder schwer, aber Fritz fiel wieder ein, wie Herr Ganter erwähnt hatte, dass seine damalige Zappeligkeit gar nicht so schlimm gewesen sei. Das gab ihm Auftrieb und half dabei, die Zeit bis zur Dunkelheit geduldig durchzustehen.

Endlich war es dunkel. Fritz rückte sein Nachtsichtgerät zurecht und machte sich auf den Weg in die Höhle des Löwen. Es war schrecklich, einfach so an den Gefangenen vorbei zu schleichen, ohne ihnen zu helfen. Aus dem Frauenpferch hörte er vielfaches leises Weinen. Die Bewacher der Gefangenen richteten ihre Aufmerksamkeit ganz nach innen auf ihre Opfer, so als würden sie eine Befreiungsaktion von Außen gar nicht in Erwägung ziehen.

Nach einigen Umwegen erreichte Fritz endlich das Restaurant. Es verdiente wohl eher die Bezeichnung "billige Spelunke", aber das spielte für Fritz Recherchen keine Rolle. Eine Weile beobachtete er den Eingang. Dabei stellte er fest, dass jeder Besucher, der reingehen wollte, von zwei bewaffneten Türstehern gründlich gefilzt wurde und seine Waffen abgeben musste. Anscheinend traute der Gangsterboss seinen eigenen Helfern nicht. Das war natürlich günstig für Fritz.

Die Fenster der Kneipe waren durch schwere Vorhänge vor neugierigen Blicken geschützt, aber Fritz fand einen Vorhang, der nicht richtig zugezogen war und daher einen Spalt zum Reinschauen offen ließ. Vorsichtig schlich Fritz sich zu diesem Fenster und spähte hinein.

Drinnen sah es fast aus, wie in einer normalen großen Kneipe. Überall standen Tische, an denen Leute saßen. Die meisten hatten Teller vor sich stehen, von denen sie begierig aßen. An einem besonders großen Tisch sah Fritz einen übergewichtigen Mann im besten Alter, der sich mit einer dicken Goldkette, einer Zigarre und zwei jungen Mädchen schmückte. Hinter dem Mann standen zwei bewaffnete Leibwächter, die aufmerksam um sich blickten. Dieser Gangsterboss überließ wohl nichts dem Zufall.

Fritz duckte sich unter den Fensterrand, als der Blick des einen Leibwächters in seine Richtung schweifte. Hoffentlich hatte er ihn nicht gesehen. Die Aufmerksamkeit der Leibwächter schien aber eher auf das Innere des Raums gerichtet.

"Tja, Fenster aufbrechen, scharfe Handgranate reinwerfen und aus wär der Spaß", dachte Fritz bei sich. "Aber wer weiß, ob es die richtigen trifft und außerdem würde es ein unnötiges Blutbad anrichten. Da muss man umsichtiger vorgehen."

Nachdem er den Betrieb in der Kneipe eine Weile beobachtet hatte, zog Fritz sich vorsichtig wieder zurück. Die Vorgänge hier würde er im Auge behalten

müssen. Um das Gefangenenlager machte er einen großen Bogen, denn er war sich nicht sicher, ob er das ganze Elend sobald nochmal aus der Nähe ansehen konnte, ohne unüberlegt zu handeln.

Da es schon spät war, ging er nicht mehr zu Familie Ganter, sondern steuerte gleich sein Zuhause an. Dort schaute er nach dem Rechten und schrieb noch eine kurze Nachricht an seine Eltern. Dann ging er bedrückt in sein Lager im Wald, denn war sich nicht sicher, ob er die Nacht in seinem Haus riskieren konnte.

In seinem klammen Zelt lag er noch geraume Zeit wach und überlegte, wie er die Gangster am besten bekämpfen und die Gefangenen befreien könnte. Seinen Eltern hatte er nichts von seinen Befreiungsideen geschrieben, denn ihm war schon klar, was sie davon halten würden. Sein Vater würde es ihm mit aller Macht ausreden wollen, da er sich nur um seine eigene Sicherheit kümmern sollte und seine Mutter würde zwar Verständnis für seine Pläne haben, aber sie würde vor lauter Sorgen kein Auge mehr zu kriegen. Später, wenn alles hinter ihm lag, würde er ihnen alles erzählen.

Damals im Irak hatte er einige schwierige Situationen bestehen müssen. Dabei hatte er auch viel gelernt. Diese Erfahrung würde ihm jetzt hoffentlich zugute kommen.

Am nächsten Vormittag machte Fritz sich schon früh auf den Weg zu Herrn Ganter. Es drängte ihn danach, mit jemandem über seine Beobachtungen zu sprechen. Als er ankam, saß auch schon der Nachbar mit dem jugendlichen Enkel in der Küche. Herr Ganter schickte den Jungen zu den anderen beiden Nachbarn, um sie herzuholen.

Über die Abwesenheit des Jungen war Fritz recht froh, denn die Schilderung der Zustände im Gefangenenlager wollte er dem Jungen nicht so gern zumuten. Also erzählte er den beiden alten Herren möglichst zügig, was im Gefangenenlager vor sich ging. Mit den Beobachtungen in der Kneipe wartete er, bis die anderen eingetroffen waren.

Frau Ganter versorgte die Männer unterdessen mit Kaffee und selbstgebackenem Brot. Ihr schien die Situation durchaus zu behagen.

Nach dem Bericht von Fritz waren sich alle Anwesenden einig, dass sie ihren kleinen Ortsteil unbedingt vor den Gangstern schützen mussten. So schnell wie möglich wollten sie eine Art Dorfwehr aufbauen. Mit der Befreiungsaktion waren sie sich nur einig, dass sie sich uneinig waren und zwar jeder in sich, denn eigentlich wollten alle die Stadtbewohner befreien, vor allem die Eltern des Jungen, aber keiner traute es sich so recht zu.

Also widmeten sie sich zunächst der Planung der Dorfwehr. Fritz bot ihnen

seine Technik und einige Kameras an, um die Ortszugänge zu überwachen. Die alten Männer stellten eine Liste aller waffenfähigen Männer zusammen. Herr Ganter hatte genügend Waffen gesammelt, um den kleinen Trupp recht gut zu versorgen. Außerdem war er nicht der einzige, der regelmäßig auf die Jagd gegangen war und eigene Waffen besaß. Da die meisten dieser waffenfähigen Männer das Rentenalter schon deutlich überschritten hatten, schrieben sie unter die Liste dieser Männer noch alle vertrauenswürdigen jüngeren Männer auf, darunter als jüngsten den anwesenden Jungen. Viele waren es nicht und Fritz stellte mit Entsetzen fest, dass er der einzige Mann unter 60 war, der militärische Erfahrung hatte.

"Was ist mit erfahrenen Männern um die 40?", fragte er die alten Männer, denn diese Altersgruppe fehlte völlig.

"Die Söhne sind alle fortgegangen in die Stadt oder sogar noch weiter weg. Nur einer ist wieder hier, aber der hatte einen Schlaganfall und ist hilflos wie ein Baby. Der einzige andere ist der Vater von ihm hier", dabei stupste er den Jugendlichen an. "Einige der Töchter sind mit ihren Kindern wiedergekommen, als ihre Männer sie verlassen haben. Diese Söhne stehen hier auf der Liste. Im Grunde genommen sind wir ein aussterbendes Dorf", fuhr er fort.

Frau Ganter bot an, sich mit den anderen Frauen um die Verpflegung der künftigen Wachposten zu kümmern. Auch von Verbandmaterial murmelte sie etwas, aber davon wollten die Männer gar nichts hören, also ignorierten sie es.

Die alten Männer konnten es kaum abwarten, ihre alten Freunde zusammenzutrommeln, also zogen sie bald los auf der Suche nach Verbündeten.

Der Junge wollte am liebsten Fritz bei der Installation der Überwachungskameras helfen, weil er sich für Technik interessierte. Fritz war das ganz recht, denn es gab viel zu schleppen.

Dass der Junge Jakob hieß, hatte Fritz schon bei den Ganters erfahren. Nun erfuhr er auch, dass Jakob gerne Programmierer werden wollte und auch gerne an der Hardware rumschraubte. Daher war Fritz recht zuversichtlich, was Jakobs Hilfe anging.

Im Laufe des Nachmittags befestigten sie Fritz übrige Webcams an allen Zugängen des Ortes. Bei Jakob zuhause installierten sie eine zusätzliche Empfangsanlage, die Fritz aus den Tiefen seines Kellers hervorzauberte. Dadurch war Jakob zu einem wichtigen Mitglied der Dorfwehr geworden, ohne dass er sich physisch in große Gefahr bringen musste. Jakob war auch sehr stolz auf seine wichtige Aufgabe. Natürlich konnte er die Überwachung nicht alleine übernehmen, daher stellten sie ein Team aus technikerfahrenen Jugendlichen und verlässlichen Müttern zusammen, die im Schichtdienst die

Bildschirme überwachen sollten. Da die Jugendlichen außerdem die alten Männer bei den körperlich anstrengenden Aufgaben unterstützen sollten, hatten sie wenigstens keine Langeweile und fühlten sich sehr wichtig.

Für den Ernstfall sollten die Jungen außerdem eine kurze Ausbildung an den Waffen und im Nahkampf erhalten. Fritz stellte sich für den nächsten Tag zu einer Einführungsstunde zur Verfügung. Die alten Männer erhofften sich davon eine gewisse Vorbildwirkung, denn ein junger Krieger wie Fritz war als direktes Vorbild interessanter als ein Haufen alter Männer. Als Herr Ganter diese Bemerkung fallen ließ, mussten alle Anwesenden herzlich lachen, aber irgendwie leuchtete es allen ein. Den Rest der Ausbildung wollten die alten Männer aber unter sich aufteilen, denn Fritz hatte noch viel mit der Auskundschaftung des Gegners zu tun und diese Aufgabe konnte nur er allein erledigen.

Mitten in die erste Übungsstunde am nächsten Tag platzte ein junges Mädchen, dem schnaufend ihr Großvater folgte. Offensichtlich hatte der alte Mann das Mädchen aufhalten wollen.

"Ich will auch hier mitmachen. Beim Bewachen kann ich mich viel nützlicher machen, als beim Kochen und Tratschen. Schließlich bin ich jung und kräftig. Und ich kann besser Bäume klettern als die meisten der Jungs", sagte das Mädchen und schob trotzig das Kinn nach vorne.

"So, so, du kannst also gut auf Bäume klettern", antwortete Fritz. An die Jungs gewandt fragte er: "Stimmt das, was sie sagt?"

Die meisten der Jungs schauten etwas betreten zu Boden und murmelten dabei etwas, was man mit viel Fantasie als Zustimmung verstehen konnte. Das Mädchen musste echt eine Wucht im Bäume-Klettern sein.

"Wie alt bist du?", wollte Fritz wissen.

"16. Und ich heiße Laura", kam die Antwort, wie aus der Pistole geschossen.

"Ok, alt genug, um Verantwortung zu übernehmen. Du wirst hier aber keine Sonderrolle kriegen. Wir werden dich genauso hart rannehmen, wie die Jungen. Auch wenn den alten Herren das schwer fallen wird. Wir werden es versuchen", akzeptierte Fritz das Mädchen in der Jungkrieger-Gruppe.

Luras Großvater gab sich geschlagen, denn er erkannte, dass man Mädchen heutzutage nicht mehr so behüten konnte wie früher.

Die Jungkrieger waren hochmotiviert, was ihren allgemein schwachen Grundzustand etwas ausglich. Fritz war schon in seiner Militärzeit entsetzt gewesen, wie unbeweglich die meisten jungen Männer seines Alters waren. Diese Entwicklung hatte sich offensichtlich bei den jüngeren noch verstärkt. Aber sie gaben sich redlich Mühe, sodass Fritz nach ein paar Stunden halbwegs zufrieden war. Das Mädchen war, wie angekündigt, eine der beweglichsten der

ganzen Gruppe.

Mit seinen Überwachungsgeräten kamen die Jugendlichen glücklicherweise sehr viel besser klar. Zusammen mit den vernünftigen Frauen konnte er ihnen die Überwachung des Dorfes vertrauensvoll überlassen.

Wegen der zusätzlichen Überwachung traute Fritz sich in dieser Nacht zuhause zu schlafen, denn er wäre sich albern vorgekommen, wenn er sich als einziger Dorfbewohner im Wald verkrochen hätte, wo doch jetzt eine Dorfwehr in Entstehung begriffen wäre. Schon bei einem Überfall in dieser Nacht würden sich eventuelle Angreifer erbittertem Widerstand gegenübersehen, in einer Gegend, wo sie nur alte Leute und Kinder erwarten würden.

Insgesamt war Fritz mit den Ergebnissen der letzten Tage recht zufrieden. Nur für die Befreiung der Stadtbewohner würde er sich noch einen guten Plan ausdenken müssen.

32 Eva

Eine Nachricht von Ulli versetzte mich schon am Morgen in Feiertagsstimmung. Es ging ihm gut und er schien sogar zufrieden mit seiner aktuellen Situation zu sein. Das Helfen in einem Flüchtlingslager schien mir zwar nicht wie eine verlockende Aufgabe, aber vielleicht waren Ullis Fähigkeiten gefordert und dann war man ja meistens zufrieden. Wir antworteten ihm beide postwendend, damit er unsere Nachrichten möglichst schnell bekommen würde.

Wie angekündigt fanden wir auch eine Nachricht vom Münchner Militär vor. Sie waren an einer lockeren Zusammenarbeit interessiert und wollten außerdem gern mehr über unsere Technologie wissen, um ein militärisches Parallel-Netz aufbauen zu können. Die militäreigenen Kommunikationsnetze hatten den Zusammenbruch wohl nicht so gut überstanden.

Felix freute sich über das Interesse an seiner Kreation und ließ es sich nicht nehmen, einige ausgiebige Infotexte zu verschicken. Schon nach kurzer Zeit antworteten die Münchner hocheifrig über die Fülle an Informationen. In einem Nebensatz erwähnten sie, dass sie die Nachrichten an den zivilen Lagerleiter Burkhardt per Bote weiterleiten würden.

"Ziviler Lagerleiter?", fragten wir beide wie aus einem Munde und schauten uns dabei rätselnd an. Das brachte uns beide zum Lachen. Wir beschlossen, Ulli bei unserer nächsten Nachricht danach zu fragen, denn "Helfer bei der Organi-

sation des Flüchtlingslagers" klang irgendwie anders als "ziviler Lagerleiter". Es klang so, als hätte Ulli sich in ein großes Abenteuer gestürzt. Aber anscheinend fühlte er sich ja wohl in seiner Situation und das war die Hauptsache.

Auch von Fritz war wieder eine Nachricht eingetroffen. Er war dabei, mit den älteren Nachbarn eine Dorfwehr aufzubauen, was wir für eine gute Idee hielten.

Nur Ronja ließ nichts von sich hören, aber von Berlin aus hatte sie es auch schwerer als ihre Brüder. Schon dass Ulli sich gemeldet hatte, grenzte an ein kleines Wunder.

Felix wollte den Tag nutzen, um mit zweien der Männer aus dem kleinen Nachbardorf im Wald Altholz zu sammeln. Auch ein paar erste Bäume wollten sie fällen, um das Verfahren und die vorhandenen Werkzeuge auszuprobieren. Daher packte Felix mehrere Äxte, eine Bügelsäge, einige Keile und Seile zusammen. Dass Lutz Schweizer schon Erfahrung im Baumfällen hatte, war ein echter Vorteil, denn um das Fällen von Bäumen waren wir bisher herumgekommen.

Zu meiner Überraschung brachten die Männer auch die schwangere Beate Schweizer mit. Das gab meinem Tag etwas Abwechslung, denn im Garten hatte ich in den letzten Tagen schon genug umgegraben. Wir setzten uns eine Weile bei einem Tee in die Küche, um uns besser kennenzulernen. Sie erzählte mir von ihrer Schwangerschaft, die von der medizinischen Seite bisher gut verlaufen war. Für das Gefühl war sie aber das reinste Desaster, denn zuerst wurde sie vom Vater des Kindes sitzen gelassen und als sie sich gerade bei ihren Brüdern etwas eingelebt hatte, kam der EMP-Schlag. Jetzt fragte sie sich außer der medizinischen Unsicherheit auch, ob es gut war, ein Kind in diese Welt zu setzen.

"Nun, die Welt wird weitergehen, wenn auch etwas anders als bisher. Und die Welt wird Kinder brauchen, die heranwachsen und später an ihr mitgestalten. Als ich meine Kinder bekommen habe, wurde ich auch schon von vielen gefragt, ob ich wirklich in diese schreckliche Welt Kinder setzen wollte. Und jetzt sind sie schon erwachsen und helfen anderen Leuten, diese schwierige Zeit zu überstehen", versuchte ich Beate aufzumuntern.

"Vor der Geburt habe ich auch viel Angst. Wir wollten zwar in eine anthroposophische Klinik zu einer sanften Entbindung gehen, aber da hätten sie alles für den Notfall bereit gehabt", gab Beate zu bedenken.

"Das ist durchaus richtig und bei einem echten Notfall sieht es wirklich schwierig aus ohne Klinik in erreichbarer Nähe. Aber ich habe reichlich Erfahrung mit Hausgeburten, darum sehe ich der Geburt recht zuversichtlich entgegen. Bei einer Hausgeburt entstehen viele Problemsituationen gar nicht erst, die man in einem Krankenhaus dann mit Notfallmedizin bekämpfen muss.

Es gibt keinen künstlichen Wehen tropf, der die Geburt aus dem Rhythmus bringt, man ist zuhause und fühlt sich nicht fremd in einer unbekanntem Umgebung, man kann sich bewegen, wie man will und dergleichen Dinge mehr. Durch Hocken beim Pressen kann man beispielsweise so manche Zangengeburt verhindern", beschrieb ich Beate die Vorteile einer Hausgeburt.

In Wahrheit war ich nicht ganz so zuversichtlich, denn bei den Geburten, die ich erlebt hatte, war immer eine erfahrene Hebamme anwesend und eine Klinik in erreichbarer Nähe gewesen. Die Klinik war zwar glücklicherweise nie nötig gewesen, aber sie gab ein Gefühl der Sicherheit im Hintergrund. Von den Hebammen hatte ich jedoch so manchen Kniff gelernt, wie man bei kleinen oder mittleren Schwierigkeiten die Geburt in die richtigen Bahnen lenken konnte.

Da die richtige Vorbereitung für eine leichte Geburt von enormer Bedeutung ist, unterhielten wir uns auch ausführlich über alles, was man während der Schwangerschaft tun konnte, um sich gut vorzubereiten.

Wir wollten gerade mit einigen praktischen Übungen anfangen, als unser Überwachungsbildschirm anfang zu piepsen, weil er einen Eindringling aufgespürt hatte. Zuerst erschrak ich fast zu Tode, denn bisher hatte unsere Überwachung noch nie angeschlagen und das ausgerechnet jetzt, wo Felix weg war und ich eine schwangere Frau zu Besuch hatte.

Ich eilte zum Bildschirm, um mir den Eindringling anzusehen. Zu meiner großen Erleichterung stellte sich der Eindringling als eine Frau mit rundem Bauch und ein Kind im Schulalter heraus. Die Frau war offensichtlich Frau Eberle aus dem großen Dorf. Welch ein weiter Weg für eine Schwangere, vor allem wegen der Steigung. Aber die Steigung hatte ja auch Beate Schweizer nicht abgehalten herzukommen. Dieser sagte ich kurz Bescheid, um was für Eindringlinge es sich handelte, dann ging ich zur Tür, um die Gäste willkommen zu heißen. Nach der Begrüßung stellte Frau Eberle mir den 12-jährigen Jungen als Trolli vor.

Anscheinend guckte ich etwas verdutzt, als ich den Namen hörte, denn der Junge meldete sich zu Wort: "Das ist mein Spitzname und alle nennen mich Trolli."

"Ok, dann werde ich dich auch Trolli nennen", sagte ich amüsiert.

Trolli hatte zwanzig Kilo Getreide in einem Wägelchen mit nach oben gezogen. Dieses Getreide wollte Frau Eberle bei mir gegen neuen Kräutertee eintauschen, denn der Tee hatte ihr gut geholfen. Über das Getreide freute ich mich sehr, denn wir konnten es gut gebrauchen. Die Hälfte bot ich jedoch Beate Schweizer an, denn ihre Familie hatte Getreide noch viel nötiger als wir.

Als Motivation für das Hochschleppen des Getreides hatte Frau Eberle Trolli

erzählt, dass wir sehr viele Bücher haben, denn Trolli war totunglücklich, dass er nicht zu seiner geliebten Bibliothek in die Stadt fahren konnte angesichts der Notsituation. Gerne ließ ich ihn in unserer Bibliothek stöbern, denn die empfindlichen Lieblingsbücher hatten wir sowieso in unseren Zimmern oder im Büro. Nach kurzer Zeit hatte Trolli sich in ein reich bebildertes Lexikon vertieft, das mir schon immer sehr geeignet für junge Leute erschienen war.

Wir Frauen konnten uns also in aller Ruhe dem Frauengespräch widmen. Die beiden Schwangerschaften versorgten uns mit reichlich Gesprächsstoff. Nach einer Weile stellte ich fest, dass die beiden jungen Frauen sich gut verstanden. Das fand ich sehr praktisch, denn so konnten sie sich später auch ohne mich gegenseitig unterstützen. Als der Gesprächsfluss etwas langsamer wurde, nutzten wir die Gelegenheit, um die Gymnastikübungen zu machen, die ich gerade beim Eintreffen der neuen Gäste mit Beate hatte machen wollen. Auch die verschiedenen Atemtechniken übten wir gemeinsam. Beide Frauen forderte ich auf, die Übungen in Zukunft jeden Tag zu machen.

Zwischendrin schaute ich mehrmals im Netz nach dem Rechten, was die Frauen nutzten, um sich über zu strickende Kinderkleider, Bettchen und Windeln zu unterhalten. Sie schienen sehr froh zu sein, endlich einen Gesprächspartner gefunden zu haben, mit dem sie dieses Thema nach Herzenslust ausbreiten konnten.

Später kochten wir zusammen einen großen Topf Eintopf, damit die heimkehrenden Waldarbeiter was warmes zum Essen vorfinden würden. Die Männer stürzten sich denn auch mit viel Appetit auf das Essen, als sie etwa anderthalb Stunden vor der Dunkelheit heimkamen. Auch Trolli langte kräftig zu.

Dann war es für die Gäste höchste Zeit zum Aufbrechen, denn keiner wollte im Dunkeln heimkommen. Trolli hatte sich zwei Bücher ausgeliehen, die er in einer Woche wiederbringen wollte. Martin Friedrich versprach, die beiden Bewohner des großen Dorfes noch bis nachhause zu begleiten, denn die Vorstellung an eine schwangere Frau und einen Junge in diesen Zeiten allein in der Dämmerung behagte keinem von uns. Mit seinem Fahrrad würde er anschließend schnell wieder zu seinem Haus fahren können.

Die Holzausbeute war für den ersten Tag recht ordentlich gewesen, daher waren die Handwagen der beiden Männer überbordend beladen. Nach ein paar Tagen der Trocknung würde man mit diesem Totholz etwa drei Tage heizen können.

Später erzählte mir Felix noch von dem Baum, den sie gefällt hatten. Die Zusammenarbeit mit beiden Männern hatte gut funktioniert und Lutz Schweizers

Erfahrung im Baumfällen hatte sich als sehr nützlich erwiesen. Für den Abtransport des Holzes würden sie sich aber noch etwas einfallen lassen müssen, denn mit der aktuellen Methode würden sie einen großen Teil der kalten Jahreszeit im Wald verbringen müssen, um genug Holz herbeizuschaffen.

Zwei Tage später erwachten wir von einem Notruf aus dem großen Dorf. Plünderer hatten im Morgengrauen angegriffen und zwei der Dorfwächter verletzt. Dank der Überwachungsanlagen waren die Dorfbewohner zwar schnell zur Hilfe geeilt, um die Plünderer in die Flucht zu schlagen. Aber die Verletzungen der Wächter hatten sie leider nicht verhindern können. Drei der Angreifer waren schon tot, als die Helfer eintrafen. Einige weitere wurden verletzt, bevor sie die Flucht ergriffen. Einer der verletzten Wächter hatte sogar noch mit seinem blutenden Arm weitergekämpft.

Nun war meine Nähkunst gefragt. Ich fragte nach den Details der Verletzungen, um mir ein Bild machen zu können und das richtige Werkzeug mitzunehmen. Derjenige mit dem verletzten Arm hatte anscheinend einen mittelstark blutenden tiefen Schnitt im Oberarm. Das klang nicht sehr besorgniserregend, würde aber wohl genäht werden müssen. Ich empfahl, die Schnittstelle mit einer sterilen Mullbinde fest zu umwickeln, damit die Blutung nachließ, bis ich im Dorf eintreffen würde.

Die Verletzung des anderen Mannes war erheblich schwerwiegender. Er hatte eine sehr große Bauchwunde. Die grobe Beschreibung klang alles andere als harmlos.

"Legen Sie ein steriles Brandwundentuch aus dem Verbandskasten ganz vorsichtig auf die Wunde. Und bewegen Sie den Verwundeten nicht von der Stelle. Er soll da liegenbleiben, wo er momentan liegt. Aber halten Sie ihn warm. Versorgen Sie ihn mit so vielen Decken wie möglich. Auf keinen Fall darf er etwas trinken oder essen, auch wenn er noch so sehr darum bittet. Nur die Lippen dürfen Sie ihm befeuchten. Und... und holen Sie seine Familie", sprach ich in das Funkgerät.

Mir war gar nicht wohl bei der Sache. Ob ich dieser Aufgabe gewachsen sein würde?

Meine medizinische Notfallausrüstung war zwar geeignet, um Wunden zu vernähen, aber ich hatte bei der Anschaffung eigentlich gehofft, dass im Ernstfall ein Arzt in der Nähe wäre, der das Nähen dann übernehmen würde. Ärzte gab es schließlich wie Sand am Meer. Sie hatten nur nicht immer ihre Notfallausrüstung dabei. Aber im näheren Umkreis gab es offensichtlich keinen Arzt, sodass ich diejenige mit der größten medizinischen Erfahrung war.

Während ich mit leicht zitternden Händen mein Nähzeug zusammenpackte,

erkundigte sich Felix genauer, wohin die Plünderer geflohen waren, nicht dass ich ihnen auf meinem Weg ins Dorf direkt in die Arme laufen würde. Da die Plünderer in die entgegengesetzte Richtung geflohen waren, ließ Felix mich ziehen, ohne sich übermäßig große Sorgen zu machen.

Wie der Blitz fuhr ich auf meinem Fahrrad den Berg hinunter. Die kalte Morgenluft wehte mir um die Nase, die davon bestimmt ganz rot wurde. Nach kurzer Zeit war ich im großen Dorf angekommen.

An der Unglücksstelle hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Der Mann mit der Armwunde saß auf einem Gartenstuhl, der wahrscheinlich auch bei der Wache benutzt wurde und erzählte den Umstehenden wohl zum wiederholten Mal von den Ereignissen. Sein Oberarm war verbunden und schien ihn nicht sehr stark zu beeinträchtigen. Ich nickte ihm zu und sagte ihm, dass ich mich bald um ihn kümmern würde. Zur Stärkung empfahl ich ihm einen Kaffee, der den Kreislauf stabilisieren würde. Eine große Tasse Kaffee wurde auch sogleich organisiert.

Dann wandte ich mich dem Schwerverletzten zu. Die Dorfbewohner hatten sich sorgfältig an meine Empfehlungen gehalten und den Mann in mehrere Decken gehüllt, um ihn zu wärmen. Seine Frau saß tränenüberströmt neben dem Bewusstlosen und hielt seine Hand. An sie gekauert hockte ein kleines Mädchen, das quengelnd an ihr rumzupfte. Eine ältere Frau versuchte das Kind zu beruhigen und nahm es auf den Schoß. Ob das seine Familie war? Rundherum hockten noch andere Leute, teilweise damit beschäftigt, dem Verletzten die Stirn abzuwischen oder die andere Hand zu halten.

Vorsichtig entfernte ich die Decken im Bauchbereich, denn ich wollte mir die Wunde anschauen. Ein hilfsbereiter Mann drehte der Frau des Verletzten den Kopf zur Seite, als ich das Brandwundentuch anhob. Die Verletzung war wirklich sehr schlimm. Schaumiges Blut trat im oberen Bereich aus, weiter unten konnte man fast nichts erkennen vor lauter Blut. Das Gesicht des Mannes war wachsweiß. Selbst die Lippen konnte man schon fast als weiß bezeichnen, wenn auch noch ein leicht bläulicher Schimmer zu erkennen war.

Ich schüttelte den Kopf und legte das Brandwundentuch wieder an Ort und Stelle. Während ich die Decken wieder zurechtlegte, überlegte ich fieberhaft, was jetzt die richtige Vorgehensweise war. Für mich sah es so aus, als hätte der Mann keine Chance zu überleben, wenn er nicht sofort von einem Spezialistenteam operiert werden würde. Aber ich war mir keineswegs sicher, wie schnell das Sterben gehen würde. Vor allem fragte ich mich, ob es irgendetwas gab, was ich tun konnte, um ihn eventuell zu retten oder ihm zumindest seinen Zustand zu erleichtern.

Alle schauten mich erwartungsvoll an, als könnte ich ihnen ein Wunder bringen. Ich musste eine Entscheidung treffen.

"Er bräuchte mehrere Ärzte und eine Intensivstation, um gerettet zu werden und selbst dann wäre ich nicht sicher, ob es reichen würde. Ich kann ihn mit meinen bescheidenen Mitteln nicht retten. Das einzige, was ihn jetzt noch retten könnte, wäre seine Lebenskraft, aber ich fürchte, seine Verletzungen sind zu schwer. Am besten lassen wir ihn hier noch eine Weile liegen, um ihn nicht zusätzlich zu erschüttern, und warten ab, wie es sich entwickelt", schlug ich vor.

Die Umstehenden nickten verständnisvoll, als hätten sie mit so einer Hiobsbotschaft gerechnet. Die Frau des Mannes schluchzte jedoch laut auf, als ihr bewusst wurde, dass sie ihren Mann wohl verlieren würde.

Das Schluchzen seiner Frau holte den Verletzten aus seiner Bewusstlosigkeit. Seine Augenlider flatterten, bis er sie ganz öffnete und den Blick seiner Frau suchte. Dann blickte er suchend in der Menge umher, bis er fand, wen er suchte.

Ganz leise konnte man ihn flüstern hören: "Markus, kümmer dich um meine Familie. Ich mach's nicht mehr lange."

Der Angesprochene nickte und versprach dem sterbenden Familienvater, sich um seine Familie zu kümmern.

Der Blick des Sterbenden wandte sich wieder seiner Frau zu. "Emma ich liebe dich", sagte der Man kaum hörbar. "Gib mir die Kleine nochmal", bat er.

Die Großmutter rutschte mit der kleinen Tochter näher an den Verletzten heran.

"Meine Kleine, ich hab dich lieb. Versprichst du mir, dass du immer lieb zu deiner Mutter sein wirst", sagte er.

"Ja klar Papi, aber was ist mit dir? Warum liegst du hier und alle gucken traurig?", fragte das Mädchen ihren Vater.

"Ich glaube, ich sterbe jetzt. Und dann komm ich hoffentlich in den Himmel. Von dort aus werde ich immer nachschauen, ob es dir gut geht. Nun geh und spiel", erklärte der Vater.

Die Großmutter verstand den Wink, nahm ihre Enkelin etwas beiseite und fing an, ein Fingerspiel mit ihr zu spielen.

Den Verletzten hatte das Sprechen wohl überfordert, denn er bekam einen Hustenanfall, bei dem ihm ein Rinnsal Blut aus dem Mundwinkel lief.

Er schaute seiner Frau in die Augen, bewegte seine Lippen als wollte er noch was sagen, aber da brach sein Blick und sein Körper erschlaffte.

Keiner der Umstehenden wagte zu atmen, bis das laute Aufschluchzen der

Ehefrau die Spannung löste. Plötzlich waren alle sehr damit beschäftigt, die Frau zu trösten und dem Toten nochmal die Schulter zu drücken. Ich ging ans Kopfende des Mannes, schloss ihm die starrenden Augen und zog ihm die Decke über den Kopf. Dann schaute ich, ob einer der Anwesenden die Initiative übernehmen würde. Der Mann, der versprochen hatte, sich um die verwaiste Familie zu kümmern, schien diese Aufgabe übernehmen zu wollen, was mich sehr erleichterte.

Nun konnte ich mich dem anderen Verletzten widmen. Ich ging hinüber zur anderen Gruppe und nickte traurig, als ich gefragt wurde, ob der Schwerverletzte gestorben sei. Den am Arm verletzten Mann forderte ich auf, vorsichtig in ein Haus zu gehen, in dem er sich hinlegen konnte, denn im Sitzen wollte ich ihm die Nähaktion nicht zumuten. Zwei Dorfbewohner halfen ihm auf, aber er schien relativ gut in der Lage, aufrecht zu stehen, daher war es letztlich nur einer, der ihn am unverletzten Arm ergriff und ins Dorf begleitete.

Wir gingen zum zweiten Haus hinter dem Dorfeingang, das anscheinend dem Helfer gehörte, denn dieser hatte einen Schlüssel, um die Tür zu öffnen. Dem Verletzten wurde ein breites Sofa angeboten, was er dankend annahm. Ich entfernte den Verband und sah mir die Wunde genau an. Sie war zwar fast zehn Zentimeter lang und klappte auseinander, aber sie sah sauber aus, was mich sehr erleichterte. Beim Abnehmen des Verbandes merkte ich, dass meine Hände immer noch zitterten. Hoffentlich würden sie sich wieder beruhigen, bis ich mit der Arbeit anfangen musste. Aus meiner Tasche holte ich eine Flasche Schnaps, Desinfektionsmittel, sterile Handschuhe und mein eingeschweißtes Nähwerkzeug. Den Schnaps hatte ich zwar vorwiegend als Desinfektionsmittel eingelagert, für Zeiten, in denen es keine medizinischen Desinfektionsmittel mehr gab, aber als Ersatz für eine örtliche Betäubung würde er bestimmt auch dienen. Der Verletzte nahm mein Angebot gerne an und stürzte die zwei Gläser Schnaps zügig hinunter.

Das Vernähen von großen Wunden hatte ich zwar mal an einem Spanferkel geübt, aber noch nie an einem lebenden Menschen. Daher war ich ziemlich aufgeregt. Ein Teil von mir war aber von den Ereignissen so durcheinandergewirbelt, dass es mir wie ein Film erschien, in dem es ganz normal war, dass ich jetzt eine Wunde vernähen würde.

Also zog ich mir die sterilen Handschuhe an, desinfizierte die Wunde und ergriff die Nadel. Beim ersten Stich zuckte der Verletzte zusammen, aber es funktionierte, denn der Knoten schien zu halten. Bei den nächsten Stichen wusste ich schon eher, wie groß der Widerstand der Haut war, was mir half, die Stärke der Stiche besser einzuschätzen. Nach zehn Stichen war die Wunde

geschlossen. Sie sah genauso hässlich aus, wie frisch zusammengenähte Wunden sonst auch aussehen. Das Legen eines neuen Verbandes war nach dem komplizierten Nähen das reinste Kinderspiel.

Der Besitzer des Hauses brachte eine Flasche guten Weinbrand, den er in drei Gläser goss. Obwohl ich tagsüber normalerweise nichts trank, nahm ich das Angebot gerne an, denn das Geschehen hat auch mir zugesetzt. Anschließend machte ich mich wieder auf den Heimweg.

Die anstrengende Fahrt nach Hause tat mir gut, denn so konnte ich die aufgewirbelten Gefühle in Bewegung umsetzen. Oben angekommen dachte ich schon, dass ich es ganz gut überwunden hätte, aber als ich mich in Felix Umarmung wiederfand und erzählte, was vorgefallen war, strömten die Tränen ohne enden zu wollen.

"Mein erster Patient, und er stirbt mir gleich unter den Händen weg. Ich sollte die Finger von der medizinischen Hilfe lassen", schluchzte ich.

"Mädchen, Mädchen. Der Mann wäre bestimmt auch mit einem qualifizierten Notarzt und Rettungshubschrauber gestorben. Und dem anderen Verletzten konntest du doch gut helfen. Auch den schwangeren Frauen geht es gut. Verlang nicht zu viel von dir", versuchte Felix, mich zu trösten.

Das Trösten gelang auch, denn nach einer Weile konnte ich mich wieder beruhigen. Felix erzählte mir inzwischen davon, wie man das Überwachungsnetzwerk erweitern könnte, um solche Ereignisse in Zukunft zu verhindern. Außerdem erklärte er mir, dass dieser Überfall eigentlich schon ein großer Erfolg für die Dorfbewohner sei, denn die Plünderer wurden noch vor dem Dorfeingang aufgehalten. Die eigenen Toten, die sie zu beklagen hatten, würden sie vielleicht in Zukunft von dem wehrhaften Dorf fernhalten.

Um mich abzulenken, nahm ich die Arbeit im Garten wieder auf, aber in den nächsten Tagen ging mir der Tod des Dorfbewohners immer wieder durch den Kopf.

33 Ronja

Ein lautes Poltern weckte Ronja.

"He, was macht denn ihr da? Das ist jetzt unsere Villa. Haut bloß ab, aber dalli", dröhnte eine laute Stimme in ihr Ohr.

Ronja setzte sich, öffnete die Augen und sah sich vier mit Knüppeln bewaffneten Typen gegenüber. Die anderen waren inzwischen auch aufgewacht. Anna

weinte vor lauter Schreck.

Die Angreifer machten Anstalten, ihnen die Decken wegzuziehen. Einer schrie Anna an, sie solle ruhig sein, sonst würde er sie schlagen.

"Immer mit der Ruhe", sagte Ronja, die inzwischen richtig wach war. "Wir gehen ja schon. Lasst uns doch erstmal aufwachen."

"Ok, aber macht n bisschen zackig", knurrte der Anführer sie an.

Ronja griff sich ihren Rucksack, die Decke, Annas Rucksack und Annas Hand, während auch die anderen ihre Sachen ergriffen. Nach weniger als einer Minute hatten sie ihre Zuflucht verlassen.

Da standen sie nun im verwüsteten Einkaufszentrum, ohne zu wissen, wo sie hin sollten. Nach kurzer Beratung entschlossen sie sich, zunächst zurück zu ihrem Haus zu gehen. Dort könnten sie die aktuelle Situation überprüfen und dann weitersehen.

Die Haustür war eingeschlagen, sodass jetzt auch kein Abschließen mehr helfen würde. Ein Nachbarhaus brannte. Glücklicherweise war es weit genug weg von ihrem Haus, sodass keine Gefahr bestand, dass das Feuer übergreifen könnte. Ihre Wohnung sah mindestens so schlimm aus, wie befürchtet. Alles lag durcheinander, die Möbel waren teilweise zerschlagen und man konnte gar nicht so einfach überblicken, was fehlte.

Anna fing wieder an zu weinen, als sie einen zerfetzten Teddy von sich entdeckte. Eigentlich war es eher einer ihrer nicht so sehr geliebten Teddys, aber das machte es jetzt umso schlimmer, denn sie machte sich Vorwürfe, dass sie ihn nicht gerettet hatte. Ronja setzte sich mit ihr aufs Sofa, das fast unbeschädigt war, um sie zu trösten. Zuerst fing sie mit beschwichtigenden Worten an, doch recht bald liefen ihr auch die Tränen über die Wangen, also weinte sie zusammen mit ihrer Tochter. Auch Nanni hatte sich anstecken lassen und Klaus versuchte tapfer, dem Gefühlsausbruch der Frauen zu widerstehen.

Er räumte mit wenigen Handgriffen ein paar störende Gegenstände zur Seite, sodass wenigstens die Sitzgruppe wieder halbwegs benutzbar war. Dann holte er eine Flasche Cola aus seinem Rucksack, die er jedem anbot. Dankbar tranken alle ein paar Schlucke. Ronja war sehr froh darüber, wie liebevoll Klaus sich um sie alle kümmerte. Nanni berappelte sich bald wieder und stellte erfreut fest, dass die Plünderer ihr geniales Notklo wohl nicht für plünderwürdig befunden und dagelassen hatten.

Nachdem Anna sich von Klaus in ein Gespräch hatte einbeziehen lassen, ging Ronja auf den Balkon und fand den selbstgebauten Kocher unberührt vor. Sogar das Wasser in den Gießkannen hatten sie stehen gelassen. Das Beste war aber, dass Ronja beim letzten Kaffeekochen aus Versehen den Kaffee auf dem

Balkon gelassen hatte. Denn dadurch hatten sie sogar Kaffee, um dem heißen Wasser Geschmack zu geben.

Durch den Kaffee gestärkt, Anna bekam einen Müsliriegel, versuchten alle gemeinsam, etwas Ordnung ins Chaos zu bringen. Dank der Aufräumaktion in Klaus Wohnung hatten sie inzwischen schon etwas Übung darin.

Die üppigen Vorräte, die sie in den letzten Wochen zusammengesammelt hatten, waren natürlich fast alle weg. Auch sonst fehlte einiges, woran die Herzen hingen. Die allerwichtigsten Sachen waren aber glücklicherweise versteckt. Fraglich war nur, ob die Verstecke unentdeckt geblieben waren.

Im Keller fanden sie ihre versteckten Sachen unangetastet vor. Ihr vorletztes Nachtlager war jedoch verwüstet. Die zurückgelassenen Decken und Isomatten waren verschwunden. Allmählich wurden die Reservedecken knapp, denn auch im Supermarkt-Keller hatten sie welche zurücklassen müssen. Außerdem schied das Keller-Lager als Nachtversteck aus, weil es entdeckt worden war. Auch die Wohnung von Klaus war wieder verwüstet. Keiner hatte Lust, sie schon wieder instand zu setzen, daher ließen sie sie erstmal wie sie war.

Ihre letzte Hoffnung war das Penthouse. Also stiegen sie die Treppen hinauf, bis ganz nach oben. Die schwere Stahltür, die zum Dach führte, war glücklicherweise noch verschlossen. Nachdem sie die Tür hinter sich gelassen hatten, schlossen sie sie wieder sorgfältig hinter sich ab. Nanni suchte wie üblich den Schlüssel zum Penthouse im Kies und schloss ihnen auf. Der Swimmingpool sah genauso aus, wie sie ihn verlassen hatten. Auch die Wohnung war nicht geplündert worden. Ronja stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Die Rucksäcke hatten sie schon dabei, darum brauchten sie ihren luxuriösen Fluchtort gar nicht mehr verlassen. Die drei Erwachsenen warfen sich auf die Sofas und streckten die Beine aus. Anna hüpfte ausgelassen im Wohnzimmer umher. Nach einer Weile spürten sie jedoch ihren Hunger, was sie in die Küche trieb. Dort fanden sie wie erhofft die üppigen Vorräte von Nannis Bekanntem vor. Sie ließen sich ein spätes Frühstück schmecken.

Anna wollte unbedingt Dosenobst in ihrem Müsli haben und Klaus erbot sich, ihr die Dose zu öffnen. Ronja war ganz entzückt davon, wie liebevoll Klaus immer mit Anna umging. Keiner ihrer Verehrer in den letzten Jahren war auch nur andeutungsweise so sehr auf ihre Tochter eingegangen wie Klaus. Seine Augen sahen so freundlich aus. Ronja saß übereck zu ihm, die Knie berührten sich fast und sie fühlte sich ihm ganz nah.

Als sie anschließend wieder im Wohnzimmer saßen, stellte Ronja fest, dass sie stank wie eine ganze Bärenfamilie. Da sie sich an das feudale Bad im Penthouse erinnerte, fiel es ihr leicht, sich zu einer gründlichen Kaltwasser-

Waschung aufzuraffen. Das Wasser holte sie wieder aus dem Swimming-Pool. Auch Nanni hielt eine Waschung wohl für eine gute Idee, denn sie schloss sich Ronja an. Anna war mit Klaus in ein Brettspiel vertieft, also ließen die beiden Frauen die anderen beiden allein und zogen sich ins Bad zurück.

Beim Haarwäschen halfen sie sich gegenseitig. Mit dem kalten Wasser war es zwar ziemlich grässlich, aber immer noch besser, als mit fettigen Haaren rumzulaufen.

"Der Klaus ist ja schon ein feiner Kerl", meinte Ronja, als sie das Haarwäschen hinter sich hatten.

"Ja, den find ich auch ziemlich nett", antwortete Nanni und fasste Ronja genauer ins Auge. "Du wirst dich doch nicht etwa in ihn verliebt haben?", fragte sie.

"Äh, nein, äh", stammelte Ronja während sie feuerrot anlief. "Oder vielleicht, naja ich weiß nicht."

"Ja, aber ..", wollte Nanni noch sagen, aber da stürmte Anna ins Bad.

"Ich muss ganz dringend pinkeln", rief sie und zog sich schon beim Reinkommen die Hose runter, so eilig hatte sie es.

Die Frauen beendeten ihre Reinigungsaktion und verließen zusammen mit Anna das Bad. Ihr vertrauliches Gespräch war fürs erste unterbrochen.

Den Rest des Tages vertrieben sie sich die Zeit mit Fortsetzungsgeschichten, Medizin- und Englisch-Unterricht. Diese Beschäftigungen eigneten sich einfach wunderbar, um die Gedanken von den Problemen außerhalb ihres Zufluchtsortes fernzuhalten. Auch Anna wurde allmählich wieder etwas lockerer. Weil die letzten Tage sehr hart für sie gewesen waren, hatte sie schon ziemlich zur Quengeligkeit geneigt, was aber jeder gut nachvollziehen konnte.

Ronja saß den größten Teil des Abends neben Klaus, was ihr sehr angenehm war. So spürte sie seine Wärme und hin und wieder berührten sich ihre Arme oder Oberschenkel wie beiläufig. Ob es wirklich beiläufig war, oder ob Klaus mehr mit diesen Berührungen verband, wurde Ronja nicht so recht klar. Er hatte sie auch noch nie lüstern mit den Augen verschlungen, wie sie es sonst von vielen Männern gewöhnt war. Aber Klaus war wohl zurückhaltend und nicht so oberflächlich triebgesteuert. Außerdem war die Situation ja nun nicht geeignet, um eine Affäre zu beginnen. Trotzdem freute sie sich, Klaus neben sich zu wissen.

Weil sie in den letzten Nächten nicht viel geschlafen hatten, waren alle ziemlich früh müde. Also zogen sie sich in die Schlafzimmer des Wohnungsbesitzers zurück, die keine Wünsche offenließen. Anna legte sich natürlich zu Ronja ins breite Bett, damit sie nicht allein war in dieser fremden

Umgebung. Glücklicherweise schlief Anna bald ein, mit einem leichten Lächeln Gesicht.

Trotz ihrer Müdigkeit lag Ronja noch ziemlich lange wach. Ihre Gedanken pendelten zwischen der schwierigen Situation und Klaus. Ihr war klar, dass dieses Penthouse ihnen nur vorübergehende Ruhe brachte. Irgendwann würden die Plünderer auch dieses Versteck aufbrechen. Aber immer wenn sie ihre Gedanken auf mögliche Pläne lenken wollte, schweiften sie ab in Richtung Klaus. Sie sah die liebevollen Augen vor sich, die lustig gelockten Haare, den freundlichen Mund, der sich zu einem Lächeln verzog, seine Hände, die er fast anmutig bewegte, wenn er sprach oder irgendetwas anfasste. Ob sie ihm auch gefiel?

Als Ersatz-Vater für Anna konnte sie sich ihn sehr gut vorstellen. Wahrscheinlich könnte man es auch eine ganze Weile mit ihm aushalten, ohne sich allzu sehr auf den Wecker zu gehen.

Was Nanni wohl gemeint hatte, als sie sagte "Ja, aber..."? Wahrscheinlich sowas wie: "Sonst verliebst du dich doch auch nicht so schnell." oder vielleicht: "Du kennst ihn doch erst so kurz.". Naja, das würde sie ihr bestimmt bald genug sagen. Wahrscheinlich war es einfach bedeutungslos.

Wie in einen romantischen Nebel gehüllt schlief Ronja irgendwann ein.

Am nächsten Morgen erwachten alle wunderbar ausgeschlafen, zumindest im Vergleich zu den Tagen davor. Diesmal standen auch keine Plünderer vor der Tür, um ihnen den Morgen zu vermiesen. Sogar die Sonne wagte sich hinter den Wolken hervor. Das einzige was den friedlichen Eindruck trübte, war der Gestank nach Feuer, der von dem immer noch brennenden Haus herüberzog. Selbst bei geschlossenen Fenstern konnte man dem Geruch kaum entgehen.

Keiner der Vier hatte Lust, sich aus dem Haus zu wagen, also blieben sie in ihrer Zuflucht und vertrieben sich die Zeit. Am Nachmittag wurde die Neugier aber stärker als das Bedürfnis sich ein zu igeln, allerdings nicht stark genug, um das Haus zu verlassen, denn vom Penthouse-Garten aus hatten sie einen hervorragenden Rundumblick auf die Stadt.

Die Nasen durch Tücher geschützt, standen sie an den Brüstung und sahen in allen Richtungen Rauch aufsteigen, manchmal schlugen sogar große Flammen hoch. Anscheinend brannte ein großer Teil von Berlin. Ob die Feuer wohl absichtlich gelegt worden waren, oder waren sie durch unsachgemäße Notkocher verursacht worden? Auf diese Frage wusste keiner eine Antwort. Inzwischen war der Rauch über der Stadt so dicht, dass er die Sonne verdunkelte.

Unten in den Straßen konnte man vereinzelt unheilvolle Menschengruppen umherziehen sehen. Ab und zu sah man Einzelne, die hastig über die Straßen

huschten, um sogleich wieder im Schatten der Häuser zu verschwinden. Der Anblick der Stadt war wirklich zum Fürchten, daher gingen sie bald wieder ins Innere des Penthouses.

Zurück auf den Sofas hätte Ronja sich am liebsten an die Schulter von Klaus gelehnt oder sogar richtig angekuschelt, denn der Anblick der Stadt hatte sie ziemlich verstört. So wie die anderen aussahen, ging es ihnen ähnlich wie Ronja. Nur Anna schien nicht die volle Tragweite der brennenden Stadt verstanden zu haben, aber den Rauch hatte auch sie als unangenehm empfunden. Glücklicherweise stand ihr Haus relativ weit weg von anderen Häusern, sodass ein Übergreifen der Brände nicht wahrscheinlich war. Dennoch war es sehr erschreckend, dass so viele Häuser brannten.

Nanni schlug eine Medizinstunde vor, um auf andere Gedanken zu kommen. Erleichtert griffen die anderen die Idee auf. Diesmal wollten sie sich mit dem Stoffwechsel beschäftigen, denn es konnte sehr nützlich sein, zu wissen, was mit dem Essen so passiert, wenn es erstmal runtergeschluckt ist. Um den weiten Weg des Essens besser erklären zu können, holte Klaus seinen Rucksack, in dem er einige medizinische Bücher mit sich rumschleppte.

Auf dem Rückweg zum Sofa stolperte er jedoch über eine Teppichfalte, sodass ihm der Rucksack aus der Hand rutschte und sich sein Inhalt über den Boden ergoss. Ganz oben auf all den Kleidern kam ein in Folie eingeschweißtes postkartengroßes Foto zu liegen. Das Foto stellte einen gutaussehenden braun-gebrannten Mann dar.

Klaus griff hastig nach dem Foto, verlangsamte dann aber seine Bewegung, als wäre ihm die Hast peinlich und lief rot an.

"Wer ist denn das?", fragte Anna frei heraus.

"Äh, das ist mein Liebster, mein Freund", erklärte Klaus nach einer kurzen Pause.

Ronja vergaß vor lauter Schreck das Luftholen. Sie starrte auf das Bild, als hätte sie nie zuvor ein Foto von einem Mann gesehen.

Nanni rettete die Situation, indem sie sagte: "Der sieht ja nett aus. Und wie braungebrannt er ist. Wo steckt er denn?"

"Ende August ist er nach Südafrika geflogen, weil er dort als Ingenieur einen gutbezahlten Auftrag hat. Ich vermisse ihn fürchterlich", antwortete Klaus.

Das brachte das Gespräch für eine Weile auf Südafrika und später widmeten sie sich wie geplant der Medizin. Ronja nutzte die Zeit des unverfänglichen Geplauders, um sich innerlich wieder zu fangen. Sie hoffte sehr, dass man ihr nichts angemerkt hatte. Nanni hatte es bestimmt bemerkt, schließlich wusste sie ja Bescheid, aber Anna und vor allem Klaus sollten es besser nicht mitkriegen,

was für einem sinnlosen Hirngespinnst sie nachgejagt war.

Später war sie dann auch recht froh, als alle ins Bett gingen, denn es fiel ihr schwer sich unbefangen am Gespräch zu beteiligen. Allerdings war keiner so richtig unbefangen, denn an allen nagten unterschwellig ständig die Sorgen um ihre bedrohliche Situation.

Als sie endlich allein im Bett lag und Anna fest schlief, konnte Ronja nicht verhindern, dass ihr die Tränen aus den Augen strömten. Nach kurzer Zeit war ihr ganzes Gesicht und das Kopfkissen durchweicht. Nicht nur, dass das Fehlen des romantischen Nebels die Schrecken der Katastrophe wieder schonungslos auf sie einstürmen ließ, stattdessen kam auch noch der ganze Schmerz hoch, den sie seit der Trennung von Annas Vater meistens sehr erfolgreich verdrängen konnte.

Wie hatte sie nur übersehen können, dass Klaus schwul war? Es gab doch immer wieder Hinweise darauf. Er konnte nicht pfeifen, überließ Nanni die Kampfscenen, seine anmutigen Hände und vor allem die fehlenden gierigen Blicke. Sie hatte nur darauf geachtet, dass er liebevoll war, sich um Anna kümmerte; alle anderen Anzeichen hatte sie völlig ignoriert.

Nach langer Zeit kam sie zu dem Schluss, dass sie froh sein konnte, dass es so früh ans Tageslicht gekommen war. Zumindest hatte es ihr einer superpeinliche Szene erspart, die bestimmt passiert wäre, wenn sie Klaus ihre Verliebtheit gestanden hätte.

Am nächsten Morgen war die Stimmung angespannt, was wahrscheinlich daran lag, dass das Tageslicht gelblich grau war, vor lauter Rauch. Außerdem konnte man dem Geruch des Rauches nicht mehr entgehen, denn er zog durch jede Ritze. Inwieweit sie selbst mit ihrem persönlichen Kummer zu der angespannten Stimmung beitrug, war Ronja nicht klar, denn auch ohne war die Lage düster genug.

Nach einer längeren Diskussion beschlossen sie, sich mal wieder auf die Straße zu wagen, um eventuell eine Alternative zum Penthouse zu finden. Denn obwohl ein Übergreifen der Flammen nicht zu befürchten war, konnte ihr Haus ja auch in Brand gesteckt werden und dann säßen sie hier in der Falle.

Sie schlossen die Türen zum Penthouse wieder sorgfältig hinter sich ab und stiegen die Treppe hinab. In den Gängen des Hauses konnten sie in manchen Stockwerken laute Stimmen hören, die so sehr rumkrakelten, wie sie es bisher von ihrem Haus nicht gewohnt waren. Wahrscheinlich hatten sich Plünderer hier eingenistet. Leise schlichen sie weiter nach unten und verließen das Haus so schnell wie möglich. Auf den Straßen war es zur Zeit glücklicherweise ruhig.

Als sie sich dem Einkaufszentrum näherten, hörten sie jemand rufen: "Klaus, Klaus bist du das?".

Drei martialisch aussehende Männer in Lederklamotten kamen eilig auf Klaus zu. Anna versteckte sich hinter Ronja, anscheinend waren ihr die Männer unheimlich.

Aber Klaus schien die Männer zu kennen, denn er begrüßte sie freundlich. "Was macht ihr denn hier?", fragte er die Ankömmlinge.

"Tja, wir haben dich gesucht und weil wir wussten, dass du hier in der Nähe wohnst, haben wir dich eben hier gesucht. Francesco geht es sehr schlecht. Du weißt schon. Ohne Doktor nippelt der uns bald ab. Nun ja, und da haben wir an dich gedacht. Du bist ja schon fast ein Doktor und kennst Francesco auch schon länger", erklärte einer der Männer.

"Francesco? Oh je, ist es schlimmer geworden? Und das ausgerechnet in dieser Situation. Ich komme mit euch und schau, was ich tun kann. Ein paar geeignete Mittel müsste ich sogar dabei haben. Vielleicht sollten wir aber noch in die Apotheke gehen. Da lagen vor ein paar Tagen noch recht viele brauchbare Spezialmedikamente rum. Könnt ihr mich vor irgendwelchen Plünderern schützen, die sich dort inzwischen rumtreiben?", sagte Klaus. Er wirkte ziemlich aufgeregt, anscheinend lag ihm dieser Francesco sehr am Herzen.

An die beiden Frauen gewandt sagte er: "Sorry, wenn ich euch hier allein lasse. Aber ich werde wohl dringend gebraucht. Wenn ich kann, werde ich wieder nach euch schauen. Ansonsten: Haltet die Ohren steif."

Zu Anna sagte er noch: "Tschüss meine Kleine. Bleib tapfer!"

Dann gesellte er sich zu den drei Männern, um mit ihnen ins Einkaufszentrum zu gehen.

Ronja und Nanni schauten sich ratlos an. Was sollten sie jetzt tun? Um sich selbst zu beweisen, dass sie auch gut ohne Klaus klarkamen, beschlossen sie, noch ein Stückchen weiterzugehen. Vielleicht gab es ja irgendwo einen Hoffnungsfunken für sie.

Die Straßen, durch die sie kamen, sahen aber noch schlimmer aus, als ihre eigene Wohngegend. Immer wieder mussten sie sich vor umherziehenden Plündererbanden verstecken. Darum gingen sie bald wieder zurück, denn in ihrem Haus hatten sie wenigstens überhaupt einen Platz zum verkriechen.

In ihrem Haus war ziemlich viel Unruhe, aber es gelang ihnen, unbeobachtet nach oben zu steigen. Als sie die schwere Stahltür hinter sich abgeschlossen hatten, seufzten alle drei erleichtert auf. Das Penthouse kam ihnen nach der Straße vor wie ein kleines Paradies.

Am nächsten Tag blieben sie den ganzen Tag im Penthouse, aber wohl fühl-

ten sie sich nicht. Der Himmel zog sich immer mehr zusammen und genauso schien ihnen ihre Situation sich immer mehr zusammenzubrauen. In der Nacht schrakten sie immer wieder aus dem Schlaf, weil es im Stockwerk unter ihnen laut polterte.

Weil sie sich in ihrem Haus nicht mehr sicher fühlten, wagten sie am nächsten Tag einen neuen Vorstoß in die Stadt. Diesmal gingen sie in eine andere Richtung. Überall stießen sie jedoch auf brennende Häuser, um die sich keiner kümmerte, zerstörte Autos, Bruchstücke von Möbelstücken und Elektrogeräten.

Auf einer breiten Straße tummelte sich auf der anderen Seite eine Plünderer-Gruppe. Sie waren anscheinend zur Zeit nicht auf Beute aus, denn sie standen einfach rum und einige kabbelten sich. Dennoch gingen Ronja und ihre Familie auf der anderen Straßenseite möglichst nah an den Häusern entlang, um so entfernt wie möglich von den Plünderern zu sein.

In der Ferne erschien ein Panzer, der sich mit hoher Geschwindigkeit näherte.

"Oh, das Militär. Ob die hier wieder Ordnung reinbringen werden?", hoffte Nanni.

"Wir werden sehen", antwortete Ronja.

Da war der Panzer auch schon ganz nahe. Sie konnten mehrere uniformierte Männer auf der Luke sitzen sehen.

Da plötzlich hoben die Männer ihre Waffen und schossen wahllos in die Plünderer-Gruppe. Etwas zupfte an Ronjas Arm und Nanni schrie auf.

Nanni fasste sich an die Wange, von der ein blutiges Rinnsal sickerte. Alle Farbe wich aus ihrem Gesicht.

"Du bist verletzt", rief Ronja aus. Sie nahm ihre Freundin am Ellenbogen und führte sie in einen nicht brennenden Hauseingang. Dort sank Nanni auf die Stufen und lehnte sich an die Haustür. Ronja kramte in ihrem Rucksack auf der Suche nach ihrem Medizintäschchen. Nach kurzer Zeit stellte sich heraus, dass Nanni nur einen Kratzer hatte. Auch das Bluten ließ schnell wieder nach.

Aber der Schreck saß tief. Ein Querschläger konnte es kaum gewesen sein, denn die Plünderer waren ja auf der anderen Straßenseite. Auch Ronja war fast getroffen worden, denn das leichte Zupfen, das sie verspürt hatte, hatte ihre gefütterte Jacke am Ärmel zerfetzt. Nur Anna hatte nichts abbekommen, denn sie hatte sich vernünftigerweise hinter Ronja versteckt, als das unheimliche große Fahrzeug näher gekommen war.

Die Soldaten hatten auf sie geschossen.

Der Panzer war schon längst über alle Berge als Ronja und Nanni diese Tatsache bewusst wurde. Was war denn nur mit der Armee los, wenn so etwas geschehen konnte?

Ein Blick über die Straße zeigte mindestens zehn Leute, die regungslos auf dem Boden lagen. Einige andere waren schon ein gutes Stück die Straße entlang gerannt und ein paar Nachzügler halfen welchen, die anscheinend verletzt waren und daher nur langsam fliehen konnten.

Auch Ronja hielt Flucht für eine gute Idee, auch wenn der Panzer inzwischen weit weg war. Also half sie Nanni auf, die inzwischen wieder etwas Farbe bekommen hatte, nahm sie und Anna bei der Hand und machte sich auf den Weg zurück zu ihrem Haus.

Als sie am Haus ankamen, schlugen Flammen aus den Fenstern im ersten Stock. Auch aus anderen Stockwerken konnte man Rauchquellen sehen.

Starr vor Entsetzen standen sie fassungslos vor dem Haus. Sie hatten zwar befürchtet, dass auch ihr Haus brennen könnte, aber an diesem Tag kam alles etwas zu heftig aufeinander.

Nach einer Weile setzten sie sich einfach auf die Weise neben dem Haus. Nanni verlor auf einmal ihre ganze Coolness und wurde von Schluchzern nur so durchgeschüttelt. Ronja nahm sie in den Arm und auch Anna legte ihre Arme um beide. Nach kurzer Zeit schluchzten alle drei.

In all ihrem Unglück merkten sie gar nicht, wie sich der Mann ihnen näherte, der sie vor ein paar Tagen gewarnt hatte. Erst als er sich laut räusperte und sie ansprach, blickten sie auf.

"Hallo, ihr seht so aus, als könntet ihr Hilfe gebrauchen", sagte er, nicht ohne einen humorvollen Unterton.

"Äh, ja. Ja, Hilfe könnten wir durchaus gebrauchen. Und Sie wollen uns nicht erschießen?", antwortete Ronja etwas zaghaft.

"Euch doch nicht. Ne, ich könnte euch für eine Weile ein Versteck zur Verfügung stellen", bot der Mann ihnen an. "Übrigens, ihr könnt mich Josh nennen."

Die drei Flüchtlinge nahmen das Angebot gerne an, denn sie hatten keinerlei Alternative. Sie folgten ihm ein paar hundert Meter und dann öffnete Josh einen Gully und ließ sie nach unten steigen. Es war richtig unheimlich, so in den Bauch der Stadt zu klettern. Außerdem waren sie sich nicht sicher, ob Josh ihnen wirklich wohl gesonnen war. Aber was blieb ihnen anderes übrig?

Nach einem langen Weg durch dunkle feuchte Gänge, die sich wie ein Labyrinth durch den Untergrund wanden, öffnete Josh eine kleine Tür. Dahinter war wieder ein endlos langer Gang, aber irgendwann erreichten sie einen kleinen Raum, in dem es sogar elektrisches Licht gab. Auf dem Boden lagen ein paar Matratzen, sogar Decken waren vorhanden. Eigentlich sah die Kammer aus wie eine Gefängnis, aber ihnen schien es wie eine heimelige Zuflucht.

Josh versorgte sie noch mit Nahrungsmitteln. Nach einer Weile brachte er ihnen sogar die Sachen, die sie vor ein paar Tagen im Keller versteckt hatten. Auf diese Weise konnten sie es sich ein wenig gemütlich machen. Ansonsten sagte Josh jedoch kaum was und ließ sich auch stundenlang nicht mehr blicken.

Ronja, Nanni und Anna waren so erschöpft, dass sie nicht lange nachgrübelten, sondern einfach eine Weile da saßen. Später aßen sie etwas und anschließend legten sie sich zu einem Schläfchen hin. Auch den nächsten Tag verbachten sie in der kleinen Kammer. Wenigstens mussten sie hier keine Angst vor Plünderern haben. Von Josh bekamen sie kaum etwas zu sehen.

Am nächsten Tag trug Josh ein elektronisches Gerät bei sich, als er sie besuchte. Ronja kam auf eine Idee.

"Ist das vielleicht ein Teil eines Funkgerätes", fragte sie.

"Ja, wie hast du das erkannt? Kennst du dich damit aus?", sagte Josh.

"Nein, ich nicht, aber meine Eltern. Die wollten in Fällen wie diesem ein Notfall-Internet per Funk aufbauen. Daher hab ich deren Experimente meine ganze Jugend über mitgekriegt", erklärte Ronja. "Nun frag ich mich, ob du mit deinem Funkgerät vielleicht dieses Funk-Internet erreichen kannst, falls meine Eltern es tatsächlich geschafft haben."

"Wir könnten es mal probieren. Erzähl mir am besten alles, was du von diesem Netz weißt und dann kannst du einen Text schreiben, den ich abschicke, falls ich was erreiche", bot Josh an.

Ronja erklärte alles so genau wie sie es wusste und schrieb eine eher kurze Notiz, die besagte, dass sie in Sicherheit seien. Dann verschwand Josh wieder, mit dem Notiz-Zettel in der Hand.

Ein paar Stunden später kam Josh wieder zu ihnen zurück und verkündete, dass er tatsächlich Erfolg gehabt hatte. Das Notfall-Internet fand er sehr interessant und die Nachricht hatte er verschickt.

Anlässlich der Kontaktaufnahme mit ihren Eltern ging Ronja das schöne Zuhause ihrer Eltern nicht mehr aus dem Kopf. Dort würde es jetzt bestimmt viel besser sein als in Berlin. Ob sie trotz drohendem Winter dorthin fliehen sollten? Quer durch ganz Deutschland?

Der Gedanke an eine Flucht zu ihren Eltern begleiteten Ronja bis in den Schlaf.

34 Ronja

Beim Aufwachen stach eine nackte Glühbirne in Ronjas Augen. Schlagartig fiel ihr ein, wo sie waren. Auch ihre Gedanken an eine Flucht zu ihren Eltern waren sofort wieder präsent. In den verschiedensten Variationen hatte sie die ganze Nacht davon geträumt.

Zu Fuß würden sie Monate brauchen, bis sie im äußersten Südwesten Deutschlands ankommen würden. Bis dahin war tiefster Winter. Das würde nicht funktionieren. Also versuchte sie, die Idee an eine Flucht wieder zu verdrängen, auch wenn es ihr schwer fiel.

Wie sollten sie hier in Berlin durch den Winter kommen? Wo sie doch schon in so wenigen Tagen fast alles verloren hatten. Sie konnten ja auch nicht den ganzen Winter in diesem Loch verbringen. Während sie noch am Grübeln war, wachten auch Anna und Nanni allmählich auf. Sie aßen jeder einen Müsliriegel und tranken Kaffee aus einer Thermoskanne, die Josh ihnen gebracht hatte.

Ganz von selbst kamen sie ins Gespräch über ihre Situation. Alle drei waren sich einig, dass sie am liebsten von hier verschwinden würden, aber das schien ihnen wie der Wunsch nach der Lotto-Million. Für ein weiteres Überleben in Berlin hatte keiner eine brauchbare Idee. Nachdem sie gesehen hatten, wie das Militär außer Kontrolle geraten war oder zumindest Teile davon, waren sie alles andere als zuversichtlich, was die Stadt über ihren Köpfen anging. Um sich die Zeit zu vertreiben, spielten sie ein paar Runden Skat, denn dabei konnte man sich so schön an den Karten festhalten, was noch besser ablenkte, als Englisch- oder Medizin-Stunden.

Irgendwann betrat Josh ihr Versteck. In der Hand hielt er ein Blatt Papier.

"Hier. Eure Eltern haben schon geantwortet", sagte er, als er Ronja das Papier hinhielt.

Im Gegensatz zu sonst setzte sich Josh zu ihnen auf die Matratze und nickte Ronja aufmunternd zu, was wohl heißen sollte, dass sie den Brief vorlesen sollte. Also las Ronja den anderen den Brief ihrer Eltern vor.

"Liebe Ronja, liebe Anna,

Eure Nachricht war eine Riesenfreude.

Dass ihr in Sicherheit seid, beruhigt uns enorm, denn bei dem was wir von Berlin gehört haben, waren wir in ständiger Sorge über euch.

Ob die Sicherheit für euch wohl von Dauer sein kann, oder ist sie nur vorübergehender Natur?

Schade, dass ihr soweit weg wohnt, sonst würden wir euch vorschlagen, hier her zu kommen. Wie ihr wisst, haben wir hier genügend Platz für euch und

auch für eure Freundin Nanni.

Lasst möglichst bald wieder von euch hören.

Seid ganz lieb umarmt von euren Eltern und Großeltern."

"Tja, es ist echt ein Kreuz, dass sie soweit weg wohnen. Vor allem, wo jetzt bald der Winter kommt", seufzte Ronja.

"Das bringt mich auf das Thema, das ich sowieso mit euch besprechen wollte", meldete Josh sich zu Wort. "Habt ihr euch schon Gedanken gemacht, wie es mit euch weitergehen soll?"

"Ja, klar", sagte Ronja. "Wir denken an kaum was anderes. Aber gute Lösungen sind uns leider noch nicht eingefallen. Jetzt wo unser Haus brennt, sind wir ziemlich ratlos. Und eine Flucht in den Schwarzwald würde einfach zu lange dauern. Bis dahin sind wir verhungert oder erfroren."

"Wenn ihr fliehen wollt, hätte ich vielleicht eine Möglichkeit für euch. Am Bahnhof wird gerade eine Diesellok flott gemacht, mit der die verbliebenen vernünftigen Militärs und Politiker einen Sonderzug nach Frankfurt schicken wollen. Natürlich dürfen da nur besonders wichtige Leute mitfahren. Aber eventuell könnte ich euch Diplomaten-Pässe organisieren", schlug Josh vor.

"Diplomaten-Pässe? Wie denn das?", fragte Nanni.

"Voraussetzung wäre, dass ihr etwas schweizerdeutsch sprechen könnt. Denn es wären Schweizer Diplomaten-Pässe. Sozusagen die Töchter und Enkelkind eines engen Beraters des Schweizer Botschafters. Das wäre wichtig genug, um euch einen Platz im Zug zu ermöglichen", erklärte Josh.

"Hm, richtigen Schweizer Dialekt kann ich nicht, aber ich bin im Alemannischen aufgewachsen und das ist recht ähnlich. Außerdem bemühen sich die meisten Schweizer, im Ausland dialektfrei zu sprechen, oder?", sagte Ronja.

"Das 'oder' klang schon recht brauchbar. Ich denke, damit kommen wir hin. Wie sieht es mit euch beiden anderen aus?", kam von Josh.

Nanni und Anna schüttelten den Kopf. Mit Schweizer Dialekt konnten sie nicht dienen.

"Na gut, bei der Kleinen kann das durchgehen. Sie kennt die Schweiz halt nicht, weil sie hier aufgewachsen ist. Aber für dich Nanni müssen wir uns was einfallen lassen. Zur Not musst du eben den Mund halten", stellte Josh fest. "Der Nachteil dieser Fahrt wäre natürlich, dass sie nur bis Frankfurt geht. Aber in Frankfurt ist es sehr viel friedlicher als hier, die Luden haben dort das Regime übernommen und machen das ganz ordentlich. Außerdem gibt es dort eine Kontaktperson, die eure Eltern aus ihrem Netz kennen. Ein gewisser CityGuy und der macht einen hilfsbereiten Eindruck. Vielleicht gibt es ja auch eine Möglichkeit für euch, von dort aus weiter zu kommen. Also, wollt ihr das

Abenteuer wagen?", fragte er.

"Ja", sagten alle drei wie aus einem Munde. Auch wenn die Situation in Frankfurt ungewiss war, war es auf jeden Fall gut aus Berlin wegzukommen.

"Ok, dann werd ich mich mal an die Arbeit machen", sagte Josh und verschwand.

"Wie aufregend", seufzte Nanni. "Ob ich das wohl mit dem Schweizer Dialekt hinkriege in der kurzen Zeit? Und ob wir von Frankfurt aus weiterkommen? Was bin ich froh, wenn wir hier wegkommen."

"Mir geht's ganz ähnlich. Ich kann es auch kaum noch abwarten", sagte Ronja. "Lasst uns einfach mal das typische Schweizer 'oder' üben. Das müsste für den Anfang schon reichen. Einen echten Schweizer wird es natürlich nicht beeindrucken, aber dann können wir ja sagen, wir seien hauptsächlich hier in Berlin aufgewachsen."

Also übten sie gemeinsam das Schweizer "oder" am Ende der Sätze, was zwar nicht besonders gut gelang, aber um Norddeutsche zu überzeugen würde es vielleicht reichen. Bei ihren Übungen kamen sie ins Gespräch über Josh. Anna fand ihn "irgendwie komisch, aber ganz nett, oder.". Ronja und Nanni wunderten sich sehr über seine Möglichkeiten in dieser Katastrophen-Situation. Er schien alles bewerkstelligen zu können. Aber wodurch war ihm das möglich? Irgendwie erinnerte Josh etwas an James Bond, wenn er auch nicht so aussah. Kampferfahrung hatte er bestimmt, das stand völlig außer Frage.

Nachdem das "oder" halbwegs klappte und auch das Geheimnis um Josh ausführlich durchdiskutiert war, verging der Tag quälend langsam, obwohl sie versuchten, ihn mit Kartenspielen, Geschichten und Lernen zu verkürzen.

Erst am späten Abend kam Josh wieder zu ihnen. Er warf ihnen drei Pässe auf den behelfsmäßigen Tisch und fragte: "Seid ihr bereit?"

"Ja, sind wir, wann geht es los?", antwortete Ronja.

"Morgen früh um neun fährt der Zug. Bis dahin müsst ihr euch eure neuen Persönlichkeiten noch einprägen", sagte Josh. "Also, ihr seid Schwestern und eine von euch hat eine Tochter. Eure Vornamen habe ich belassen, wie sie sind, damit ihr euch nicht so leicht verplappert. Euer Vater ist zusammen mit allen anderen Schweizer Diplomaten beim Sturm auf die Schweizer Botschaft angekommen. Das war vor drei Tagen. Es wäre also sinnvoll, wenn zumindest ihr beiden Erwachsenen etwas traurig wirken würdet. Ihr seid auf der Reise zu, was weiß ich, eurer Oma vielleicht, in der Schweiz. Diese Story braucht ihr nur, solange ihr im Zug seid. In Frankfurt wird dieser CityGuy euch abholen. Ach und noch was: Wundert euch nicht, wenn ihr beim Verlassen der Stadt Flüchtlingsströme in Richtung Stadt seht. Die Bewohner der gesamten

Umgebung versuchen sich nämlich nach Berlin durchzuschlagen, wo sie sich Hilfsmaßnahmen erhoffen. In den Vororten stoßen diese Flüchtlinge zur Zeit auf diejenigen, die aus der Innenstadt fliehen. Keine schöne Sache, wenn sie feststellen, dass beide Fluchtrichtungen nix taugen. In den Vororten möchte ich zur Zeit nicht gern leben. Euer Zug wird schwer bewacht sein, aber ein paar Störungen könnte es durchaus geben."

So eine lange Rede hatten sie noch nie von Josh gehört. Als er wieder gegangen war, schauten sich die Drei die neuen Pässe an. Ob sie wirklich genau wie echte Schweizer Pässe aussahen, konnten sie nicht beurteilen, aber sie wirkten sehr echt. Sie waren sogar etwas abgegriffen, als wären sie schon öfters benutzt worden. Im Innern sahen sie Fotos von sich, die ziemlich aktuell aussahen. Woher Josh die wohl genommen hatte? Sie erinnerten sich nicht daran, dass Josh sie fotografiert hatte. Sie machten sich noch mit dem Gedanken vertraut, für eine Weile Schweizer zu sein, legten sich aber bald schlafen, um am nächsten Tag gut ausgeruht zu sein.

Schon früh am Morgen weckte Josh sie auf und führte sie auf endlos scheidenden verschlungenen Wegen durch die Eingeweide der Stadt. Als sie schon kaum noch glaubten, jemals an ein Ziel zu kommen, kletterte Josh durch einen Schacht nach oben und öffnete den Gullydeckel. Er forderte sie auf, ihm nach zu klettern. Oben angekommen fanden sie sich in einer von Bauwagen geschützten Ecke neben dem Bahnhof wieder. Durch einen Nebeneingang betraten sie den Bahnhof. Dort wurden sie von einem Mann mit Klemmbrett in Empfang genommen, der ihre neuen Personalien überprüfte und ihre Namen auf seiner Liste abhakte.

In einer Wartehalle mussten sie noch eine halbe Stunde warten, bevor der Zug losfuhr. Die Halle füllte sich mit jeder Minute, sodass sie bald dichtgedrängt in der Menge standen. Endlich durften sie unter scharfer Bewachung durch den Bahnhof zum Zug gehen. Der Bahnhof war menschenleer, bis auf bewaffnete Männer, die an allen Ausgängen und Gleisen standen.

Der Zug entpuppte sich als alter Bummelzug. Die moderneren Exemplare waren wohl alle viel zu sehr mit Elektronik vollgestopft, um noch zu funktionieren. Irgendjemand behauptete, die Lok sei aus einem Eisenbahnmuseum geholt worden. Im hinteren Bereich des Zuges konnten sie die Lok zwar nicht sehen, aber das Gerücht mit dem Museum klang durchaus plausibel.

Ronja und ihre Familie fand einen Platz in der Mitte des Zuges. Da alle Sitzplätze voll eingeplant waren, setzte sich noch eine ältere Frau in ihre Vierer-Sitzgruppe. Als sich endlich alle niedergelassen hatten, war die Ungeduld der Reisenden so stark zu spüren, dass der Waggon fast vibrierte. Endlich ging

auch ein physikalisches Vibrieren durch den Zug und ganz langsam nahm er Fahrt auf.

Kaum hatten sie den Bahnhof hinter sich gelassen, hörten sie laute Rufe und Schüsse. Ein Blick aus dem Fenster zeigte viele Menschen, die versuchten, sich an den Zug zu hängen. Bewaffnete Männer waren damit beschäftigt, sie davon abzuhalten. Soweit Ronja es sehen konnte, schossen sie vorwiegend in die Luft, aber nach ihrer Erfahrung in der Innenstadt schloss sie Tote nicht aus.

Allein die Fahrt durch die Stadt dauerte eine gute Stunde. Seit sie richtig in Fahrt waren, gab es zwar kaum noch Leute, die versuchten, sich an den Zug zu hängen, denn dazu war er inzwischen zu schnell, aber die alte Diesellok schien Mühe zu haben, den langen Zug zu beschleunigen. Als sie die Stadt endlich hinter sich gelassen hatten, konnte man deutlich sehen, dass Josh Recht gehabt hatte, mit seiner Äußerung, dass viele Leute nach Berlin hinein flohen anstatt es fluchtartig zu verlassen. Die parallel verlaufenden Straßen waren voll mit Flüchtlingen, die schwer bepackt oder mit Handkarren unterwegs in Richtung Stadt waren. Ronja stellte sich die Situationen sehr merkwürdig vor, wenn sie im Bereich der Vorstädte auf die Flüchtenden in der anderen Richtung stoßen würden.

Als die vorbeieilende Landschaft allmählich eintönig wurde, wandte sich Anna vom Fenster ab und kam mit der älteren Dame an ihrer Seite ins Gespräch.

Mit ernsthafter Miene erzählte sie der Frau von ihrem Opi, der gestorben sei und dass sie deswegen sehr traurig sei. Sogar das typische "oder" baute sie an passenden Stellen am Ende ihrer Sätze ein und das "ch" krächzte sie hervor, als hätte sie es nie anders getan. Mit großen unschuldigen Augen erzählte sie dann, dass sie auf dem Weg zur Uroma in Zürich seien, dass sie die Uroma aber noch nie gesehen hätte.

Die ältere Frau erzählte, dass sie die Frau eines Staatssekretärs gewesen sei. Dieser sei beim Sturm auf das Regierungsviertel getötet worden und jetzt sei sie ganz allein. Sie hoffte, dass sie es bis Bonn schaffen würde, denn dort hätte sie jahrelang gelebt und in Bonn wäre es angeblich friedlicher als in Berlin. Bei der Erzählung von ihrem getöteten Mann liefen ihr Tränen über die Wangen, aber Anna munterte sie mit einem "Es wird alles gut." erfolgreich wieder auf. Wahrscheinlich war es der Frau etwas peinlich vor einem Kind zu weinen, das selbst so tapfer war.

Ronja staunte nicht schlecht darüber, wie ungerührt ihre Tochter lügen konnte. Freundlicher Weise könnte man es natürlich auch "schauspielern" nennen, aber dennoch war es fast ein wenig unheimlich. Die ältere Dame war ganz

entzückt von Anna und hätte ihr inzwischen wohl fast alles geglaubt.

Nach etwa zwei Stunden hielt der Zug plötzlich mit einem lauten Quietschen an. Die Passagiere wurden durcheinandergewirbelt und viele fielen ihrem Gegenüber auf den Schoss. Der Zug hielt noch immer, als sich die Passagiere wieder zurechtgesetzt hatten. Unruhe kam auf. Einer der Passagiere ging in den Nachbarwaggon, in der Hoffnung dort mehr zu erfahren. Kurz darauf kam er mit einem bewaffneten Mann zurück, der kurz verkündete, dass ein anderer Zug auf den Schienen stand und dass dieser erst entfernt werden müsste. Eine Stunde später ging es endlich wieder los, aber nur sehr langsam. Der Zug schlich fast im Schritttempo voran. Aus einem anderen Waggon kam das Gerücht, dass der Zug der Flüchtlinge jetzt den anderen Zug bis zu einer Weiche schieben würde. Dort würde er dann aus dem Weg geschoben werden, damit die Strecke wieder frei war. Irgendwann ging dann auch ein Ruck durch den Zug und er fuhr ein Stückchen rückwärts, bis er anschließend wieder Fahrt aufnahm.

Die Fahrt zog sich endlos lange hin. Bei dem Gedanken daran, dass sie sonst die ganze Strecke hätten laufen müssen, fand Ronja die Fahrt nicht mehr ganz so langsam. Ihre Sitznachbarin erzählte von einem Gerücht, dass ein einzelner Mann namens Josh den Zug flottgemacht hätte, um ihn den verbliebenen Ordnungshütern zur Verfügung zu stellen, als sich herausstellte, dass die Situation außer Kontrolle geriet. Anna erzählte natürlich sofort, dass sie auch einen Josh kannten. Dass dieser ihnen die Pässe besorgt hatte, verschwieg sie allerdings. Ronja war beeindruckt von der Durchtriebenheit ihrer Tochter, aber so ganz wohl war ihr nicht dabei. Schließlich sollte man seine Kinder ja nicht zur Unehrllichkeit erziehen und Anna schien es richtig zu genießen, mit ihrer Tarngeschichte zu jonglieren.

Gegen Abend kuschelte sich Anna auf dem Schoß ihrer Sitznachbarin zusammen und schlief ein. Die ältere Dame schien es mehr zu genießen, als dass es sie störte. Vielleicht lenkte es sie auch ein wenig vom Tod ihres Mannes ab, so ein warmes kleines Mädchen auf dem Schoss liegen zu haben. Die ganze Nacht über rollte der Zug durch die Dunkelheit. Zweimal hielt er noch an, fuhr aber ohne Zwischenfälle wieder weiter.

Als der Morgen graute, erreichten sie endlich Frankfurt. Rauchsäulen, wie in Berlin, waren keine zu sehen. Auch sonst wirkte die Stadt im Vorbeifahren wie bei den früheren Malen, als Ronja durch Frankfurt gefahren war.

Schließlich standen sie ziemlich verloren in der Bahnhofshalle und schauten sich um. Diesen CityGuy kannten sie ja gar nicht; ob er wohl wirklich kommen würde? Endlich kam ein junger Mann eilig auf sie zu.

"Seid ihr Ronja, Nanni und Anna?", fragte er die Drei. Als diese nickten, fuhr er fort: "Ich bin CityGuy, zumindest im Netz heiße ich so. Ein gewisser Josh hat euch angekündigt."

"Ja, der hat uns in Berlin geholfen", erklärte Nanni.

"Kommt erstmal mit, ich bring euch wohin, wo ihr euch von der Fahrt erholen könnt. Es ist nicht weit", schlug CityGuy vor.

Dem Vorschlag folgten sie gerne und so verließen sie den Bahnhof in Richtung Kaiserstraße. Auf der Kaiserstraße herrschte viel Betrieb; es sah aus wie ein Flohmarkt auf dem alle Arten von Waren angeboten werden. Der Duft von frischen Brezeln stieg den Reisenden verlockend in die Nase. CityGuy bemerkte das und hielt an, um allen dreien eine noch warme Brezel zu kaufen.

Ronja kannte dieses Viertel als Rotlichtviertel, das allmählich in ein Bankenviertel übergang, aber so wie an diesem Tag hatte es noch nie ausgesehen. Zwar prangten immer noch erotische Embleme über vielen Hauseingängen, einige der Verkäuferinnen an den Ständen waren für die Jahreszeit auch ziemlich leicht bekleidet, aber ansonsten hatte die Gegend ihren Rotlichtcharakter völlig verloren. Nach dem brennenden Berlin erschien den Flüchtlingen dieser ehemalige Schandfleck von Frankfurt wie eine Oase der Zivilisation. Aus einem Lautsprecher ertönte sogar Musik. Auf Ronjas fragenden Blick antwortete CityGuy kurz "Autobatterien". Obwohl die Musik nicht unbedingt Ronjas Lieblingsstilrichtung entsprach, konnte sie nicht anders, als beim Weitergehen mit zu wippen. Auch den anderen beiden schien die Musik gutzutun, Anna hüpfte sogar ausgelassen auf und ab.

Bald führte CityGuy sie in ein Haus, das durch zwei verschränkte Herzen geziert wurde. Anstelle eines Puffs erwartete sie jedoch ein gemütlich aussehendes Bistro. CityGuy brachte sie zu einem Tisch in der Nähe des Treppens und setzte sich zu ihnen. Auf einen Wink hin kam ein junges Mädchen zu ihnen, um ihre Wünsche zu erfragen. Auf Ronja wirkte dieses Mädchen überhaupt nicht wie eine Frau, die jemals in einem Puff gearbeitet hatte. Wenn sie je einen unschuldigen Blick gesehen hatte, dann hatte ihn dieses Mädchen. Zwar sehr unschuldig, aber keineswegs dumm, sondern eher wach und aufmerksam. Ihre fast goldblonden Haare ließen sie fast wie einen Engel wirken, aber einen Engel, der mit beiden Beinen fest auf dem Boden stand. Wahrscheinlich wusste dieses Mädchen, was es wollte.

Nachdem das Mädchen ihre Bestellungen aufgenommen hatte, schenkte sie CityGuy ein besonders freundliches Lächeln, das dieser sofort erwiderte. Dabei verwandelte sich sein bisher eher unauffälliges Gesicht in das Gesicht eines schönen Mannes mit leuchtenden Augen.

"Das ist Maria", sagte er, als würde das alles erklären.

Maria brachte ihnen nach kurzer Zeit ein üppiges Frühstück, dass selbst in normalen Zeiten beeindruckt hätte. Anna machte sich ans Vertilgen der Leckereien, als sei es das Normalste der Welt, dass es hier in Frankfurt solchen Luxus gab. Ronja dachte sich, dass das eigentlich auch nur logisch war, denn sie waren schließlich geflohen, um wieder in eine bessere Gegend zu kommen. Natürlich war Ronja klar, dass Frankfurt von den Anschlägen genauso betroffen war wie Berlin. Aber irgend etwas war hier anders gelaufen. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass die Zuhälter in Frankfurt dafür verantwortlich waren, dass hier das Leben weiterging. Aber es schien fast so.

Während des Essens bestürmten sie CityGuy mit Fragen, um sich ein besseres Bild von den Geschehnissen in Frankfurt zu machen. Er erzählte ihnen, wie er aus seinem umkämpften Stadtteil hier her gefunden hatte.

"Und dann habe ich hier tatsächlich ein Internet-Cafe aufgebaut. Sogar einen extra Raum habe ich dafür. Wir haben schon etliche Kontakte herstellen können. Dass das Ganze auf dem Netz eurer Eltern beruht, wisst ihr bestimmt", erzählte er. "Wie ist es denn euch ergangen?"

Abwechselnd erzählten die drei Flüchtlinge ihre Geschichte vom Verstecken in Berlin und der bequemen Flucht mit dem Zug. Sie erzählten auch, wie Josh ihnen die Flucht ermöglicht hatte.

"Ja, dieser Josh scheint ein interessanter Mensch zu sein. Er ist bisher die einzige Verbindung nach Berlin, die wir überhaupt herstellen konnten. Aus dem Radio hört man manchmal Horror-Nachrichten aus Berlin. Ihr scheint noch verhältnismäßig glimpflich davongekommen zu sein. Was ist denn das für ein Typ dieser Josh?", fragte CityGuy.

"Keine Ahnung, um ehrlich zu sein. Der hatte wohl eine Wohnung in unserem Haus, die er ziemlich gut ausgestattet hatte. Irgendwann warnte er uns vor Plünderern und riet zum Packen eines Fluchtgepäckes. Das mit den Plünderern bewahrheitete sich dann ja auch, was uns in die Flucht trieb, bis Josh uns in der Kanalisation versteckte. Geredet hat er nie viel. Wir haben uns auch kaum getraut, genauer nachzufragen, denn er hatte irgendwie was Unnahbares. Er wirkte, als hätte er alles im Griff, zumindest alles, was er im Griff haben wollte. Aber wie er das tat, blieb uns völlig schleierhaft", versuchte Nanni, das Phänomen Josh genauer zu beschreiben.

"Hm, interessante Leute lernt man so kennen, in diesen Zeiten. Da fällt mir ein: Ich sollte mal nach meinem Netz-Server schauen und eure Eltern informieren, dass ihr gut angekommen seid. Soll ich ihnen was Spezielles ausrichten?", sagte CityGuy.

Ronja dachte kurz nach, dann antwortete sie: "Schreib einfach erstmal liebe Grüße und dass wir gut angekommen sind. Später können wir ja vielleicht noch mehr schreiben, oder?"

"Ja klar, wir sind inzwischen ständig online. Ich geh dann mal kurz. Maria kann euch euer Zimmer zeigen", sagte CityGuy und ging in einen Nebenraum.

Maria brachte sie kurz darauf in ein großzügiges Zimmer mit Doppelbett. Zwei Männer trugen ein zusätzliches kleines Bett in den Raum, das offensichtlich für Anna gedacht war.

Nachdem sie es sich bequem gemacht hatten, blieb Maria noch eine Weile bei ihnen. Anscheinend freute sie sich über den Besuch aus einer anderen Welt und wollte auch gern erfahren, was in Berlin vor sich ging.

Nanni war auch neugierig, was es mit Maria auf sich hatte, also fragte sie im Verlauf des Gesprächs: "Was hat ein Mädchen wie dich eigentlich in einen Laden wie diesen getrieben?"

"Oh, das ist einfach. Der Chef von all diesem hier ist mein Vater. Bisher lag ich ständig im Streit mit ihm, weil mir dieses Rotlichtgeschäft nicht gefallen hat. Immer habe ich mir gewünscht, dass er sich ändert und auf ehrliche Weise sein Geld verdient. Sogar gebetet habe ich dafür. Aber dass dann so eine Katastrophe kommen muss, damit er sich ändert, habe ich nicht gewollt. Und eigentlich hat er sich auch gar nicht wirklich geändert, aber seit der Katastrophe verdient er sein Geld auf ehrlichere Weise als jemals zuvor, seit ich mich erinnern kann. Ohne ihn und seine Geschäftspartner wäre es hier vielleicht genauso schlimm wie in Berlin, wer weiß?", erzählte Maria.

"Das erklärt so einiges", sagte Nanni und lächelte Maria an.

Sie unterhielten sich noch eine ganze Weile über die Unterschiede zwischen Berlin und Frankfurt, bis CityGuy irgendwann wiederkam und Grüße von Ronjas Eltern brachte.

"Hast du vielleicht auch eine Idee, wie es weitergehen kann mit uns?", fragte Ronja.

"Ja, eventuell schon. Euer Josh hat mir geschrieben, dass er da vielleicht eine Weiterfahrt für euch auftreiben kann. Aber Genaueres weiß er frühestens morgen", antwortete CityGuy. Das war wirklich eine gute Nachricht.

Nach einem ausgiebigen Mittagsschlaf um den verpassten Schlaf der letzten Nacht nachzuholen, verbrachten sie den Nachmittag mit einem ausgiebigen Bummel über den Flohmarkt und verbrachten eine wunderbare Nacht in ihren sicheren Betten.

35 Ronja

Als Ronja und ihre Familie am nächsten Tag beim Frühstück saßen, begrüßte CityGuy sie mit einer Nachricht von Josh. Am nächsten Morgen würde ein Zug fahren, der sie bis nach Karlsruhe bringen würde.

"Leider fährt er nicht bis zu euren Eltern weiter. Sein Ziel ist München, denn das ist sozusagen das gelobte Land innerhalb Deutschlands. Da hat so ein Typ namens Ulli die Organisation in die Hand genommen und seitdem funktioniert dort vieles wieder. Sogar fließend Wasser haben die wieder in einigen Stadtteilen. Oh, da fällt mir ein, dieser Ulli ist ja euer Bruder", erzählte CityGuy.

"Sieh mal einer an, der kleine Ulli. Wie er das wohl hingekriegt hat? Sonst ist er doch so schüchtern", staunte Ronja.

"Außerdem habe ich hier noch eine Adressliste aller Netz-Teilnehmer, die auf eurer Strecke wohnen. Am besten schreibst du sie dir dezent in ein Adressbuch, denn so als Liste sollte es nicht im potentiellen Feindesland kursieren", CityGuy hielt Ronja ein Blatt Papier hin, das sie gerne entgegen nahm.

"Wenn du willst, kannst du übrigens heute Vormittag mit deiner Mutter chatten. Sie wollte sich extra freinehmen, um Zeit für ein Schwätzchen zu haben", bot CityGuy an.

"Oh ja, das mach ich gerne", nahm Ronja das Angebot an.

Nanni wollte den Tag lieber damit verbringen, durch die Stadt zu streifen, um das Flohmarktfeeling zu genießen. Anna blieb lieber in der Nähe ihrer Mutter, hatte sich aber gleich nach dem Frühstück in ein Gespräch mit Maria vertieft. Sie war hinter den Tresen gegangen und lernte gerade das fachgerechte Belegen von Baguettes. Dass es hier sogar Baguettes gab, erstaunte Ronja nicht schlecht. Aber schließlich gab es ja auch frische Brötchen.

Der Chat mit ihrer Mutter machte Ronja viel Spaß. Das Tippen ging zwar langsamer als ein wirkliches Gespräch, aber dennoch tat es gut, die ganze Geschichte einem vertrauten Menschen zu erzählen. Jetzt wo sie der größten Gefahr entkommen waren, traute Ronja sich auch, die schrecklichen Seiten ihrer Zeit in Berlin zu erzählen, wo sie vorher nur gewagt hatte, zu erwähnen, dass sie in Sicherheit waren. Ihre Mutter war natürlich entsetzt und Ronja konnte sich lebhaft vorstellen, wie erstere immer wieder die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Auf der anderen Seite war ihre Mutter aber auch voll des Lobes darüber, wie sie sich durchgeschlagen hatten. Nach dem Chatgespräch stöberte Ronja noch ausgiebig in der Survival-Datenbank des Netzes. Sie staunte, was ihre Eltern da zusammen mit ihren Netzfreunden angesammelt hatten. Erst jetzt konnte sie das skurrile Hobby ihrer Eltern richtig würdigen.

Gegen Abend kam Nanni zurück von ihrem Stadtrundgang. Ihre Wangen leuchteten gut durchblutet und ihre Augen glänzten, als sie Ronja von den kleinen Erlebnissen auf dem großen Flohmarkt erzählte. Auch Maria und CityGuy gesellten sich zu einem gemütlichen Abendgespräch zu ihnen. Im Verlauf des Gespräches konnte man deutlich spüren, wie sehr Maria und CityGuy einander zugetan waren. Immer mal wieder schien die Welt um sie herum zu verschwinden, aber sie waren sich dessen anscheinend noch gar nicht so recht bewusst.

Als Ronja und Nanni im Bett lagen und Anna eingeschlafen war, sagte Nanni: "Du Ronja, ich glaub, ich muss was mit dir besprechen."

"Nur raus damit, wo drückt der Schuh?", forderte Ronja sie auf.

"Wenn ich mir vorstelle, dass ich auf dem Land im Schwarzwald leben soll, ist mir gar nicht so recht wohl bei der Idee. Im Vergleich zu Berlin ist das natürlich eine wunderbare Alternative, aber wahrscheinlich würde es mir dort gehen, wie einem Fisch auf dem Trockenen. Und hier, hier fühle ich mich wohl wie ein Fisch im Wasser. Ich hab sogar schon drei Jobangebote bekommen, einfach so ohne nachzufragen. Die Leute gefallen mir, das Leben pulsiert. Aber natürlich möchte ich euch auf der Weiterreise nicht allein lassen", sagte Nanni.

"Hm, die Fahrt würde ich natürlich schon gerne mit dir machen, da gibt es gar keinen Zweifel. Aber wenn du dann auf dem Land versauerst, ist der Preis für die Gesellschaft einfach zu hoch. Dass du dich hier wohlfühlst, kann ich gut nachvollziehen. Selbst ich habe kurz damit geliebäugelt, denn inzwischen bin ich ja auch ein Stadtmensch geworden. Aber ich werd mich wahrscheinlich wohler fühlen, wenn ich mit Anna auf dem Land in Sicherheit bin. Bleib du ruhig hier", antwortete Ronja.

"Meinst du wirklich? Ich fühl mich ganz mies bei der Vorstellung, euch alleine fahren zu lassen", kam von Nanni.

"Ja, meine ich wirklich. Du brauchst dich auch nicht mies fühlen; so ein bisschen Zugfahrt ist ja nun wirklich kein Problem. Und für das letzte Stück habe ich ja einen Haufen Adressen. Und wer weiß, dem Josh würde ich durchaus zutrauen, dass er uns noch einen Zug organisiert", bestärkte Ronja Nanni in ihrem Entschluss.

"Hach, ich werd euch vermissen", seufzte Nanni.

"Ja, ich werd dich auch vermissen. Aber ich glaube, es ist besser so. Ich fühle auch, dass du irgendwie hierher gehörst", sagte Ronja.

Sie unterhielten sich noch bis tief in die Nacht, wie um schon mal auf Vorrat zu reden. Immerhin hatten sie die letzten Jahre zusammengelebt, fast wie ein Ehepaar, zumindest was das Alltagsleben anging.

Am nächsten Morgen fiel der Abschied schwer. Am schlimmsten war natür-

lich der Abschied von Nanni, aber auch sonst hatten Ronja und Anna sich in Frankfurt so wohl gefühlt, dass sie auch gerne noch eine Weile geblieben wären. Nanni und CityGuy brachten sie zum Bahnhof, wo das Prozedere recht ähnlich war, wie bei der Abfahrt aus Berlin. Im Unterschied dazu gab es hier aber viele Verwandte und Freunde, die die Reisenden zum Zug brachten. Sogar ein kleiner Stand mit Reiseproviant hatte extra für dieses Ereignis aufgemacht. Ronja und Anna waren aber bestens mit Proviant versorgt, denn Maria hatte sie für mehrere Tage mit Essen ausgestattet. Da sie noch nicht wussten, wie sie von Karlsruhe aus weiterkommen würden, war das bestimmt eine sinnvolle Maßnahme.

Immerhin würde vielleicht jemand von den Netz-Teilnehmern kommen, um sie abzuholen. Das war aber noch nicht sicher, denn er wohnte in einem Vorort von Karlsruhe und in Karlsruhe waren die Verhältnisse nicht so günstig wie in Frankfurt. Zur Not würden sie aber auch von einer speziellen Flüchtlings-Kommission empfangen werden, aber dann müssten sie ihr Schweizer Diplomaten-Spiel weiter aufrecht erhalten.

Ronja und Anna sahen Nanni noch lange am Bahnsteig stehen und winken, als sie langsam aus dem Bahnhof hinausfuhren. Die Fahrt war ähnlich wie die Fahrt von Berlin nach Frankfurt. Es fühlte sich inzwischen fast so an, wie eine ganz normale Reise zu den Großeltern, nur das der Zug etwas langsamer war, als Züge, die man normalerweise für so eine weite Reise benutzt.

Kurz hinter Darmstadt wurde der Zug erst deutlich langsamer und blieb dann stehen. Diese Zwischenhalts kannte Ronja ja schon von ihrer letzten Fahrt, daher war sie nicht besonders beunruhigt. Diesmal dauerte es jedoch ziemlich lange und in der Wartezeit sah man auch einige Männer fluchend an ihrem Waggon vorbeigehen. Ronja und Anna saßen bei dieser Fahrt in einem der vorderen Waggonen, daher waren sie der Lok ziemlich nahe. Immer wieder gingen Männer schimpfend zur Lok oder kamen von dort zurück. Die meisten trugen Gegenstände, die teilweise aussahen wie Werkzeugkästen. Ein paar Mal hörte man auch Geräusche, wie lautes Hämmern.

Endlich ging es wieder weiter. Alle Reisenden atmeten erleichtert auf und widmeten sich dann wieder ihren Beschäftigungen.

Doch die Freude währte nicht lange. Denn schon nach wenigen Kilometern wurde der Zug wieder langsamer, beschleunigte noch ein paar Mal, um dann immer wieder langsamer zu werden, bis er schließlich ganz zum Stehen kam. Wieder hörte man fluchende Männer und Hammerschläge.

Nach etwa einer Stunde Wartezeit kam ein Mann in ihren Waggon und gab bekannt, dass die Lok kaputt sei. Die Techniker würden versuchen, am näch-

sten Tag ein Ersatzteil zu bekommen. Die Passagiere dürften die Zeit über im Zug warten.

Große Unruhe brach unter den Passagieren aus. Ronja überlegte. Wenn es am nächsten Tag tatsächlich ein Ersatzteil geben würde, wäre es wohl sinnvoll solange zu warten und dann mit dem Zug weiter zu fahren. Aber was wäre, wenn es kein Ersatzteil gab? Der Mann, der die Ansage gemacht hatte, hatte keine große Zuversicht ausgestrahlt. Ronja entschied sich, erstmal bei den Technikern der Lokomotive nachzufragen, wie diese die Lage einschätzten. Sie holte ihre Rucksäcke aus der Gepäckablage und verließ mit Anna an der Hand den Zug. Bei der Lokomotive befanden sich schon andere Passagiere, die heftig mit den Technikern diskutierten. Den Gesprächen konnte sie entnehmen, dass sich die Techniker weder sicher waren, am nächsten Tag ein Ersatzteil zu bekommen, noch dass die Lokomotive mit dem Ersatzteil problemlos bis nach Karlsruhe fahren könnte.

Weil Ronja keine Lust hatte, womöglich viele Tage im Zug zu warten, nur um dann doch nicht weiter zu kommen, entschied sie sich, die Weiterreise zu Fuß zu wagen. Glücklicherweise hatte CityGuy ihr noch Karten mit auf den Weg gegeben, daher hatten sie gute Chancen, den Weg zu finden.

Sie faltete die passende Karte auseinander und betrachtete sie gründlich. Jetzt waren sie zwischen Bensheim und Heppenheim. Im Prinzip müssten sie immer nur an den Bergen entlang gehen, dann würden sie irgendwann bei ihren Eltern ankommen. Aber der Weg dorthin war sehr weit. Vielleicht würden sie unterwegs ja streckenweise Mitfahrgelegenheiten bekommen, falls Fahrzeuge unterwegs waren.

Auch andere Reisende hatten anscheinend die Idee, sich zu Fuß auf den Weg zu machen. So waren sie schließlich zu zwanzigst unterwegs. Die Wanderung in der Gruppe hatte den Vorteil, dass sie sicherer waren, falls sie zwielichtigen Gesellen begegnen sollten.

Die Orte versuchten sie zu umgehen oder zumindest auf Nebenstraßen zu durchlaufen, denn man konnte nie wissen, was in den Städten vor sich ging. In Laudenbach wurden sie am Ortseingang von Männern aufgehalten, die mit Heugabeln dort Wache hielten. Als sie erklärten, dass sie den Ort nur passieren wollten, um weiter zu wandern, wurden sie gut bewacht durchgelassen.

Kurz vor Sulzbach wurde es dunkel. Als sie an einer großen Scheune vorbeikamen, hatte einer der Mitwanderer die Idee, dort die Nacht zu verbringen. Drei besonders seriös wirkende Wanderer gingen zum Bauernhof und baten um Erlaubnis. Der Bauer gab ihnen zwar die Erlaubnis, kassierte aber von jedem, der übernachtete wollte zwanzig Euro. Soviel Geld für ein Nachtlager im Heu

war zwar ziemlich unverschämt, aber die meisten zahlten ohne zu murren. Da ihre Mitreisenden zum großen Teil echte Angehörige von wichtigen Persönlichkeiten waren, hatten sie auch genug Geld dabei. Auch Ronja konnte den Betrag für sich und Anna noch problemlos bezahlen. In der ganzen Zeit in Berlin hatte sie schließlich keine Gelegenheit gehabt, Geld auszugeben und ein paar hundert Euro hatte sie immer in bar zuhause gelagert; zumindest das hatte sie von ihren Eltern übernommen.

Anna fand das Lager im Heu sehr lustig. Mit ihrer guten Laune konnte sie auch ein paar der anderen Wanderer anstecken. Leider hatte Anna dicke Blasen an den Füßen. Glücklicherweise hatten sie Pflaster dabei, um sie zu überkleben. Auch viele der Mitreisenden brauchten dringend Pflaster, weil sie große Blasen hatten. Dank der Apotheke, in die sie mehrmals gegangen waren, hatte sie mehrere Packungen Pflaster dabei, sodass sie es verantworten konnte, eine ganze Packung her zu schenken. Leider waren damit noch nicht alle Blasen versorgt, aber ein paar einzelne Pflaster kamen auch von anderen Mitreisenden.

Das Essen musste noch nicht im großen Stil geteilt werden, denn die meisten hatten ausreichend Proviant dabei, um wenigstens an diesem Abend noch etwas zu haben. Vom Wandern waren alle müde, sodass sie bald einschliefen.

Am nächsten Morgen ging es wieder raus auf die Straße. Den meisten taten alle Knochen weh, weil sie es nicht gewöhnt waren, größere Strecken zu laufen. Dabei waren die bequemsten Mitreisenden ja sowieso im Zug geblieben. Ronja hatte Glück, denn in ihrem Beruf war sie sowieso ständig auf den Beinen und im Laufe eines Arbeitstages kamen etliche Kilometer zusammen. Jetzt hatte sie sogar bequeme Sportschuhe an; da war das Gehen das reinste Vergnügen. Auch Anna war überraschend gut zu Fuß, wenn man von den Blasen absah.

Gegen Mittag kamen sie durch Leutershausen. Da viele der Mitreisenden nichts mehr zu essen hatten, versuchten sie im Ort etwas zu essen zu bekommen. Das erwies sich als ziemlich schwierig, denn die Bewohner des Ortes hatten entweder selbst nicht genug oder schickten sie barsch davon. Mehrere der eher freundlichen Bewohner warnten sie davor, nach Heidelberg zu gehen, denn dort wäre es gefährlich. Eine ältere Frau erbarmte sich schließlich der hungrigen Reisenden und verkaufte ihnen altbackenes Brot zu einem Wucherpreis. Sie entschuldigte sich zwar für den Preis mit der Begründung, dass alles rapide teurer werden würde, auch für sie. Auch sie warnte vor Heidelberg.

Da die Gefahr in Heidelberg zumindest aus der Sicht der Ortsbewohner groß schien, beschlossen die Wanderer, Heidelberg zu umgehen. Ronja holte ihre Karte hervor, um einen geeigneten Weg zu finden. Bei Ladenburg gab es einen Übergang über den Neckar. Der Weg dorthin war gar nicht weit. Also zogen sie

in Richtung Ladenburg.

Ladenburg selbst war erstaunlich ruhig, auf den Straßen war niemand zu sehen. Das war den Wanderern aber ganz recht, denn sie wollten sowieso nicht gern aufgehalten werden. Kurz hinter Ladenburg ging es scharf nach rechts um eine Kurve zur Neckarbrücke.

Die ersten Wanderer wollten gerade die Brücke betreten, als aus dem Hinterhalt eine Gruppe bewaffneter Männer auf sie einstürzte und die ganze Gruppe umzingelte. Den grimmigen Mienen traute sich keiner der Wanderer zu widersetzen. Sie wurden von der Straße weg zu einem Lager getrieben.

Alle mussten ihr Gepäck abliefern. Das Gepäck wurde vor ihren Augen ausgepackt und der Inhalt auf unterschiedliche Haufen geworfen. Wenige Sachen wurden den Inhabern zurückgegeben. Die meisten gingen in den Besitz der Wegelagerer über. Der Mann, der Annas Rucksack auseinander nahm, schien sich darüber zu ärgern, einen Kinderrucksack erwischt zu haben. Den Kinderschlafsack schmiss er ihr vor der Füße; für sowas hatte er wohl keine Verwendung. Dann zerrte er Annas Lieblingstедdy hervor, wobei er ihm fast einen Arm abbriss. Völlig erbost über den nutzlosen Inhalt des Rucksacks ließ er seine Wut an dem Teddy aus und vollendete, was er vorher fast aus Versehen getan hätte. Vor den Augen von Anna zerriss er den Teddy in viele kleine Teile. Die Füllung streute er Anna abschließend über den Kopf. Fassungslos hatte Anna diesen Meuchelmord an ihrem Teddy verfolgt. Als sie verstand, was geschehen war, brach sie in Tränen aus und vergrub sich in Ronjas Schutz.

Auch Ronja war fassungslos über diesen sinnlosen Akt der Gewalt. Sie wollte gerade protestieren, da hielt ihr der Übeltäter seine Waffe an den Kopf und starrte sie grimmig an. Also schluckte sie ihre Äußerung runter und konzentrierte sich stattdessen lieber darauf, ihre Tochter zu trösten.

Nach der systematischen Beraubung wurden alle Wanderer in eine Art Gehege ohne Dach gesperrt. Zu allem Unglück hatte es auch noch angefangen zu regnen. Als es dunkel wurde, standen oder saßen sie im Matsch und versuchten sich gegenseitig zu wärmen. Ronja einziger Trost war, dass Anna wenigstens ihren Schlafsack noch hatte.

Ob sie wohl doch besser in Frankfurt geblieben wären? Das ließ sich leider nicht mehr ändern. Ob sie wohl noch heim zu ihren Eltern finden würden? Oder würden sie hier elendiglich versauern?

36 Ulli

Die Befreiung der Häuserblocks erwies sich als einfacher als zuvor gedacht. Die meisten der vermeintlichen Plünderer, die sich in den Häusern festgesetzt hatten, hätte man eher als traurige Flüchtlinge bezeichnen können. Sie waren richtig erleichtert, als endlich jemand kam, der sagte, wo es lang geht. Die größte Schwierigkeit bestand darin, genügend Wasser und Essen herbeizuschaffen, um die hungrigen Hausinsassen zu versorgen.

Einige der Leute, die sie in den Häusern fanden, waren so geschwächt, dass sie sofort ins Lazarett gefahren werden mussten. Ein sehr großer Anteil der Hausinsassen saß sogar in der eigenen Wohnung und wartete darauf, dass die Zeiten sich wieder bessern.

Als sich herumsprach, dass die Straßen nach und nach befreit werden, glich der Einzug der Soldaten einem Triumphzug. Statt Waffen brauchten sie jede Menge Gulaschkanonen. Nach kurzer Zeit kamen ihnen die Bewohner der Häuser schon entgegen, wenn sie eine neue Straße in Angriff nahmen.

Der innere Bereich der Stadt war nach wenigen Tagen "befriedet", bis auf wenige Widerstandsnester, wo sich echte Plünderer in Einkaufszentren verschanzt hatten. Diese Nester wurden zunächst von außen bewacht, damit keiner der Plünderer in der Stadt sein Unwesen treiben konnte. Da die Soldaten kein unnötiges Blutbad anrichten wollten und die Plünderer im Innern der Einkaufszentren scharf schossen, wenn man versuchte, sie aus den Gebäuden zu holen, blieb den Soldaten nichts anderes übrig, als draußen zu warten, bis die Plünderer die Lust verloren, in ihren Löchern zu hocken. Bei der ersten Plünderergruppe hatte schon ein Tag Warten gereicht, dann kamen sie freiwillig raus, weil ihnen Zigaretten und Alkoholika ausgegangen waren. Die meisten hatten einen argen Kater und waren erleichtert, als sie in ein bewachtes Zeltlager nahe einer Kaserne gebracht wurden.

Im Englischen Garten wurden etliche Tote gefunden. Einige waren an Unterkühlung gestorben, andere hingegen durch bewaffnete Auseinandersetzungen. Die Soldaten fanden auch eine größere Anzahl von schlecht versteckten Zelten in Tarnfarben, bestückt mit Handwaffen aller Art und teilweise zerfetzten Notfallrationen. Viele der mutmaßlichen Zeltbesitzer lagen ermordet bei ihren Zelten, andere wurden lebendig, aber völlig verstört im Unterholz gefunden. Bis zur Klärung der Vorgänge wurden sie in ein extra Zelt im Plünderer-Lager gebracht.

Ein neues Problem stellten die Flüchtlingsströme dar, die aus dem Umland in die Stadt kamen. In aller Eile mussten Auffanglager an den Haupt-Ortseingän-

gen aufgebaut werden, damit die Flüchtlinge gar nicht erst orientierungslos durch die Stadt streifen mussten.

Die ursprünglichen Bewohner des Lagers auf der Wiesen konnten zwar nach und nach wieder in ihre Wohnungen ziehen, aber dennoch musste das Lager wegen der externen Flüchtlinge weiter ausgebaut werden. Material zum Aufbau von Zelten wurde inzwischen sehr knapp, wie fast alle Materialien, daher entschlossen sich die Leiter der Lageraufbau-Abteilung, die Ulli gegründet hatte, lieber gleich Holzhäuser zu bauen, die man im Winter eher heizen konnte als Zelte.

Auf der Theresienwiese war also rege Bautätigkeit im Gange. Die Neuankömmlinge hatten das Prinzip der freiwilligen Arbeit wie selbstverständlich aufgegriffen und ersetzten die ausfallenden Helfer, die wieder in ihren Wohnungen lebten. Auch in den Häuserblocks war das Prinzip der freiwilligen Mithilfe übernommen worden, denn es gab viel zu tun, um das Leben einigermaßen erträglich zu machen und die meisten Arbeitsplätze waren sowieso außer Funktion.

Ulli war viel unterwegs, um sich ein Bild von der Situation zu machen. Da das Zeltlager inzwischen auch ohne ihn reibungslos funktionierte, er aber an vielen anderen Stellen gebraucht wurde, hatte er ein Büro in der Stetten-Kaserne mit Notebook und Funkanschluss bezogen. Dort traf er Leute zum persönlichen Gespräch, hielt Konferenzen ab, aber vor allem war er damit beschäftigt, anhand der eingehenden Informationen ständig neue Entscheidungen zu treffen. Die Neuorganisation der Stadt war ein logistischer Albtraum.

Problematisch war immer wieder die Organisation von genügend Nahrungsmitteln für alle Stadtbewohner. Alle Lager, in denen Nahrungsmittel aufbewahrt wurden, mussten überprüft werden und sofern die Besitzer zu ermitteln waren, Verhandlungen über den Preis geführt werden. Leider war die Art der vorhandenen Vorräte nicht sehr vielfältig, sodass sich die Köche in den Gemeinschaftsküchen viel einfallen lassen mussten, um ein ausgewogenes Essen anbieten zu können. Auf der Suche nach Nahrungsmitteln waren auch Trupps im Umland unterwegs, die die Landwirte abklapperten. Leider waren die Ernten schon weitgehend vorher verkauft worden und von den Resten musste die Landbevölkerung durchgefüttert werden. Daher war die Ausbeute dieser Einkaufszüge geringer als erhofft.

Wenn er daran dachte, wie reibungslos die Verteilung der Nahrungsmittel sonst geschah, gewann Ulli eine ordentliche Portion Respekt vor den Logistikern. Natürlich war der Verteilungsprozess im Laufe der Zeit herangewachsen und jetzt musste alles aus dem Boden gestampft werden, aber normalerweise

gehörten auch noch Gemüse, Obst und frische Milchprodukte zum Sortiment. Das versuchte Ulli gar nicht erst. Glücklicherweise hatten sich bei den freiwilligen Helfern auch einige Profis im Bereich Lagerhaltung und Transport eingefunden. Das half enorm, vor allem konnte Ulli mithilfe dieser Leute Kontakte zu den Lagerbesitzern knüpfen.

Anstelle eines Handys, um all die vielen Leute anzurufen, mit denen er Kontakt aufnehmen wollte, standen Ulli zehn Boten zur Verfügung, die den ganzen Tag mit Botschaften durch die Stadt flitzten. Ulli fühlte sich wie der Manager einer großen altmodischen Firma. Eigentlich war er ja viel zu jung und unerfahren für so eine komplexe Aufgabe, aber irgendwie gelang es ihm sehr gut, das Gesamtbild der Situation im Kopf zu haben und schnelle passende Entscheidungen zu treffen.

Der Bürgermeister von München war inzwischen auch aufgetaucht. Bei seinem Erscheinen hatte Ulli zunächst erwartet, dass dieser die Hauptorganisation übernehmen würde, aber der Bürgermeister war von der chaotischen Situation ziemlich überfordert, weil sie so völlig anders war, als die Stadt, die er gewöhnt war. Er arbeitete zwar offiziell wieder als Bürgermeister, beschäftigte sich aber eher mit den Fragen, die keine schnellen Entscheidungen erforderten. Ulli war jedoch ziemlich erleichtert, jemanden in der Nähe zu wissen, der sich mit den ganzen Details einer Stadtverwaltung auskannte, außerdem fühlten sich viele der Leute, die auf großen Lagervorräten saßen, sehr geehrt, wenn sie einen persönlichen Termin beim Bürgermeister bekamen. Nach diesen Besuchen waren sie meistens mehr als willig, ihre Lager für das Wohl der Stadt München zu öffnen.

Mit den Vorratslagern, die sie inzwischen in München verfügbar gemacht hatten, würden die Stadtbewohner zwar wenige Wochen auskommen können, aber Ulli war klar, dass er genügend Nahrung bis zum nächsten Sommer würde organisieren müssen. Irgendwo würden die Nahrungsmittel doch sein, die im Winter gegessen werden sollten. Mal wieder ärgerte er sich, dass er sowenig darüber wusste, wie der Weg der Nahrungsmittel normalerweise war. Auch im verfügbaren Informationsmaterial ließ sich nicht viel finden. Am brauchbarsten waren noch die Telefonbücher. Die Leiter von Supermärkten hatten überhaupt keine Ahnung woher die üblichen Lieferungen wirklich kamen und die Zwischenlager waren längst verbraucht oder verplant. Die Konzernleitungen waren natürlich nicht zu erreichen, weil sie sich irgendwo weit weg befanden und wahrscheinlich um ihr eigenes Überleben kämpften.

Ein großer Nahrungsmittelproduzent in der Nähe war jedoch fast allen bekannt: Die Molkerei Weihenstephan bei Freising. Der Bürgermeister wies

bedauernd darauf hin, dass diese Großmolkerei leider Ende des letzten Jahrtausends von der Stadt München verkauft worden war. Sonst wäre es ein leichtes gewesen, die Kooperation der Molkerei einzufordern. Stattdessen mussten sie sich jetzt einfallen lassen, was sie den Weihenstephanern anbieten konnten, damit diese Milch an München liefern würden.

Eine Abordnung wichtiger Organisatoren sollte nach Freising fahren, um in Verhandlungen mit der Molkerei zu treten. Außer Ulli und dem Bürgermeister war auch ein Vorstandsmitglied der Münchner Sparkasse dabei, um finanzielle Zusagen machen zu können. Der Bankvorstand war am Tag zuvor in seiner Villa "gerettet" worden. Jetzt war er sichtlich erleichtert, das tun zu können, womit er sich auskannte, anstatt rund um die Uhr seine Familie beruhigen zu müssen, die voller Angst vor Plünderungen in der Villa festgesessen hatte. Für die Organisation der Stadt war dieser Mann ein Segen, denn so konnten die verschiedenen Aktionen auch finanziell abgesichert werden.

Die Fahrt nach Freising wurde zu einem kleinen gesellschaftlichen Ereignis, denn es war zugleich die erste offizielle Fahrt der Diesellok, die Tom Ngori und sein Team zum Laufen gebracht hatten. Mithilfe dieser Lok sollte fortan ein regelmäßiger Zugverkehr zwischen München und Freising aufgenommen werden. Geplant war eine Fahrt alle zwei Stunden. Nachts sollten vor allem Güter transportiert werden und tagsüber vorwiegend Menschen.

Für Ulli war Tom Ngori sowieso der größte Held der Rettung Münchens. Er hatte nicht nur die erste Wasserversorgung wieder in Gang gebracht, sondern auch noch die deutschen Ingenieure in die Geheimnisse seiner Improvisierkunst eingeweiht. Anschließend konnten die Deutschen alleine weitermachen und Tom Ngori wendete sich anderen technischen Problemen zu. Im Laufe der Tage hatten sich auch immer mehr von seinen Landsleuten eingefunden, die fast genauso findig waren wie Tom, wenn es darum ging, einem kaputten Gerät wieder Leben einzuhauchen. Mit vereinten Kräften reparierten und unterrichteten sie, sodass an allen Ecken improvisierte Generatoren, Fahrzeuge und andere Maschinen wie Pilze aus dem Boden schossen. Ohne die Hilfe von Toms Team wären die meisten Bemühungen von Ulli zum kläglichen Scheitern verdammt gewesen.

Der Bahnhof war mit einigen roten Bändern geschmückt, was zwar bei weitem nicht mit den prunkvollen Dekorationen der Normalzeit mithalten konnte, aber angesichts der Krisensituation richtig feierlich wirkte. Sogar eine Kapelle stand bereit und schmetterte fröhlich einen Marsch, als der Bürgermeister zusammen mit Ulli und anderen Würdenträgern den Bahnhof betrat. Selbst Oberleutnant Wunsmann war zu diesem feierlichen Ereignis gekommen. Der

Bürgermeister durchschnitt das obligatorische Band, woraufhin die Motoren der Diesellok angelassen wurden. Die ganzen geladenen Gäste nahmen in den Waggonen des Zuges Platz, um die Jungfernfahrt mitzuerleben. Diese allererste Fahrt ging aber nur bis zum Bahnhof Laim, wo der Zug wendete und wieder zurück fuhr. Die meisten Gäste stiegen wieder aus, um auf festem Boden weiter zu feiern oder sich wieder ihrer Arbeit zu widmen. Nur Ullis Gruppe, einige Techniker und Soldaten zum Schutz fuhren wieder los, um nach Freising zu kommen. Auf diese Weise konnte ein feierlicher Akt zur Hebung der Allgemeinstimmung mit einem ernsthaften Auftrag kombiniert werden.

In Freising angekommen wurden sie schon von einem militärischen Vortrupp begrüßt, der die Situation in Freising gesichert hatte, damit die Münchner Würdenträger ungefährdet bis zu ihrem Ziel kommen konnten. Auf mehrere Jeeps verteilt fuhren sie zuerst zur Molkerei. Dort erwartete sie ein älterer Mann in Begleitung eines jungen Soldaten.

"Gut, dass Sie kommen. Und Sie wollen jetzt wieder Ordnung in das Ganze bringen?", kam der Mann gleich zum Thema, nachdem sie drinnen an einem großen Tisch Platz genommen hatten.

"Ja, genau, das haben wir vor. Sind Sie hier der Geschäftsführer?", Ulli war sehr froh, dass der Bürgermeister das Wort ergriffen hatte, denn der Molkereimann war ein echtes bayrisches Urgestein und da passte ein würdiger Bürgermeister als Haupt-Gesprächspartner bestimmt am besten (wir lesen hier die deutsche Übersetzung der Dialoge).

"Ach die sind alle fortgerannt, die neuen Chefs, die sie uns vor die Nase gesetzt haben. Ich bin der letzte Abteilungsleiter, der hier die Stellung hält. Mir liegt die Molkerei halt am Herzen; schließlich war ich schon vorher da, bevor Ihr in München uns verkauft habt", der alte Groll war dem Mann noch deutlich anzumerken.

"Ja, das tut mir auch unendlich leid", beeilte sich der Bürgermeister zu sagen. "Der Verkauf ihrer Molkerei war vor meiner Zeit, aber soviel ich weiß, blieb der Stadt damals nichts anderes übrig. Wir wollen jetzt neue Vereinbarungen mit Ihnen treffen, die der aktuellen Situation entsprechen."

"Schon gut", grummelte der Mann. "Was wollen Sie und was bieten Sie?"

"Gut gefragt. Kurze Antwort: Wir wollen Milchprodukte für unsere Bevölkerung und wir bieten Geld, Technik, Sicherheit und Leute", sagte der Bürgermeister. "Doch zunächst mal wüssten wir gerne, wie bei Ihnen die Lage ist, um uns ein Bild von den Möglichkeiten und Schwierigkeiten machen zu können."

"Hier funktioniert natürlich nichts, was mit Elektronik zu tun hat. Wir haben

noch ein paar alte Kessel, die wir mit Feuer betreiben können, aber damit schaffen wir natürlich keine großen Mengen. Einige Bauern aus der Umgebung liefern regelmäßig Milch hier ab, denn sie haben funktionierende Traktoren oder Benze und kleine Milch-Anhänger. Die Bewohner von Freising und Umgebung können wir damit halbwegs versorgen, aber nur mit ungekochter Rohmilch, die schnell verdirbt. Nur einen kleinen Teil der Milch können wir verarbeiten. Ich weiß, ich weiß, das verstößt gegen tausend Vorschriften, wenn wir hier unbehandelte Rohmilch ausgeben, aber bevor die Leute verhungern, verstoße ich lieber gegen Verordnungen. Außerdem habe ich einen Blick für anständige Milch, schließlich arbeite ich seit bald fünfzig Jahren mit Milch. Wir geben den Leuten nur anständige Milch", berichtete der Milchspezialist.

Er fuhr fort: "Das viel größere Problem sind jedoch die Bauern, die keine Möglichkeit haben, ihre Milch bei uns abzuliefern, weil es ihnen an Fahrzeugen mangelt. Außerdem gibt es enorme Probleme mit dem Melken, denn die ganzen Melkmaschinen sind ausgefallen. Ganz wenige Bauern haben noch alte Melkanlagen im Keller gehabt und außerdem Notstromaggregate. Die sind jetzt fein raus, aber mehr als fünf bis zehn Kühe können die auch nicht versorgen. Die anderen Bauern sind rund um die Uhr am Melken, ein Großteil der Dorfbevölkerung ist beim Melken eingespannt und etliche leiden jetzt schon unter Sehnenscheiden-Entzündungen. Außerdem gibt es Probleme mit dem Winterfutter. Einen Teil haben die Bauern schon gelagert, aber das Kraftfutter wird nicht reichen und wegen des Getreides gibt es Streit mit den Menschen, die es selbst essen wollen. Dann kommt noch hinzu, dass wir zu unseren Bauern im Alpenvorland bisher keinerlei Kontakt haben. Wie Sie sehen, liegt also einiges im Argen."

Der Bürgermeister nickte wohlwollend, sagte: "Hm, ja", und gab das Wort mit einem Nicken an Ulli weiter. Damit hatte Ulli gerechnet, denn das war seine Aufgabe bei dieser und ähnlichen Begegnungen, dass er in Sekunden-schnelle brauchbare Lösungsideen liefern sollte.

"Ok, das sind eine Menge komplexer Schwierigkeiten. Wir könnten das folgendermaßen lösen: Aus unserem Technik-Team stellen wir Ihnen einige Leute zur Verfügung, die schon in München wahre Wunder bei der Reparatur von Maschinen vollbracht haben. Diese Leute können den Handwerkern hier in der Gegend zeigen, wie man das bei zerstörter Elektronik am schnellsten hinkriegt. Damit könnte man einen Teil ihrer Molkerei-Gerätschaften instandsetzen, außerdem Fahrzeuge für den Milchtransport und einfachere Melkmaschinen-Modelle.

Für das weiterhin bestehende Handmelkproblem könnten wir Ihnen Freiwill-

lige aus der Stadt schicken, vorausgesetzt, sie bekämen vor Ort Kost und Logis frei.

Mit dem Winterfutter müssen wir in den nächsten Wochen schauen, wie viel verfügbar gemacht werden kann. Wahrscheinlich werden die Bauern um einige Schlachtungen nicht herumkommen. Dazu müssen dann gesonderte Vereinbarungen getroffen werden, denn die Bevölkerung in München kann auch Fleisch sehr gut gebrauchen.

Im Alpenvorland wollten wir uns sowieso demnächst verstärkt umsehen. Da könnten wir einen Ihrer Mitarbeiter gebrauchen, der dann Kontakt zu Ihren Bauern herstellt. Außerdem lässt sich möglicherweise eine Funkanlage hier bei Ihnen einrichten, mit der sie an ein allgemeines Informationsnetz angeschlossen wären. So das wär's erstmal als Grobvorschlag", beendete Ulli seine Vorschlagsserie.

Mit den Vorschlägen waren alle Beteiligten fürs Erste einverstanden. Die Details sollten dann mit den jeweiligen Fachleuten besprochen werden.

Als nächste Station war ein Besuch der landwirtschaftlichen Universität geplant. Die verbliebenen Professoren freuten sich darüber, dass sich jemand speziell um sie kümmerte. Die Studenten waren alle unterwegs, um bei Bauern in der Umgebung oder auf ihren elterlichen Höfen bei der vielen Arbeit zu helfen. Dadurch wirkte der Campus fast wie ausgestorben.

Schon nach kurzem Gespräch wurde Ulli klar, dass er endlich auf den langvermissten Wissens-Fundus zum Thema Nahrung gestoßen war. Er erfuhr, dass die anstehende Maisernte die Bauern vor große Personalprobleme stellen würde und versprach Freiwillige aus der Stadt. Außerdem erfuhr er genau, wo Nahrungsmittel-Vorräte zu finden waren und an wen man sich für welche Fragen wenden konnte.

Die größte Überraschung aber bot ein Plan zur Notversorgung ganz Bayerns mit den vorhandenen Vorräten und Produktionsmöglichkeiten, den die Wissenschaftler zusammen ausgetüfelt hatten. Eine Erweiterung des Plans sah sogar die teilweise Mitversorgung anderer Bundesländer vor. Die Problemstellen des Planes, die bisher die Ausführung verhindert hatten, deckten sich hervorragend mit den Möglichkeiten, die Ulli aus München mitgebracht hatte. Ulli bat einen der mitgefahrenen Techniker, ob er gleich hierbleiben würde, um anzufangen, den Plan in die Tat umzusetzen, was dieser gerne in Angriff nahm.

Auf der Fahrt zurück ging es Ulli nicht mehr aus dem Kopf, dass sich die Organisation des Lagers und anschließend der Stadt München so schnell auf die Umgebung und sogar ganz Bayern ausgedehnt hatte. Ihm war das eigentlich mehr als eine Nummer zu groß, aber da er den Plan der Weihenstephaner gese-

hen hatte und wusste, wie man ihn umsetzen konnte, gab es für ihn eigentlich keine Wahl.

Das Beste an Ullis neuem Arbeitsplatz in der Stetten-Kaserne war natürlich, dass er Sarah dadurch jeden Tag sehen konnte. Tagsüber trafen sie sich bei den Mahlzeiten in der Kantine und auch an den meisten Abenden schafften sie es, sich zu einem Gespräch zu treffen.

So trafen sie sich natürlich auch am Abend nach Ullis Fahrt nach Freising. Sarah lauschte aufmerksam seinem Bericht, vor allem der Plan der Landwirtschafts-Wissenschaftler schien sie zu faszinieren. Ulli erzählte ihr auch davon, dass er Angst hatte, die Sache könnte ihm über den Kopf wachsen.

"Wie könnte es dir über den Kopf wachsen? Im Prinzip ist es für deine Arbeit doch fast egal, ob davon Tausende, Hunderttausende oder Millionen betroffen sind. Auch Tausende wären schon zu viel gewesen, wenn du die Arbeit ganz allein hättest tun müssen. Irgendwie wirkst du wie ein Katalysator, der Menschen und ihre Aufgabe zusammenbringt", sagte Sarah.

"Ja, aber wenn ich falsche Vorschläge mache?", war Ulli immer noch besorgt.

"Du hast doch immer Fachleute um dich, die die letztendlichen Entscheidungen treffen. Und in einer Situation wie dieser ist es vielleicht sogar manchmal besser etwas Falsches als gar nichts zu tun", sagte Sarah sehr überzeugend. Dabei gab sie ihm einen kühnen Kuss auf den Mund.

Ulli war erst ganz verwirrt, dann hoch erfreut und schließlich leicht verlegen, weil er spürte, dass er rot anlief. Soweit waren sie bisher noch nicht gegangen. Es war zwar nur ein kurzer Kuss gewesen, aber immerhin auf den Mund.

An diesem Abend ging Ulli mit einem sehr warmen Gefühl im Bauch in sein Bett. Sarah schien ihn wirklich zu mögen. Wenn er nur nicht so schüchtern wäre.

Von seinem Arbeitsplatz aus hatte Ulli inzwischen Zugriff auf zwei verschiedene Netze. Da war einmal das Netz seiner Eltern und deren Freunde. Das wurde intern nur noch das "zivile Netz" genannt. Zum anderen gab es inzwischen auch schon ein militärisches Netz, das nach dem gleichen Prinzip arbeitete, aber andere Frequenzen benutzte. Innerhalb von Süddeutschland funktionierte es schon ziemlich gut.

Ulli besprach gerade mit dem Bürgermeister die weitere Vorgehensweise bei der Vorratsbeschaffung, als eine Eilmeldung aus dem zivilen Netz auf seinem Bildschirm erschien. Sie kam von einem gewissen Josh aus Berlin. Irgendwo hatte er schon mal von einem Josh gehört, aber er wusste nicht mehr wo. Die Meldung besagte, dass eine Räuberbande an einem Neckarübergang bei Laden-

burg unschuldige Flüchtlinge gefangen nehmen und ausrauben würde.

Von den militärischen Operationen in der Umgebung kannte Ulli es schon, dass kriminelle Banden gemeldet und anschließend bekämpft wurden. In so großer Entfernung war dies jedoch neu. Außerdem kam die Meldung ja aus dem zivilen Netz. Ulli überprüfte, ob das militärische Netz vergleichbare Meldungen hatte. Da dies nicht der Fall war, druckte er sich die Meldung von Josh aus und ging damit in den Funkraum.

Die dort anwesenden Funker wunderten sich nicht, dass das Heidelberger Militär bisher noch keine eigene Meldung erstattet hatte, denn diese hatten alle Hände voll zu tun, um in Heidelberg gegen das Chaos anzukämpfen. Also entschlossen sich Ulli und die Funker, den Soldaten in Heidelberg eine Meldung zu schicken, um Licht ins Dunkel zu bringen.

Die Heidelberger antworteten recht schnell. Sie waren ganz erstaunt über die Nachricht, denn kurz zuvor hatten sie auch von einem Unbekannten einen Hinweis bekommen. Die Herkunft der Meldung konnten sie nicht nachvollziehen, bis auf die Tatsache, dass sie von keinem bekannten Militärstützpunkt kam. Die Heidelberger Soldaten entschlossen sich, einen Trupp auszuschicken, um sich die Situation an der Ladenburger Neckarbrücke anzuschauen.

Etwa sechs Stunden später erhielt Ulli die Nachricht, dass die Soldaten tatsächlich eine Räuberbande und über hundert Gefangene entdeckt hatten. Die Räuber waren gefangen genommen und die Gefangenen waren versorgt worden, sodass sie am nächsten Tag weiterziehen konnten.

Nach diesem Ereignis kam es öfter vor, dass Ulli Rettungseinsätze im gesamten süddeutschen Bereich koordinierte.

Als Ulli mal wieder zu später Stunde in seinem Zimmer saß und darüber nachgrübelte, warum er bloß so schüchtern war, wenn es um schöne Frauen ging, fiel sein Blick auf seinen Kompass. Wie sehr sich sein Leben verändert hatte, seit er ihn so kühn zurückgekauft hatte. In dem Moment war er alles andere als schüchtern gewesen, sondern hatte ganz frech sein EPA zu Höchstpreisen verhökert, nur um den Kompass wieder zu bekommen. Sogar eine Uhr und ein Armband hatte er damals dazubekommen. Das Armband. Ja, das Armband könnte er Sarah schenken, um ihr zu zeigen, wie viel sie ihm bedeutete. Das würde bestimmt einen Teil seiner Schüchternheit ausgleichen.

Also suchte er das rot leuchtende Korallenarmband aus einer seiner Schubladen heraus und betrachtete es gründlich. Ob es Sarah wohl gefallen würde? Bestimmt wäre es ein schöner Farbkontrast zu ihrer warmen Hautfarbe.

Bis zum nächsten Abend war Ulli voller Unruhe, denn er wollte Sarah das Armband nicht einfach zwischen Tür und Angel schenken, sondern zu einem

möglichst passenden Moment und der schien ihm am ehesten abends. In einem der Sekretärinnen-Büros hatte er eine hübsche kleine Schachtel ergattert, die gerade groß genug für das Armband war. Endlich war es Abend und Ulli saß mit Sarah in der Kantine bei einem Gespräch.

"Hier hab ich was für dich", sagte er, nachdem er die Schachtel aus seiner Tasche gekramt hatte und überreichte Sarah das Geschenk.

"Oh, was für eine Überraschung. Ich habe doch gar nicht Geburtstag", sagte Sarah während sie das Geschenk annahm und die Schachtel öffnete. "Wie schön! Woher wusstest du, dass ich Korallen besonders liebe?", rief sie aus.

Sie warf sich in Ullis Arme, um ihn lange zu umarmen und zu küssen.

37 Fritz

Schon am Gartenzaun wurde Fritz vom Hund der Familie Ganter begrüßt. Sonst saß dieser meistens in der warmen Küche, weil er schon hochbetagt war, aber an diesem Tag bewachte er anscheinend das Haus. Frau Ganter kam auch sogleich an die Tür und rief den Hund zu sich, bevor sie Fritz freundlich willkommen hieß.

Der Hund trottete folgsam ins Innere des Hauses und machte es sich sogleich auf einem Flickenteppich in der Nähe des Ofens gemütlich. Vom Aussehen her wirkte er richtig gefährlich, denn als Schäferhund-Wolfshund-Mischling hatte er beachtliche Ausmaße, vom Wesen her war er aber freundlich wie ein Schoßhund, wenn auch sehr aufmerksam. Da Herr Ganter unterwegs war, hatte Frau Ganter ihn als Wächter nach draußen geschickt.

Als Frau Ganter erzählte, dass ihr Mann gerade die Dorfjugend trainierte, musste Fritz an seine eigene Kindheit denken, als er von Herrn Ganter das Jagden gelernt hatte. Das brachte ihn zum Schmunzeln. Weil er sowieso eine weitere Ausspährunde im Gefangenenlager unternehmen wollte, und der Übungsplatz auf dem Weg lag, entschied sich Fritz zu einem kurzen Besuch der Trainingsgruppe.

Als er ankam, standen gerade alle Jugendlichen wie angewurzelt auf einer Stelle, einige davon ziemlich verrenkt. Dann hörte man es klatschen und sofort liefen die Jugendlichen los bis es wieder klatschte, was sie wieder einfrieren ließ. Fritz gefiel, was der alte Herr Ganter mit den Jugendlichen übte. Bei dieser Übung wurden gleich mehrere Fähigkeiten geschult. Herr Ganter winkte Fritz freundlich zu und machte ihm mit Gesten klar, dass sie später bei ihm

zuhaus reden könnten. Anscheinend wollte er die Jugendlichen nicht aus der Konzentration bringen.

Fritz zog weiter in Richtung Vorstadt, um das Gefangenenlager weiter auszukundschaften. Die Anzahl der Gefangenen hatte seit dem Vortag stark zugenommen. Am inneren Rand der Zäune lagen einige übel zugerichtete Leichen. Die Männer wurden wieder gezwungen, Wehrübungen abzuhalten und die Frauen als Druckmittel schikaniert.

Bei der Beobachtung der patrouillierenden Wachposten fiel Fritz auf, dass sie immer wieder an einem Ende ihrer Runde hinter einem Busch außer Sicht gerieten, bevor sie wendeten und in die andere Richtung marschierten.

In einem günstigen Moment huschte Fritz zu dem Gebüsch, denn es interessierte ihn, was sich darin verbarg. Doch er hatte die Geschwindigkeit unterschätzt, mit der der nächste Wachposten das Gebüsch erreichen würde.

Plötzlich starrte er in ein fremdes Gesicht. Der fremde Mann hatte seinen Blick jedoch auf etwas anderes geheftet, darum entdeckte er Fritz nicht sofort, obwohl sich zwischen ihnen nur ein knapper Meter Gebüsch befand. Fritz hielt die Luft an und rührte sich nicht. Der Wachposten holte umständlich eine Flasche Schnaps aus dem Gebüsch und trank einen Schluck. Anschließend versteckte er die Flasche wieder, um sich wieder auf den Weg zu machen.

Sobald der Wachposten das Gebüsch verlassen hatte, schlich Fritz so schnell wie möglich aus der Gefahrenzone. Als er sich sicher war, weit genug weg zu sein, setzte er sich auf einen Stein und atmete tief durch. Das war ja gerade noch mal gut gegangen. In Zukunft würde er besser aufpassen müssen. Schließlich nützte er niemandem, wenn er auch gefangen genommen würde.

Nachdem er eine Weile über den Vorfall nachgedacht hatte, wurde Fritz klar, dass diese Unsitte der Wachposten eine gute Chance für die Befreiung der Gefangenen bot. Wenn alle Wachposten den ganzen Tag über schluckweise Schnaps tranken, konnten die Befreier den Schnaps mit Schlafmittel versetzen und die Wachposten dadurch außer Gefecht setzen. Blieben nur noch die ganzen anderen Gangster. Fritz beschloss solange wie möglich das Geschehen zu beobachten.

Als es langsam dunkelte, sammelten sich die heimkehrenden Bandenmitglieder wie zuvor in der Kneipe. Wieder wurden sie am Eingang entwaffnet. Wieder schlich Fritz sich im Schutz der Dunkelheit zur Rückwand der Kneipe, in der Hoffnung etwas sehen zu können. Diesmal ließ ein anderer Vorhang einen Spalt offen, doch leider konnte Fritz kaum etwas erkennen an dieser Stelle. Stattdessen untersuchte er das Äußere des Gebäudes noch gründlicher als zuvor. Um die Ecke gab es einen Eingang zum Keller, der aber gut ver-

schlossen wirkte und außerdem im Blickfeld der Wachposten vor der Eingangstür lag. Das gesamte Gebäude wirkte relativ hoch, zumindest höher als für eine ebenerdige Kneipe nötig wäre. Hier taten sich mehr Fragen als Antworten auf.

Grübelnd zog Fritz sich zurück und machte sich auf den Heimweg. Die Ganter würden bestimmt schon auf ihn warten. So war es auch. Herr Ganter wirkte leicht besorgt, als er Fritz die Tür öffnete und auch der Hund leckte Fritz ausgiebig die Hand ab, bevor er ihn durchließ. Der Küchentisch war so voll besetzt, wie noch nie zuvor, seit Fritz regelmäßig herkam. Fritz erkannte fünf der alten Männer von der Dorfwehr und eine der Mütter, die die Überwachungsaktivitäten der Jugendlichen überwachten. Sie diskutierten gerade eifrig die Details des Dorfschutzes. Natürlich wollten alle wissen, was Fritz erfahren hatte, was Fritz auch gerne berichtete.

Bei der Erwähnung der Schnaps-Unsitten bei den Wachposten bot Frau Ganter ein paar Schlaftabletten an und erwähnte, dass wohl die meisten älteren Frauen ein paar Schlaftabletten spenden könnten.

Einer der Männer schlug vor, den Bürgermeister zu fragen, was den Aufbau der Kneipe anging. Der Bürgermeister sei früher beim Bauamt gewesen und könnte ihm bestimmt weiterhelfen.

Also plante Fritz für den nächsten Abend einen Besuch beim Bürgermeister. Tagsüber wollte er sich lieber nicht in die Stadt wagen, um nicht selbst gefangen genommen zu werden. Fraglich war natürlich, wo er den Bürgermeister finden würde. Infrage kamen das Rathaus, das Haus des Bürgermeisters, das Haus seines Sohnes und ein Gartengelände etwas außerhalb.

Zuerst nahm Fritz sich das Rathaus vor, obwohl er eigentlich nicht erwartete, den Bürgermeister dort anzutreffen, aber das Rathaus lag auf dem Weg und so bot es sich an, dort zuerst nachzusehen. Die Türen des Rathauses hingen zerbrochen in ihren Angeln und im Erdgeschoss waren auch alle Fenster zerbrochen. Falls er den Bürgermeister nicht finden sollte, könnte er vielleicht durch eines der Fenster einsteigen und nach den Plänen der Kneipe suchen, aber das wäre bestimmt ein langwieriges Unterfangen.

Das Haus des Bürgermeisters stand dunkel und verwaist in einer Straße, durch die Fritz die Plünderer schon oft hatte ziehen sehen. Drei Straßenzüge weiter befand sich das Haus seines Sohnes, vielleicht hatte sich der Bürgermeister dorthin geflüchtet, als sein Haus in Gefahr geriet. Die Tür des Hauses war mit Holzplatten verschlossen und die Rollläden heruntergelassen, Fritz konnte jedoch einen schwachen Lichtschimmer hinter den Rollläden erahnen. Also ging er am Haus vorbei auf der Suche nach einem Hintereingang. Die

Terassentür wurde zwar auch durch einen Rollladen geschützt, aber auch hier schimmerte schwaches Licht und Fritz hörte gedämpfte Stimmen.

Fritz klopfte an den Rollladen der Terassentür und rief: "Hallo, Herr Schmidteisen? Herr Bürgermeister?".

Von innen kam ein erschreckter Schrei und eine Stimme rief: "Verschwinden Sie. Lassen Sie uns in Ruhe."

Fritz rief zurück: "Ich will Ihnen helfen. Ich heiße Fritz Burkhardt und habe oben am Berg ein altes Haus."

"Was wollen Sie?", kam die Antwort von drinnen.

"Wir wollen die Gefangenen befreien und die Gangsterbande festsetzen. Dazu bräuchte ich ein paar Informationen von Ihnen", antwortete Fritz.

"Hm, Informationen wollen Sie? Und wer sagt mir, dass ich Ihnen vertrauen kann?", fragte die Stimme.

"Herr Ganter und seine Jagdfreunde haben mich zu Ihnen geschickt. Wir bewachen zusammen unser kleines Dorf", versuchte es Fritz mit seinen besten Referenzen.

"Ah, Herr Ganter. Also gut. Kommen Sie näher", beschloss die strenge Stimme.

Der Rollladen wurde etwa einen halben Meter hochgezogen. Fritz musste sich darunter durchzwängen, was der Hausherr wohl für eine gute Maßnahme hielt, um ihn gegebenenfalls niederschlagen zu können, falls Fritz doch nicht freundlich gesinnt sein sollte. Fritz fand diese Maßnahme sehr wirksam, denn es schien ihm ziemlich entwürdigend, auf allen Vieren kriechend, vom Rollladen eingeklemmt, seinem bisher unbekanntem Gastgeber zu begegnen.

Sein Gastgeber erwies sich als ein hochgewachsener Mann, der die sechzig schon deutlich hinter sich gelassen hatte. Anscheinend gab es überall nur noch Alte und Kinder, außer im Gefangenenlager. Fritz stellte sich noch einmal vor, außerdem begrüßte er die Dame des Hauses und die beiden Kinder, die sich an ihre Großmutter drängten.

"Nun denn, setzen Sie sich her und erzählen Sie, was Sie auf dem Herz haben", schlug Bürgermeister Schmidteisen vor.

"Wissen Sie, dass in der Vorstadt eine Gangsterbande haust, die viele Stadtbewohner gefangen genommen hat?", fragte Fritz einleitend.

"Wir haben es zumindest geahnt. Nachdem mein Sohn und seine Frau von ihrem Versuch Essen zu beschaffen nicht mehr wiedergekommen sind, haben wir schon Schlimmes befürchtet. Und als wir dann erfahren haben, dass es vielen Nachbarfamilien ähnlich ergangen ist, ist die Befürchtung fast zur Sicherheit geworden. Und Sie wollen gegen diese Gangster kämpfen? Mit dem

alten Herrn Ganter?", berichtete der Bürgermeister.

"Ja, wir wollen die Gangster unschädlich machen und die Gefangenen befreien. Herr Ganter und seine Freunde werden wohl mithelfen und auch die Jugendlichen unseres Dorfes, aber in große Gefahr möchte ich sie möglichst nicht bringen", erzählte Fritz. "Was ich bräuchte, wäre ein Bauplan der Kneipe in der Vorstadt."

"Einen Bauplan brauchen Sie also, hm. Ich erinnere mich genau, denn den Bauantrag hab ich damals genehmigt. Aber an den Plan kommen wir kaum ran ohne größere Gefahr. Mal sehen, was ich noch im Kopf hab", bei diesen Worten holte der Bürgermeister ein Blatt Papier und einen Bleistift.

"Also hier, so ungefähr sieht der Grundriss des Hauses aus. Da haben wir Eingang, Küche, Toiletten und den Tresen. Der Rest ist Gastraum. Ach ja, und dann gab es noch diese Besonderheit. Rundherum gibt es eine Empore. Die ist für zusätzliche Tische gedacht, wenn viel los ist. Aber der Aufgang liegt irgendwie ungünstig bei den Toiletten und die Kneipe war selten voll genug, sodass die Empore wohl kaum genutzt worden ist. Den Kellereingang haben Sie bestimmt schon gesehen. Nur die Hälfte des Gebäudes ist voll unterkellert, sehen Sie, hier unter den Wirtschaftsräumen und noch ein Teil des Gastrumes. Ein Aufgang führt in die Küche. So, das wäre wohl das Wichtigste. Ob Ihnen das wohl weiterhilft?", beendete Herr Schmidteisen seine Ausführungen.

"Oh, ja sehr. Das ist wunderbar. Damit werde ich bestimmt weiterkommen. Nun zu Ihnen. Sind Sie hier halbwegs versorgt?", bedankte sich Fritz und wechselte das Thema.

"Tja, nun ja, gut versorgt ist was anderes. Darum wollte mein Sohn und seine Frau ja etwas zu essen besorgen", etwas verlegen druckste der Bürgermeister herum.

"Sie haben also gar nichts mehr zu essen?", fragte Fritz entsetzt und kramte zwei Doppelpackungen Fruchtriegel aus seinen geräumigen Westentaschen. Solche Riegel trug er jetzt immer mit sich, denn er wusste nie, wann er das nächste Mal zuhause sein würde, um eine richtige Mahlzeit einzunehmen. Er pries den Tag an dem er in seinem jugendlichen Überschwang eine Unmenge dieser Riegel für seinen Notvorrat eingekauft hatte.

Die Bürgermeister-Familie war ganz verlegen, aber auch erfreut über diese kleine Essensgabe.

"Vielleicht sollte ich Ihnen noch heute Nacht noch was ordentliches zu Essen bringen. Oder, hm, - wissen Sie was? Am besten kommen Sie alle vier mit mir hinauf in unser Dorf. Dort sind Sie sicher und es gibt genug zu essen. Platz habe ich auch noch für vier Personen. Und wenn Ihr Sohn dann wieder frei ist,

wird sowieso wieder alles besser", schlug Fritz spontan vor.

"Das ist zweifellos ein sehr großzügiges Angebot. Mathilda, was hältst du davon?", wandte sich Herr Schmidteisen an seine Frau.

"Ich wage mich zwar kaum aus dem Haus, aber wenn der junge Mann da sagt, im alten Dorf ist es sicherer, dann will ich das Wagnis gerne auf mich nehmen, schon allein der Kinder wegen", antwortete die Frau nach kurzer Bedenkzeit.

"Ok, dann ist das geklärt. Haben die Kinder vielleicht kleine Rucksäcke für ein paar Kleider und Lieblingsspieltiere? Und vielleicht für Sie auch?", übernahm Fritz das Kommando.

"Ja, die Rucksäcke sind sogar schon gepackt und unsere Taschen haben wir schon bei unserer Flucht hierher benutzt. Geben Sie mir fünf Minuten", sagte Frau Schmidteisen.

"Fünf Minuten sind in Ordnung. Euch Kindern will ich sowieso noch erklären, was auf euch zukommt. Wollt ihr wissen, was wir jetzt spannendes erleben werden?", fragte Fritz die Kinder.

"Ja", kam die Antwort unisono, wenn auch etwas schüchtern.

"Wart ihr schon mal oben im kleinen Dorf?", fragte Fritz.

"Ja, da sind wir schon öfters mit unserm Opa hingegangen", sagte das Mädchen, das Fritz auf etwa acht Jahre schätzte.

"Gut, da wollen wir jetzt hingehen, denn da hab ich ein großes Haus mit leckerem Essen und da braucht ihr keine Angst vor den bösen Männern haben. Damit wir da gut hinkommen und uns die bösen Männer unterwegs nicht fangen, müssen wir einen Umweg machen und ganz leise sein. Habt ihr schon mal Indianer gespielt und habt euch irgendwo ganz leise angeschlichen?", versuchte Fritz, das heikle Thema kindgerecht zu verpacken.

"Ja", rief der kleine etwa sechsjährige Junge begeistert. "Und dann haben wir ganz laut geschossen."

Fritz stöhnte innerlich auf, versuchte aber, es sich nicht so sehr anmerken zu lassen. "Ok, beim Spielen war das laut schießen bestimmt ganz lustig, aber wir müssen die ganze Zeit über ganz leise sein. Und das ist superwichtig - ernsthaft superwichtig. Habt ihr das soweit verstanden?"

Beide nickten.

"Also gut, dann üben wir das jetzt mal. Wir gehen jetzt ganz leise und zügig durchs Wohnzimmer und wenn ich so mache," dabei machte Fritz eine entsprechende Geste, "dann duckt ihr euch sofort. Und so zeige ich euch, wenn ihr euch irgendwo verstecken sollt."

Ein paar Minuten lang ging Fritz mit den Kindern möglichst leise im Wohn-

zimmer auf und ab und ließ sie sich mehrmals ducken oder verstecken. Als er den Eindruck hatte, dass die Kinder das Wesentliche begriffen hatten, waren die Großeltern auch schon bereit für den Aufbruch.

Dank der Vorbereitung gelang es den Kindern tatsächlich erstaunlich leise ihren Weg anzutreten. Beim steilen Stück wurde deutlich, dass alle seit Tagen nichts oder nur wenig gegessen hatten, denn der Aufstieg fiel ihnen schwer. Daher nahm Fritz den Jungen auf die Schultern und das Mädchen und die Frau an die Hand und half ihnen beim Erklimmen der Anhöhe.

Zuhause angekommen, gab er allen erstmal einen Riegel BP5-Notnahrung, weil diese sehr gut geeignet ist, um einen ausgehungerten Magen wieder an Essen zu gewöhnen. Während seine Gäste an ihren Riegeln knabberten, kochte er eine leichte Nudelsuppe und verdünnten Kakao als Mahlzeit zum Eingewöhnen. Auf die fragenden Blicke seiner Gäste hin erklärte er ihnen, dass sie gerne auch festere Nahrung bekommen könnten, wenn sie die erste Mahlzeit gut vertragen hatten.

Die Großmutter verstand sofort, was Fritz damit meinte und auch der Bürgermeister nickte andächtig. Wahrscheinlich hatten sie die Nachkriegszeit am eigenen Leib erlebt. Die Kinder freuten sich sowieso über Nudelsuppe und Kakao. Nach dem Essen wollten sie unbedingt noch welche von den "hellen Keksen" haben. Das zeigte Fritz, dass er die richtigen Nahrungsmittel für seine ausgehungerten Gäste ausgewählt hatte.

Seine Gästezimmer waren ziemlich schlicht, aber jedes hatte Platz für zwei Schläfer. So waren seine Gäste auch sehr zufrieden, als sie sich nach kurzer Zeit zum Schlafen zurückzogen.

Am nächsten Morgen nahm der die ganze Familie mit zu den Ganter, um gemeinsam zu beraten, wie es weitergehen sollte. Die Kinder wurden von Frau Ganter zu anderen Kindern gebracht, bei denen es lustiger war als bei pläneschmiedenden Erwachsenen.

"Ich bräuchte eine Schusswaffe, mit der ich möglichst geräuschlos aus zirka zehn bis zwanzig Meter Entfernung drei Ziele schnell hintereinander treffen kann. Da ich kein Meisterschütze bin, wären mir zehn bis zwölf Schuss nicht unrecht", sagte Fritz in die Männerrunde.

"Merkwürdige Waffe, die Sie da wollen", sagte Herr Ganter. "Wie wär's mit einer Armbrust, wenn's geräuschlos sein soll?"

"Eine Armbrust?", fragte Fritz entgeistert.

"Ja, eine Armbrust ist geräuschloser als normale Gewehre und schießt sehr präzise, wenn man damit umgehen kann. Ich könnte Ihnen eine zur Verfügung stellen. Und auch zeigen, wie es funktioniert", endete Herr Ganter mit einem

verschmitzten Grinsen.

Gesagt, getan.

Während Frau Schmidteisen sein Haus in ein gemütliches kleines Schmuckstück verwandelte und für regelmäßige Mahlzeiten sorgte, die nach Fritz Einschätzung sehr vorrattsschonend aber lecker waren, und die alten Männer zusammen mit den Jugendlichen das Dorf bewachten, übte Fritz das Schießen mit der Armbrust und kundschaftete immer wieder die Vorstadt aus.

Er zählte sogar die Anzahl der Flaschen Schnaps, die die Wachposten täglich tranken, beobachtete, ob der Keller jemals geöffnet wurde, wie der Tagesablauf war. Dabei wurden die Gefangenen von Tag zu Tag mehr und sahen täglich elender aus.

Mit den Frauen besprach er, wie man eine erste notdürftige Verpflegung und Versorgung der Gefangenen durchführen könnte. Er selbst spendete zwanzig Kilo Spaghetti, die kleingebrochen eine sehr gute Suppeneinlage darstellten. Die große Kochaktion sollte jedoch erst beginnen, wenn die Befreiungsaktion erfolgreich beendet wäre, um nicht zu riskieren, möglicherweise umsonst wertvolle Vorräte zu verkochen.

Endlich waren die Vorbereitungen abgeschlossen und Fritz beschloss zusammen mit dem inzwischen gebildeten Ältestenrat, dass am nächsten Abend die Befreiung stattfinden sollte.

Für Fritz begann der erste Teil der Aktion schon vor dem Morgengrauen, denn nur zwischen fünf und sechs Uhr morgens war um die Kneipe herum alles totenstill. Als er sich sicher war, dass alle in ihren Betten waren, schlich er zum Kellereingang. Mit seinen kleinen Handwerkzeugen öffnete er fast geräuschlos die Tür und schloss sie wieder hinter sich.

Der Keller war bis unter die Decke angefüllt mit Vorräten aller Art. Fritz arbeitete sich vorsichtig bis zur Empore vor. Auch diese war mit Vorräten so vollgestellt, das nur ein schmaler Gang zum Durchgehen blieb. Fritz suchte sich eine strategisch günstige Stelle, an der er tagsüber nicht auffallen und abends gut schießen konnte. Dort musste er den ganzen Tag über reglos verharren, bis der Moment zum Handeln gekommen sein würde.

Irgendwann, Fritz war es schon wie eine Ewigkeit erschienen, füllte sich der Raum mit Menschen. Seine aus alten Männern, Frauen und Kindern zusammengewürfelte Entermannschaft müsste jetzt schon komplett auf ihren Plätzen sein.

Der Leiter der äußeren Befreiungsaktion war natürlich Herr Ganter, denn als Jäger war er für so einen Einsatz der geeignetste Mann.

Laura hatte eine besonders wichtige Aufgabe bekommen. Sie sollte auf einen

Baum klettern, der so günstig gelegen war, dass man von ihm aus einen guten Blick sowohl auf die Vorstadt, als auch auf die Kirche im benachbarten Ortsteil und eine relativ sichere Stelle im Wald hatte, wo ein Großteil der Helfer in sicherer Entfernung wartete. Mit einer Blinklampe sollte sich Zeichen geben und so die Aktion koordinieren.

Fritz hätte gerne an Lauras Stelle gesessen und das ganze Geschehen mit eigenen Augen gesehen.

Laura sah, wie Kathie, eine mutige Mutter, deren Sohn schon sechzehn war und die sich daher entbehrlicher fühlte als die meisten anderen der Mütter, das Schlafmittel in die Schnapsflasche der Wachposten füllte. Aufgrund der großen Gefährlichkeit dieser Aktion hatte Kathie das Schleichen zum Gebüsch tagelang geübt. Da auch ihr Mann möglicherweise zu den Gefangenen gehörte, war sie hochmotiviert.

Als Laura sah, dass Kathie sich erfolgreich wieder ins sichere Unterholz zurückgezogen hatte, gab sie das vereinbarte Signal. Das Nachtsichtgerät half ihr enorm auch im Dämmerlicht genug zu erkennen, um ihre Aufgabe gut zu erfüllen.

Sie erkannte die Gruppe der Kämpfer, die nur wenige hundert Meter vom Gefangenenlager entfernt im Unterholz saßen. Die Auswahl der Leute hatten Fritz und Herr Ganter sehr sorgfältig getroffen, damit noch genug kräftige und vernünftige Männer oder Jugendliche übrig bleiben würden, falls die Befreiungsaktion fehlschlagen sollte.

Die Wachposten der Gefangenen gingen immer weiter auf und ab. Laura konnte deutlich erkennen, wie sie immer wieder im Gebüsch verschwanden, um einen Schluck aus der Flasche zu nehmen. Sie hoffte sehr, dass die Dosis Schlafmittel richtig bemessen war. Irgendwann setzte sich einer der Wachposten auf einen Holzklotz, der in Zaunnähe stand. Er hielt sich am Zaun fest, um nicht umzufallen, was ihm aber nicht gelang. Endlich war auch der andere Wachposten soweit. Zuerst taumelte er, dann fiel er der Länge nach auf den Boden.

Laura gab das vereinbarte Zeichen. Sie sah, wie die Kämpfertruppe aus dem Unterholz brach und die Wachposten fesselte. Den Gefangenen machten sie Zeichen, damit diese schweigen sollten, um die Befreiung nicht zu gefährden. Die Frauen und geschwächten Männer wurden sofort in Richtung Wald geführt, wo in sicherer Entfernung viele weitere Helfer mit einer ersten warmen Brühe und Decken warteten.

Als Laura erkannte, dass der erste Teil der Aktion erfolgreich abgelaufen war, gab sie das Zeichen in Richtung Kirchturm. Dort wartete der Bürgermeis-

ter auf ihr Signal, um die Glocken zu läuten.

Fritz hörte das vereinbarte Glockenzeichen und musste sich zusammenreißen, um nicht laut aufzujubeln. Jetzt ging es um die Wurst. Denn nur wenn auch er erfolgreich war, wäre die Gefahr für seine Stadt gebannt.

Im Klang der Glocken, der die Feiernden unter ihm nicht zu beeindrucken schien, erhob er sich und brachte seine Armbrust in die richtige Position. Er zielte genau, seine Armbrust auf den Kopf des Gangsterbosses gerichtet.

Dann schoss er. Lautlos sirrte der Pfeil nach unten und traf den Arm des Gangsterbosses, weil dieser ihn gerade in diesem Moment hochgehalten hatte. Der Gangster schrie auf, griff sich an den Arm und sein Leibwächter schaute sich um, auf der Suche nach der Quelle des Schusses.

Tumult brach aus. Fritz war ganz verzweifelt. "Oh, Mist. Ich hab es vermasselt", dachte er kurz, aber dann spannte er seine Armbrust für den nächsten Schuss, zielte und schoss dem Gangsterboss direkt ins Herz.

Mit dem nächsten Schuss erledigte er den persönlichen Leibwächter und anschließend den Wächter an der Tür.

In diesem Moment wurde glücklicherweise die Kneipentür aufgerissen und Herr Ganter stürmte mit erhobenem Gewehr in den Raum. Seine erste Aufmerksamkeit galt dem Tisch, auf dem die Waffen der Gangster gesammelt wurden, sobald diese die Kneipe betraten. Sobald die Waffen in sicherem Gewahrsam waren, widmeten sich Herr Ganter und seine besten Freunde der Festnahme der völlig überraschten Gangsterbande. Ohne ihren Chef waren sie so verwirrt, dass sie sich nahezu anstandslos festnehmen ließen.

Auch Fritz hatte inzwischen den Gastraum erreicht. Er half beim Fesseln der Männer und arbeitete sich nach und nach bis zum Zentrum seiner Verwüstungen durch. In anderen Zeiten würde er für seine Tat lebenslang hinter Gittern sitzen müssen und jetzt war er sich der Gratulation durch den Bürgermeister sicher. Das war alles sehr merkwürdig.

Als er sich dem Tisch des Gangsterbosses näherte, schälten sich mehrere leichtbekleidete Frauen aus der Menge. Eine der Frauen erkannte er, denn er hatte die rothaarige Schönheit gesehen, als sie gefangen genommen worden war.

Doch beim Anblick einer anderen stockte ihm der Atem. Das war die kleine Blonde aus seinem abenteuerlichen Traum. Sie sah ganz genau so aus wie im Traum. An ihrem schmalen Handgelenk baumelte ein Korallenarmband. Sein Korallenarmband.

"Danke", sagte sie mit bezaubernder Stimme. "Danke dass du uns vor diesem Ungeheuer gerettet hast."

38 Ronja

Den ganzen nächsten Tag über blieben Ronja, Anna und ihre Mitgefangenen in ihrem kalten Gefängnis. Nach und nach wurden es immer mehr Gefangene, sodass sie am Abend schon dichtgedrängt eingepfercht waren. Anna weinte viel an diesem Tag. Immer wieder fiel ihr der Teddy ein und wie grausam er niedergemetzelt worden war. Ronja konnte Annas Entsetzen gut nachempfinden, denn sie erinnerte sich noch genau, wie lebendig ihre Spielzeuge früher für sie gewesen waren. Wenn ihre Brüder nur an einem Arm gezerrt hatten, hatte es Ronja schon so wehgetan, als wäre es ihr eigener Arm gewesen. Und Annas Teddy war wirklich grauenvoll zerfetzt worden.

Die üblichen Ablenkungsmethoden wie Unterricht oder Geschichtenerzählen halfen nur vorübergehend, aber immerhin beteiligten sich auch einige der Mitgefangenen an der Fortsetzungsgeschichte, sodass es insgesamt ein wenig Erleichterung brachte.

Gegen Mittag wurde ihnen ein offenes Fass mit Wasser hingestellt, das aber kaum ausreichte, um den Durst aller Gefangenen zu stillen. An Essen war gar nicht zu denken.

Die Nacht war ein unbequemes Gewühl aus kaltem Matsch und halbwarmen Leibern, die sich so eng wie möglich aneinander drängten. Ronja war inzwischen so verzweifelt, dass sie kaum noch klar denken konnte. Von einer Idee zur Flucht aus diesem Albtraum war sie meilenweit entfernt. Als einer der Mitgefangenen jedoch ein Gebet anstimmte, schloss sie sich gerne an, obwohl sie sonst nie viel Interesse an Gebeten gehabt hatte. Das Gebet beruhigte die Gefühle und gab ein irrationales Gefühl von Geborgenheit. Es handelte von einem Hirten und Schafen und Ronja fühlte sich wie ein Schaf, das sich an seine Mitschafe drängt, um dem Regen zu entgehen. Mit diesem Bild vor Augen schlief sie endlich ein.

Der Morgen dämmerte grau in grau und es war eher noch kälter als vorher, statt wie erhofft wieder ein bisschen sonniger zu werden. Die Zuversicht der Gefangenen war auf dem Nullpunkt. Sie machten sich nicht mal mehr Gedanken darüber, was wohl auf sie zukam, denn das wollten sie sich lieber nicht vorstellen.

Gegen Mittag wurde es plötzlich unruhig in der Umgebung. Ob wohl ein neuer Schwung Gefangener eintraf? Das war wohl eher nicht der Fall, denn

bald konnten die Gefangenen sehen, wie die Wegelagerer mit erhobenen Händen ihre Baracke verließen, bedroht von mehreren uniformierten Männern.

Ein Polizist mit zerknitterter Uniform öffnete die Tür ihres Gefängnisses und lud sie freundlich ein, das grässliche Gehege zu verlassen. Völlig zerzaust und verdreht schlurften die Gefangenen nach und nach aus dem Gehege. Erst als die ersten zehn Gefangenen schon in Freiheit waren, dämmerte es den Gefangenen allmählich, dass sie befreit wurden und sie brachen zuerst zaghaft, dann immer fröhlicher in Jubel aus. Eine rundliche Frau mittleren Alters ergriff den völlig verdutzten Polizisten und gab ihm einen dicken Kuss auf den Mund.

Vor der Baracke der Räuber wurde ihre gesamte Beute ausgebreitet, damit jeder sich seine Besitztümer wieder zurückholen konnte. Die Verteilung der Gegenstände nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch, denn die Gegenstände waren nach ihrer Beschaffenheit sortiert und nicht nach Besitzern. Stück für Stück fand Ronja ihre Rucksäcke wieder, dann auch die Kleider, Brieftasche, Taschenmesser, Schlafsack und dergleichen. Zur Stillung des ersten Hungers gab es keksartige Riegel, die den Bauch auf freundliche Weise anfüllten.

Ein bisher unbekannter Soldat kam auf Ronja und Anna zu, als sie gerade dabei waren, ihre Rucksäcke wieder voll zu packen.

"Bist du Anna aus Berlin?", fragte er.

"Ja", antwortete Anna und sah den jungen Mann etwas verängstigt an.

"Hier, das soll ich dir geben", sagte er und übergab Anna einen großen Teddybär.

Anna war sprachlos, denn dieser Teddy glich ihrem zweitliebsten Teddy aufs Haar. Sie hatte bittere Tränen geweint, als klar geworden war, dass sie ihn in Berlin lassen musste. Der Teddy roch sogar wie ihr eigener Teddy.

Ronja erholte sich schneller von ihrem Staunen und fragte den Soldaten: "Danke vielmals. Wo haben sie den Teddy denn her?"

"Keine Ahnung wo der herkommt. Er wurde mir mitgegeben, als wir zu diesem Einsatz aufbrachen. Das ist alles", antwortete der junge Mann.

Anna war es ziemlich egal, wo der Teddy herkam, Hauptsache er war da und sie konnte ihn knuddeln. Der graue Schatten, der sie seit der Vernichtung ihres anderen Teddys umgeben hatte, wich langsam von ihr. Sie konnte sogar schon wieder etwas lächeln.

Diejenigen Gefangenen, die in der Nähe wohnten, verließen den Ort des Schreckens einer nach dem anderen. Die anderen, die auf der Flucht waren, wussten nicht so recht wohin sie gehen sollten, so verdreht und durchgefroren wie sie waren.

Der freundliche Polizist, der sie befreit hatte, kümmerte sich um die verblie-

benen zwanzig Gefangenen und bot ihnen an, die Nacht in einem Nachbardorf zu verbringen. Dort wäre eine kleine Polizeistation, die ihnen einen provisorischen Unterschlupf bieten konnte. Mit verschiedenen Fahrzeugen gelangten sie zu dem Dorf. Die Polizeistation war wirklich sehr klein, aber sie hatte einen Speiseraum, der genug Platz für alle bot. Einer nach dem anderen durfte die kalte Dusche benutzen und bald hingen lauter notdürftig gewaschene Kleider über allem, was man als Wäscheständer benutzen konnte.

Eine der Polizisten-Ehefrauen brachte einen großen Topf mit dampfendem Eintopf, den sich die Flüchtlinge gerne schmecken ließen. Mit den Polizisten, die mitaßen, kamen sie ins Gespräch und Ronja fragte, was sie schon eine ganze Weile verwundert hatte: "Waren das jetzt eigentlich Soldaten oder Polizisten, die uns befreit haben? Ich kann das irgendwie gar nicht richtig auseinanderhalten, außer, wenn Sie Ihre weißen Mützen aufhaben."

"Zur Zeit ist das auch gar nicht so leicht, denn wir sind froh über jeden der mithilft, darum arbeiten wir momentan sehr viel zusammen. So war das auch bei ihrer Befreiung. Die Soldaten übernehmen normalerweise eher die Feindkontakte und wir kümmern uns um die Zivilisten, aber auch das gerät manchmal durcheinander. Ich bin auf jeden Fall ein Polizist, wie man auch an meiner Mütze erkennen kann", dabei deutete er auf seine typische Polizisten-Mütze, die über der Stuhllehne baumelte. Die Mütze hatte auch schon bessere Tage gesehen, war aber noch ganz eindeutig als Polizisten-Mütze zu erkennen.

Ronja bedankte sich mit einem Lächeln und wurde dann von einem anderen Gesprächsthema eingefangen, bei dem es sich um ihre Weiterreise drehte. Ein Gerücht besagte, dass einer der Dorfbewohner mit seinem leistungsstarken Traktor und einem großen Anhänger am nächsten Tag nach Karlsruhe Durlach fahren wollte, um dort Verwandte abzuholen. Das wäre eine optimale Mitreisegelegenheit für die Flüchtlinge, deren nächstes Ziel sowieso Karlsruhe war.

Tatsächlich entsprach das Gerücht der Realität und so wurde ihre Weiterreise für den nächsten Tag vereinbart.

Die Fahrt auf dem Anhänger hatte durchaus ihre reizvollen Seiten, denn sie hatten eine gute Rundum-Sicht. Auch der Fahrtwind war deutlich zu spüren, was der Fahrt etwas wildromantisches gab, wenn man die Haare der Mitreisenden im Wind flattern sah. Erträglich war die Fahrt aber nur, wenn man sich dicht in den Schlafsack einwickelte und eng zusammenrückte. Gegen das starke Rütteln der schlechten Federung gab es gar keinen Schutz. Aber keiner beschwerte sich, als nach einer guten Stunde Fahrt alle Knochen wehtaten, denn zu Fuß hätten sie für die Strecke bis nach Karlsruhe bestimmt drei Tage gebraucht.

Auch so waren sie bis zum Nachmittag unterwegs, um ihr Ziel zu erreichen. Ihr Fahrer hielt vor dem Ortsteil Durlach an, denn er sagte, dass es drinnen zu gefährlich sei. Seinen Traktor brachte er samt Anhänger in der Nähe einer Kleingarten-Anlage an eine schlecht einsehbare Stelle und verabschiedete sich von den Flüchtlingen, denn sein Weg führte ihn jetzt zu seinen Verwandten.

Für Ronja und Anna kam jetzt auch die Stunde des Abschieds, denn alle anderen wollten weiter bis nach Karlsruhe zum Bahnhof, um von dort aus weiter nach München zu gelangen. Ronjas nächstes Ziel war jedoch Ettlingen, denn dort lebte einer der Netz-Teilnehmer, die sich bereiterklärt hatten, ihnen bei der Reise behilflich zu sein.

Die Wanderung so ganz allein mit Anna war eine echte Umstellung von der Gruppenwanderung zuvor. Sie fühlte sich sehr schutzlos. Und das auch noch mit einem kleinen Kind an der Hand. Tapfer stimmte sie ein Wanderlied an, was half, die trüben Geister zu vertreiben. Nach einer Weile erschien es beiden, als wäre es ganz normal, an einem kühlen Herbsttag von einer unbekanntem Stadt zur nächsten zu wandern.

Im letzten Tageslicht erreichten sie die ersten Häuser von Ettlingen. Bis sie das Haus der unbekanntem Freunde jedoch gefunden hatten, war es stockdunkel geworden. Nur mit Mühe und im Schein ihrer schwächelnden Taschenlampe konnte Ronja das Straßenschild entziffern. Dann standen sie vor dem Haus und waren sich sehr unsicher, ob sie hier willkommen waren, ob es überhaupt das richtige Haus war. Ein schweres übermannshohes Tor, das der einzige Durchgang durch eine hohe Mauer war, versperrte ihnen den Blick auf das eigentliche Haus.

Ronja drückte auf die Klingel, woraufhin wie fast erwartet nichts geschah. Dann klopfte sie erst vorsichtig mit den Fingern, anschließend mit der ganzen Faust gegen das Tor. Dieses war jedoch so stabil gebaut, dass Ronja ihm kaum ein Geräusch entlockte.

Nur Sekunden später hörte sie jedoch Hundegebell, das schnell näherkam. Ronja sprach mit freundlicher Stimme auf die übereifrigen Hunde ein, um sie von ihrer freundlichen Absicht zu überzeugen.

Eine befehlsgewohnte männliche Stimme rief die Hunde zurück und fragte, was die Besucher wollten.

"Wir sind Ronja und Anna aus Berlin. Vielleicht haben Sie schon von uns gehört", antwortete Ronja, der reichlich mulmig zumute war.

"Ah, ihr seid das. Endlich. Da werden sich eure Eltern aber freuen", knarrend ging das schwere Tor auf und der Hausherr begrüßte sie wie alte Freunde.

Im Haus erwartete sie eine überschwängliche Hausfrau, die voller Entzücken

sogleich die Zubereitung eines leckeren Essens in Angriff nahm. Der Hausherr bot ihnen etwas zu trinken an und setzte sich zu ihnen in das bequeme Wohnzimmer. Mehrere Lampen, die anscheinend mit Duftöl betrieben wurden, erweckten einen fast weihnachtlichen Eindruck.

"Das ganze Netz war außer sich vor Sorge, als ihr nicht in Karlsruhe angekommen seid. Aber dann hat sich dieser merkwürdige Josh gemeldet und seit gestern Abend wissen wir, dass ihr am Leben seid. Wir sollten euren Eltern gleich schreiben, dass ihr gut hier angekommen seid", sprach's und setzte sich sofort an einen Computer, dem er mit hoher Geschwindigkeit einhämmerte, was er zu sagen hatte.

"Vor dem Essen könnt ihr gerne noch duschen. Für ein heißes Bad reichen unsere Möglichkeiten nicht, aber eine heiße Dusche ist drin", bot er den Reisenden an.

Dieses Angebot war überaus verlockend, denn seit Wochen war alles Wasser immer kalt gewesen, das ihnen zur Reinigung zur Verfügung gestanden hatte. Unter dem warmen Rieseln floss nicht nur der Reisedreck von ihren Körpern, sondern auch ein Teil des Schreckens, den sie erlebt hatten. Die Haare fühlten sich wieder richtig seidig an, als sie frisch gewaschen und gekämmt waren. Nach dem hervorragenden Essen fühlten Ronja und Anna sich wie im Paradies.

Das Beste war jedoch die Aussicht auf den nächsten Tag, denn ihr Gastgeber hatte beschlossen, seinen alten Benz aus der gut geschützten Garage zu holen und sie zum nächsten Netzteilnehmer auf ihrer Route zu fahren. Seinen Netzfrend wollte er sowieso schon länger persönlich kennenlernen und außerdem wollte er ihm ein technisches Gerät mitbringen, das jenem noch bei seiner Ausrüstung fehlte. Auf diese Weise war ihre Weiterreise wieder einmal für einen Tag gesichert.

Unterwegs im Benz ihres Gastgebers war es sehr bequem und irgendwie bizarr, denn die scheinbare Normalität einer Autofahrt stand in krasssem Widerspruch zur Ruhe auf den Straßen, die teilweise jedoch nur eine Slalomfahrt zuließen, weil immer noch kaputte Autos im Weg standen. So dauerte es auch bis zum späten Nachmittag, bis sie das Haus des nächsten Netzfrendes in der Nähe von Achern erreichten.

Auch hier wurden sie freundlich willkommen geheißen und bewirtet. Die beiden Netzfrende verschwanden bald im Funkraum, um gemeinsam an der Anlage zu werkeln, jedoch die Frau des neuen Gastgebers war sehr interessiert an der Geschichte ihrer Flucht.

Von Achern aus zu den nächsten Netzteilnehmern gab es leider keine Mitfahrgelegenheit, denn die Acherner hatten kein funktionierendes Auto, sonst

hätten sie die beiden Reisenden sehr gerne ein paar Kilometer weiter in den Süden gebracht.

Einen strammen Tagesmarsch zu Fuß wohnte jedoch schon der nächste Netzfremde und diesem wurden sie für den nächsten Abend angekündigt. Überhaupt ging ihre Reise durchs Oberrheintal durch das ganze Funknetz und alle drückten ihnen Tag für Tag die Daumen.

Um die Wanderung zu erleichtern, schenkte der neue Gastgeber jedem der beiden am nächsten Morgen einen handgeschnitzten Wanderstock. Der kleine passte von der Größe her genau zu Anna.

Der Tag war sonnig, aber frisch, also zum Wandern wie geschaffen. Weil Ronja sich bezüglich ihres Tageszieles sicher war, denn auch die anderen Netzteilnehmer hatten sich als gute Freunde erwiesen, konnte sie die Wanderung relativ unbeschwert genießen. Auch Anna hatte die harten Tage der Gefangenschaft gut überstanden und lernte freudig die ganzen Wanderlieder, die Ronja ihr beibrachte.

Mitten in der freundlichen Mittagssonne wurden sie plötzlich von finster dreinblickenden Männern an einem Dorfeingang angehalten.

"Was wollt ihr hier?", fragte einer der beiden barsch und hob seine Waffe.

Ronja erschrak fast zu Tode und Anna versteckte sich hinter ihrem Rücken, was in Anbetracht der Situation bestimmt eine sinnvolle Maßnahme war.

"Wir sind nur auf der Durchreise", versuchte Ronja mit möglichst fester Stimme zu antworten, was ihr auch teilweise gelang.

"Auf der Durchreise. Wer glaubt denn sowas. Bestimmt wollt ihr bei uns plündern gehen. Aber nicht mit uns", herrschte der Mann sie an.

"Wir wollen wirklich nur durch ihr Dorf durchgehen. Unsere Eltern warten südlich von Freiburg auf uns", sagte Ronja, um den Mann milder zu stimmen.

"Sollen wir ihr das glauben?", fragte der unfreundliche Mann seinen Kollegen, der kurz nickte. "Also gut, ihr könnt durchgehen, aber mein Kumpel hier begleitet euch bis zum Dorfausgang. Und dass ihr mir ja nichts anrührt."

Ronja und Anna versicherten hochheilig, dass sie nichts anrühren würden und wurden dann durch das Dorf geführt. Hinter manchen Fenstern sahen sie neugierige Blicke, die ihrem Weg folgten.

Endlich hatten sie das feindselige Dorf hinter sich gelassen. Die nächsten Kilometer verliefen nicht so fröhlich wie die Wanderung am Morgen. Der Schreck saß ihnen noch in den Knochen. Ronja versuchte Anna zu erklären, dass es ganz normal sei, dass die Dorfbewohner ihr Dorf schützen wollten, aber ihr wurde schnell klar, dass sie es auch für sich selber erklärte.

Im Dorf ihres nächsten Gastgebers wurden sie freundlicher begrüßt, aber

auch hier standen Wachposten an den Ortseingängen. Einer der Wachposten brachte sie zum Haus des Netzteilnehmers, der den Besuch schon erwartete. Ihre Ankunft wanderte wie jeden Tag durch das Netz. Ronja wurde bedrängt, ihre Reise als Geschichte aufzuschreiben, wenn sie ihr Ziel mal erreicht hatten. Denn es war eine wunderbare Geschichte, um zu zeigen, wie nützlich das Funknetz auch im echten Leben war.

Die nächste Station war Fritz. Vom Gefühl her war das schon fast so gut, wie ihr eigentliches Ziel. Die Reise wäre zwar noch nicht beendet, aber immerhin waren sie dann schon bei ihrer Familie angekommen, wenn auch nur bei einem ihrer Mitglieder.

Fritz wollte ihnen ein Stück entgegenkommen, damit sie möglichst bald männlichen Schutz an ihrer Seite hatten.

Und so kam Ronja gegen Mittag ihr kleiner Bruder entgegen, der schon von weitem so viel kräftiger und reifer wirkte, dass sie ihn kaum erkannte. Anna erkannte ihn jedoch schon von Weitem und rannte ihm entgegen. Wie sie es von ihrem Onkel kannte, rannte er auch auf sie zu und schleuderte sie dann ein paar Runden im Kreis, was sie mit lautem Jauchzen quittierte.

Als Ronja bei den beiden ankam, versuchten sie sich gerade vom Schwindel zu erholen, der sie durch die schnellen Drehungen befallen hatte. Ronja nahm ihren Bruder herzlich in den Arm. Es kam ihr vor, als wäre sie noch nie so froh gewesen, ihn zu sehen.

Ein kurzes Stück Weg weiter in Richtung Ziel stand ein Handwagen, den Fritz stehen gelassen hatte, als er auf Anna zu rannte. In diesen Handwagen konnten sie nicht nur ihr schweres Gepäck räumen, sondern Anna konnte sogar darin Platz nehmen und wurde von ihrem Onkel gezogen. Auf diese Weise kamen sie schnell voran und schon am frühen Abend erreichten sie das Haus von Fritz.

"Darf ich euch meine neue Freundin Alice vorstellen", sagte Fritz strahlend, als sie das Wohnzimmer betraten. Eine freundlich lächelnde junge Frau saß auf dem Sofa und stand auf, um Ronja und Anna zu begrüßen. Fritz und Alice blieben dann geradezu aneinander kleben, als wollten sie sich nie wieder trennen. Eng aneinander gekuschelt saßen sie auf dem Sofa, auf dem auch Ronja und Anna es sich gemütlich machten. Angesichts dieser durstigen Verbundenheit der frisch Verliebten fand Ronja es ausgesprochen großzügig von Alice, dass sie ihren Liebsten einen ganzen Wandertag lang freigegeben hatte.

Nach einer köstlichen Pizza, die Alice während ihres Alleinseins gezaubert hatte, erzählte Fritz den beiden Reisenden von seinem Plan. Zwar wollte er Anna und Ronja unbedingt bis zu seinen Eltern begleiten, damit ihnen auf dem

letzten Wegstück nichts mehr passieren würde, aber so lange wollte er sich nicht von Alice trennen, wo er sie doch gerade erst kennen- und lieben gelernt hatte. Also würde sie mitkommen. Da die beiden es offenbar sehr ernst miteinander meinten, wollte Alice auch gerne Fritz Eltern kennenlernen. Als nächstes Ziel war ein Freund in der March angepeilt, denn es schien ratsam Freiburg zu umgehen, weil es dort immer mal wieder Unruhen gab.

Der überaus dankbare Bürgermeister und Herr Ganter hatten Fritz versprochen, auf sein Haus aufzupassen und ihm mehrmals versichert, dass sie ihn bei der weiteren Organisation der Stadt durchaus für ein paar Tage entbehren zu könnten. Den Jugendlichen hatte Fritz die Funktion des überregionalen Funknetzes erklärt, sodass die Verbindung auch während der Reise zu den Eltern nicht abreißen würde.

Durch den großen Handwagen wurde die Wanderung am nächsten Tag zum Vergnügen, denn das ganze Gepäck passte hinein und Anna konnte auf einem weichen Kissen thronen, während einer der Erwachsenen den Wagen zog. Ronja erkannte, dass Alice mit ihren goldblonden Locken zwar engelsgleich aussah, was Ronja immer zur Vorsicht mahnte, aber durchaus ein sehr freundliches, offenes Wesen hatte. Irgendwie war hier wohl das seltene Kunststück gelungen, dass offensichtliche Schönheit nicht den Charakter verdorben hatte. Ronjas Bruder schien Alice wirklich von Herzen zugetan zu sein. Von Stunde zu Stunde gewann sie Alice lieber und bis zum Abend konnte sie sich sogar vorstellen, eine Freundin von Alice zu werden.

Der hoffentlich letzte Tag der Reise brach sonnig an, der Handwagen rollte wie geschmiert über die Straße und die Wanderlieder funktionierten teilweise sogar schon im Kanon, als die Reisenden durch den Morgen wanderten.

39 Eva

Den ganzen Tag über wuselte ich wie von wilden Bienen umher gescheucht durch das Haus. Die letzten Stunden Wartezeit waren noch schlimmer als die ganzen Wochen der Ungewissheit, seit wir wussten, dass Ronja auf dem Weg zu uns war. Mein Gefühlsleben war seitdem ein einziges Auf und Ab gewesen. Bestimmt war das mit ein Grund gewesen, der Felix heute zusammen mit Michael Friedrich in den Wald getrieben hatte. Bei der schweren Arbeit verging die Zeit bestimmt auch schneller als beim rastlosen Wuseln im Haus.

Aber für etwas anderes fehlte mir an diesem Tag sowieso der Verstand. Ein Willkommens-Essen war längst vorbereitet, auch die zukünftigen Zimmer von Ronja, Anna und das Gästezimmer für die beiden Jungverliebten hatte ich

mehrmals überprüft.

Auf Alice war ich schon sehr gespannt. Sie hatte Fritz offenbar im Sturm erobert. Das klang schon fast so, als könnte sie bald meine Schwiegertochter und Mutter meiner Enkel werden. Fritz hatte natürlich nur Gutes über sie berichtet, aber das war ja normal bei Verliebten. Aber auch Ronja hatte in einer ihrer kurzen Nachrichten erwähnt, dass Alice sehr zur guten Laune von Anna beitragen würde, wofür sie ihr sehr dankbar sei. Immerhin kamen sie wohl gut miteinander aus.

Zur Ablenkung hatte ich mich gezwungen, mir einen an sich sehr spannenden Roman vorzunehmen, denn ich rechnete erst in mehreren Stunden mit den Heimkehrern. Das Lesen fiel mir jedoch ausnahmsweise sehr schwer und meine Gedanken schweiften immer wieder ab. Ob ihnen wohl noch etwas Gefährliches passieren könnte unterwegs? Bei jedem Geräusch im Hof schrak ich zusammen, doch es waren nur die normalen Geräusche des Hauses.

Gerade war ich bei einer spannenden Stelle angekommen, als ein Geräusch nicht wie zuvor verebbte. Ob Felix so früh schon wieder heimgekommen war?

Ich stand auf und ging an die Tür, denn abwarten konnte ich die Ungewissheit nicht. Und siehe da: Im Hof standen Ronja, Anna, Felix und eine mir unbekannte hübsche Frau.

Vor lauter Freude wusste ich kaum, wen ich zuerst umarmen sollte; schließlich umarmte ich alle gleichzeitig. Tränen der Erleichterung flossen unholdbar aus meinen Augen, aber die Ankömmlinge konnten meine starken Gefühle offenbar teilen.

Alice stand etwas abseits von der überschwänglichen Familienumarmung, aber sobald ich bereit war, mich aus der Umarmung zu lösen, ging ich auf sie zu, nickte kurz, um es nicht zu überstürzen und nahm sie auch in den Arm. Dann hielt ich sie auf Armeslänge und fragte: "Du bist bestimmt Alice", woraufhin sie nickte und mir ein schier umwerfendes Lächeln schenkte. Dieses Lächeln machte es leicht, sie gern zu haben.

Drinne versorgte ich alle mit Getränken und Kuchen, denn für ein richtiges Abendessen war es noch zu früh. Zwischendrin schrieb ich noch eine Kurznachricht ins Netz, dass sie gut angekommen seien, denn dort saßen alle schon auf heißen Kohlen.

Dann war Zeit für die ersten Kurzerzählungen, denn die Langfassung musste natürlich warten, bis auch Felix heimgekommen war. Ronja und Anna erzählten abwechselnd von ihren Erlebnissen, die so aufregend waren, dass es mir fast recht war, erst jetzt von den Details zu erfahren, wo ich sie lebendig vor mir sitzen sah. Sie waren gerade bei der Gefangennahme am Neckar ange-

kommen, als Piepstöne signalisierten, dass eilige Nachrichten angekommen waren. Es handelte sich um Glückwünsche und Grüße von Nanni und CityGuy aus Frankfurt und auch Ulli hatte seiner Freude und Erleichterung Ausdruck gegeben.

Nachdem Ronja und Anna die Kurzfassung ihrer Odyssee beendet hatten, wandte ich mich an Alice und fragte: "Und wie habt ihr euch kennengelernt? Fritz hat das was Mysteriöses anklingen lassen."

Fritz antwortete an Alice Stelle: "Ja, es war ganz merkwürdig, denn ich hatte schon von ihr geträumt, bevor ich sie kennenlernte. Und dann stand sie da, mit meinem Armband am Handgelenk, genau so, wie ich sie im Traum gesehen hatte, nur freundlicher."

"Ja, und als er so dastand,", griff Alice den Faden der Geschichte auf, "mit seiner Armbrust in der Hand, nachdem er die ganze Stadt von diesem Unhold befreit hatte..."

Plötzlich stand Felix in der Tür und rief "Hallo miteinander!". Dann umarmte er zuerst seine langvermisste Tochter und seine Enkeltochter, um anschließend Fritz kumpelhaft auf die Schulter zu schlagen und seine angehende Schwiebertochter mit einer Mischung aus Handschlag und Umarmung zu begrüßen.

Als der Begrüßungen Genüge getan war, baute Felix sich plötzlich vor Fritz auf und fragte: "Du hast was? Die Stadt gerettet? Ohne mir Bescheid zu sagen? Dann erzähl mal!"

Wie befohlen berichtete Fritz mit eher dünnen Worten von der Befreiung der Gefangenen und der Tötung des Gangsterbosses und seiner Leibwächter. Alice sprang immer mal wieder mit ein paar ausschmückenden Erklärungen bei, die offensichtlich zum Ziel hatten, die Heldenhaftigkeit von Fritz Handeln zu unterstreichen. Fritz wand sich bei diesen Ergänzungen und man konnte ihm deutlich anmerken, dass ihm die schlichte Version lieber gewesen wäre. Aber seine Zuhörer waren gnadenlos und wollten auch die Details hören.

Als Fritz seine Geschichte beendet hatte, fragte Felix: "Und warum hast du uns nichts davon erzählt, als du dir das ausgedacht hast? Ok, ich versteh schon, weil ich versucht hätte, es dir auszureden und weil es deine Mutter in zusätzliche Ängste versetzt hätte."

Fritz nickte und sagte: "Ich wollt's dir von Auge zu Auge erzählen, wenn ich es hinter mir hab und deine vernünftigen Einwände hätte ich in der kritischen Zeit nicht brauchen können. Mir war das Ganze selbst schon fast zu unheimlich, um es zu riskieren. Nun, du kannst mit deiner Standpauke beginnen."

"Wie kann ich einem Held eine Standpauke halten?", sagte Felix und grinste. "Lasst uns ausnahmsweise zur Feier des Tages eine Flasche Sekt öffnen und die

Heimkehr der verlorenen Kinder feiern."

Die Flasche Sekt war gerade geöffnet, als Michael Friedrich das Wohnzimmer betrat. Er hatte sich anscheinend um die Versorgung der Werkzeuge gekümmert, um Felix und seiner Familie eine private Begrüßung zu ermöglichen.

Felix stellte ihn und die ganzen Familienmitglieder einander vor. Als Michael Ronjas Hand schüttelte, wollten die beiden die Hände kaum wieder voneinander lösen und schauten sich an, als wollten sie in den Augen des Anderen versinken.

Michael durchbrach die Spannung des Momentes, indem er Anna auf den Arm nahm und an Ronja gewandt fragte: "Und das ist deine aufgeweckte kleine Tochter?"

Ronja nickte ein "Ja", wie erlöst. Ich fragte mich, ob wohl auch meine Tochter am Ziel ihrer langen Reise angekommen war.

---- E N D E ----

Weitere Romane von Eva Marbach

Jenseits des Ölgipfels - Ein Peak-Oil Roman

Erdöl wird immer teurer und knapper verfügbar. Das hat massive Auswirkungen auf alle Länder der Erde. In manchen Gegenden droht das Aussterben der Bevölkerung. Jens erlebt, wie sogar in Deutschland das Essen knapp wird und braucht all seine Flexibilität, um sich der veränderten Situation zu stellen.

Peakoil Reloaded - ein Peak-Oil Roman

Der Verkehr steht still, Bauern können ihr Land nicht bearbeiten und Tankstellen gehen pleite. Alles nur, weil das Erdöl immer knapper wird. Die gesamte Wirtschaft leidet unter dem Mangel und droht zusammenzubrechen. Hungersnöte kündigen sich an. Alice muss in dieser schwierigen Situation nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Familie kämpfen.

Dieser Roman erzählt in lebendiger Weise, wie die Welt aussehen könnte, wenn in wenigen Jahren das Erdöl tatsächlich knapp wird und schildert Lösungsansätze. Der Leser taucht ein in ein zukünftiges Szenario und erlebt hautnah die Probleme, denen sich in diesen Zeiten jeder stellen muss.

Vollautomatisch - Ein Automatisierungs-Roman

Computer und Maschinen werden immer leistungsfähiger. Sie erledigen die meisten Arbeiten inzwischen besser und billiger als Menschen. Schafft es Juliane, dennoch einen Platz in der Welt zu finden?

Die Virenjägerin - Ein Pandemie-Roman

Eine weltweite Epidemie bricht durch einem Virus aus, der sich nicht nur verbreitet wie ein Lauffeuer, sondern auch besonders tödlich ist. Das öffentliche Leben bricht völlig zusammen, Menschen isolieren sich und riskieren lieber den Hungertod als die qualvolle Lungenentzündung durch die Killergrippe. Gibt es Rettung für unsere Helden?

www.eva-marbach.com/buchverlag/romane/